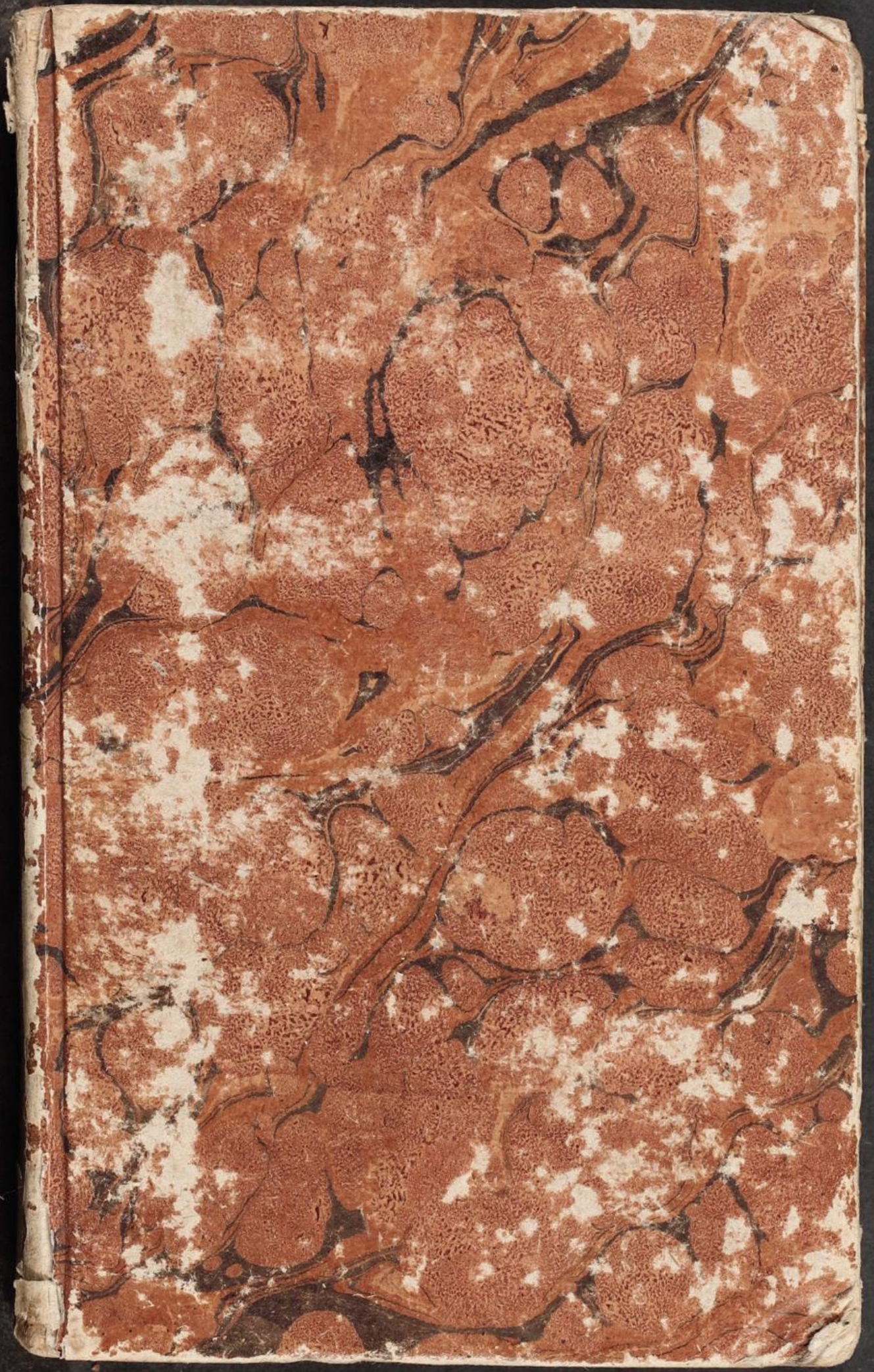


J. 27/2.

A. P. Thaer auf Lüdersdorf.

162

1628

A 39 b

Anleitung zur Kenntniß der Belgischen Landwirthschaft,

von

J. N. Schwerz.

BIBLIOTHEK D. KONIGLICHEN ACADEMIE DES LANDBAUES ZU MOEGLIN

Zweyter Band.

Mit fünf Kupfertafeln.

Halle,
bey Hemmerde und Schwetschke.
1808.

Eine vollkommnere Wirthschaft und Verrichtung mehrerer Arbeit ist gewissermaßen einerley.

A. Thaer. Einleitung zur Kenntniß der englischen Landwirthschaft, Seite 26.

À

MONSIEUR

LEZAY MARNESIA,

PRÉFÊT DU DÉPARTEMENT DU RHIN ET DE LA MOSELLE,
COMMANDANT DE LA LÉGION D'HONNEUR.

Né
ces
être
pou
nez
d'
un
tur
tion
jou
Cer
Adr
pas,
port
moy
Les s
espéc
ses,
naux,
race e

Monsieur,

Né dans le Département dont Vous ne cessez de procurer et d'augmenter le bien-être par Vos soins infatigables, passionné pour un art que Vous appréciez, affectionnez et protégez, je ne puis me dispenser d'offrir cet ouvrage qui en traite, à un homme, qui a fait voeu que l'agriculture du département, dont l'administration lui a été confiée, puisse rivaliser un jour avec celle de la ci-devant Belgique... Certes, si des voeux aussi dignes d'un bon Administrateur ne se réalisent peut-être pas, ce ne sera pas que Vous n'y ayez porté tout le zèle, et employé tous les moyens qui étaient à Votre disposition... Les sémis et plantations d'arbres de toute espèce, la création de pépinieres nombreuses, le perfectionnement des chemins vicinaux, l'introduction des bêtes à laine de race espagnole, la culture des plantes four-

rageuses, que Vous avez fait connaître, constateront à jamais le mérite que Vous avez acquis de l'agriculture, et par conséquent de l'état.

Veuillez, Monsieur le Préfèt, reconnaître en ceci, non pas quelque vain compliment d'un homme qui flatte, chose peu conforme à mon goût et à mon état, mais les expressions d'un agriculteur, qui parle au nom de ses confrères, et qui n'est en cela que l'organe de leur reconnaissance et de celle de sa patrie.

Je suis avec respect,

Monsieur,

Coblence le 15. Janvier 1808.

Votre très-humble et très-obéissant serviteur.

J. N. Schwerz.

Inhalt.

Sechste Abtheilung.

Anbau der Futtergewächse.

Erster Abschnitt.

Futterkräuter.

§. I. Rother Klee.
Die Basis der niederländischen Wirthschaft. S. 1
Wird mit den meisten Fruchtarten gesäet. — 3
In welchem Zeitraume er auf sich selbst folgen darf. — 4
Bereitung des Feldes zu seiner Aufnahme. — 4
Quantität der Aussaat. — 5
Wird nur im Frühjahre über Winter- und Sommer-Getreide gesäet. — 5
Art, ihn zu säen, in des Verfassers Gegend. — 6
Geräth nirgend besser, als unter Flachs. — 7
Geht, auch ohne eingeeggt zu werden, auf. — 8
Ueberdüngung des Klees. — 8

Mit Asche, dem vorzüglichsten Düngmittel dazu. S. 9
Mit Kalk und Asche. — 11
Mit Mistjauche. — 11
Mit Mergel, im Clevischen. — 12
Mit Gyps, nicht bekannt bey den Belgen. — 12
Mit Stallmist, in der Verfassers Gegend. — 12
Hat keine Ueberdüngung des Frostes wegen nöthig. — 12
Nützlicher ist es, für die Halmfrucht düngen, mit welcher der Klee ausgesäet wird. — 13
Ertrag und Werth des Klees. — 14
Seine Benutzung dauert nur ein Jahr. — 15
Gewährt zwey volle Schnitte; der dritte unterzupflügen. — 15
Erzielung und Aufnehmen des Saamens. — 16
§. II. Luzerne.
Vorzüge derselben vor dem Klee. — 18
Wann und wie oft sie kann geschnitten werden. — 19
Gebrauch bey den Pferden. — 21
Warum sie in den Niederlanden nicht in Aufnahme kömmt. — 22
Versuche ihrer Cultur vom Verfasser. — 22
Breitwürfige Aussaat. — 23
Das Gras, der nicht zu besiegende Feind der breitwürfigen Luzerne des Verfassers, warum in einer Gegend und nicht überall? — 24
Gedrillte Aussaat. — 24
Verpflanzte Luzerne. — 25
Vortheile des Behackens bey ihr. — 25
Hinderniß, das sich dabey vorfindet. — 26
Wo das Verpflanzen anwendbar. — 26
Wie man sich dabey zu verhalten habe. — 27

Aus-

Aussaat mit Klee. S. 28
Nicht zu empfehlen. — 30
Worinn die Luzerne dem Klee nachstehe. — 30
In wie weit ihre Cultur jeder Wirthschaft anzurathen. — 31
Wird in einigen Distrikten Flanderns gebaut. — 32
§. III. Spörgel, weißer Klee, andere Futterkräuter.
Vorzüglichkeit des Spörgels für die Sandländer. — 33
Kann vom Frühjahre an bis zum Herbste gesäet werden. — 35
Der weiße Klee in den Niederlanden nicht bekannt. — 36
Nutzen seiner Cultur im Clevischen. — 36
Die schwedische Luzerne. — 37
Der Meliloten-Klee. — 38
Weißer Senf. — 38
Einige Gräser. — 39
Wiesen-Schwingel. — 39
Knaul-Gras. — 40
Weiche Trespe. — 41
Hafer-Gras. — 41

Zweyter Abschnitt.

Wurzelwerk.

§. I. Rüben.
Sind nebst dem Klee das Hauptfutter des Viehes in den Niederlanden. — 42
Rüben-Gattungen. — 43
Cultur der Stoppel-Rüben zu Contigh. — 43
Der Rüben, die im Felde überwintern sollen. — 44
Zu Voorde. — 45

In der Campine. S. 45
Sie magern das Land aus. — 45
Eggen der Rüben. — 46
Ertrag eines Bunders Stoppel-Rüben. — 46
Aufbewahren der Rüben im Winter. — 48
Braach-Rüben. — 49
Behacken der Rüben. — 49
Rüben-Cultur in des Verfassers Gegend. — 49
Handgriffe, um das Aufgehen des Saamens zu befördern. — 50
§. II. Möhren.
Nutzen ihrer Cultur. — 51
Womit sie ausgesäet werden. — 51
Ihre Behandlung auf dem Felde. — 52
Weise, sie im Winter aufzubewahren, in den Niederlanden und in des Verf. Gegend. — 53
Erfahrungen für und gegen das Kron-Abschneiden der aufzubewahrenden Möhren. — 54
Noch eine besondere Art, sie aufzubewahren. — 55
Art, die Möhren zu bauen, in des Verfassers Gegend. — 56
Art, sie einzuärndten. — 57
Ob die Möhren einem Lande nachtheilig sind. — 58
Drillen der Möhren, vom Verfasser. — 59
Vergleichende Versuche über ihre Cultur. — 60
Kosten und Ertrag. — 62
Was beym Reihensäen der Möhren zu beobachten. — 63
§. III. Runkel-Rüben. — 67
Werth der Wurzeln und Blätter. — 68
Versuche über das Abblatten. — 69
Ertrag. — 70
Drillsäen der Runkeln. — 71
Ihre Cultur auf feuchtem Boden. — 72

Nutzen

Nutzen der Kürze des Stiels bey der Hacke. S. 73
Das Verpflanzen der Runkeln verdient dem an Ort und Stelle Säen vorgezogen zu werden. — 75
Methode der Cultur beym Verpflanzen. — 75
Sind ein schlechtes Milchfuter. — 77
Werden in den Niederlanden nicht gebaut. — 78
§. IV. Kartoffeln.
Verschiedene Arten, sie zu bauen. — 78
Zu Contigh. — 79
In der Campine. — 83
Zu Tirlemont. — 83
Zu Melle. — 84
Im Waeslande. — 85
Zu Grimbergen. — 86
Zu Alost. — 88
Zu Voorde. — 89
Nach des Verfassers Meinung. — 90
Aufbewahren der Kartoffeln. — 91
Vergleich der Einsaat und des Ertrages in obigen Gegenden. — 95
Eine besondere Beobachtung über die Kartoffeln. — 100

Siebente Abtheilung.

Anbau der Handelsgewächse.

Ob die Beschreibung ihrer Cultur zu übergehen. — 101

Erster Abschnitt.

Flachs.

Quantität des in den Niederlanden erbauten. — 104
Die Waesländer gehen, ihn auf holländischen Boden auszusäen. — 104
Handel mit Zwirn und Linnen. — 106

Der

Der Haupt-Cultur-Zweig in Flandern. S. 107
Das wirksamste Mittel der hohen Cultur dieser Gegend. — 107
Werth eines Flachslandes. — 108
Seine Cultur an verschiedenen Orten in Flandern. — 109
Wird in Brabant nicht so stark betrieben. — 110
Was für einen Boden der Flachs erheische. — 110
Flachs-Cultur zu Antwerpen. — 111
Zu Warloos. — 111
Im wallonischen Brabant. — 112
In des Verfassers Gegend. — 112
Uebersicht der Einsaat und des Ertrages. — 113
Flachsärndten des Verfassers. — 113
Kosten und Ertrag des Flachses zu Melle. — 114
Magert das Land bey weitem nicht so aus, als man gewöhnlich dafür hält. — 115
Flachs nach Hanf, eine sichere Aerndte. — 116
Der beste Dünger für den Flachs. — 117
Geländerter Flachs, lin ramé, nach Balsamo. — 117
Versuch des Verfassers mit solchem Flachse. — 119

Zweyter Abschnitt.

Hanf.

Sein wohlverdientes Lob. — 123
Boden, den er fodert. — 123
Seine Cultur in den Niederlanden. — 124
Hanf-Cultur des Verfassers. — 125
a. In abgewässerten Fischteichen. — 126
Hanf das Vortheilhafteste, was man darein säen kann. — 126
b. Auf freyem Felde. — 128
Die letzte Pflugart so tief als möglich zu geben. — 129
Der schicklichste Dünger zum Hanfbaue. — 129
Versuch des Verfassers hierinn. — 130

Ko-

Kosten und Ertrag der Cultur des Verfassers. S. 132
Der Hanfbau kann keine gute Wirthschaft zu Grunde richten. — 134
Seine Bestellung fällt in keine Zeit, wo sie der übrigen Feldbestellung nachtheilig wäre. — 135
Hanf muß gehütet werden. — 136
Auf die Wahl des Saamens ist wohl zu achten. — 136
Ertrag eines Scheffels Hanf. — 137
Hat nicht immer eine unmittelbare Düngung nöthig. — 138
Wann der Hanfbau großen Wirthschaften vortheilhaft. — 139

Dritter Abschnitt.

Raps- oder Kohl-Saamen.

Wird stärker in Brabant als in Flandern gebaut. — 141
Verpflanzter und nicht-verpflanzter Raps. — 142
Varietäten beym Rapse. — 142
Seine Saamenreife magert den Boden nicht aus. — 146
Ein Rapsland giebt einer reinen Braache wenig nach. — 146
Nicht-verpflanzter Raps (Rapspflanzen) hungert ein Land ab. — 147
Ursachen, die zum Verpflanzen bewegen. — 147
Wird auf mehrere Art verpflanzt. — 147
Verpflanzen mit dem Pfluge. — 148
Welche Pflanzen dazu gehören. — 148
Wie sie gewonnen werden. — 149
Ausziehen der Pflanzen. — 150
Zubereitung des Landes, das sie aufnehmen soll. — 150
Handgriffe beym Verpflanzen. — 151
Sorgfalt, die auf den verpflanzten Raps zu verwenden. — 154

Ver-

Verpflanzen mit dem Spaten und dem Pflanzstocke. S. 155
Vorzüge dieser Methode. — 156
Auf welchem Felde die Pflanzen dazu gezogen werden. — 156
Vollständige Beschreibung gedachter Verpflanzungsmethode. — 156
Beschreibung des Pflanzstockes. — 160
Wartung des verpflanzten Rapses. — 161
Unkosten, die darauf fallen. — 162
Gedrillter Raps. — 163
Versuche des Verfassers. — 164
Sein Verfahren dabey. — 165
Ertrag desselben. — 167
Vollständige Berechnung. — 168
Vergleich des gedrillten mit den verpflanzten Rapse. — 170
Fällt zu Gunsten des gedrillten aus. — 172
Vorsicht bey der Rapsärndte. — 172
Schneiden. — 173
Dreschen auf dem Felde. — 173
Werth der Hülsen (Schooten). — 175
Dreschen in der Scheune. — 176
Ertrag des Rapses bey dem Verfasser. — 178
Ein Gedanke über eine andere Behandlungsart der Raps-Aerndte. — 178

Vierter Abschnitt.

Verschiedene Oelgewächse.

Rutabaga.
Versuche des Verfassers auf einem Braachfelde. — 181
Nach Wintergerste und Roggen. — 183
Nach Roggen gedrillt. — 184
Vorzüge der Rutabaga vor dem Raps. — 185
Kömmt sehr gut auf einer Grasnarbe. — 187

Nach

Nach einem Wickenschnitte. S. 187
Auf Sandboden. — 187
Vorsicht bey dem ausgedroschenen Saamen zu gebrauchen. — 188
Sommer-Raps.
Zufälligkeit seines Anbaues. — 188
Geräth in abgewässerten Teichen. — 188
Rübsen.
Sommer-Rübsen, ein Surrogat, wenn die Winter-Oelgewächse fehl schlagen. — 189
Chinesischer Oelrettich.
Nicht zu empfehlen. — 190
Englischer oder weißer Senf.
Einige gute Eigenschaften desselben. — 190
Leindotter.
Verdient keine Aufmerksamkeit. — 191
Mohn.
Seine Cultur im Lande von Waes. — 191
Frühes Säen vortheilhaft. — 192
Aerndtegeschäft. — 193
Trocknen des Saamens. — 193
Mohn-Oel. — 195
Ertrag des Mohns. — 196
Seine Vorzüge. — 196
Mäuse, seine einzigen Feinde. — 197

Fünfter Abschnitt.

Verschiedene Handelsgewächse.

Hopfen.
Ansehnliche Cultur desselben in den Niederlanden. — 198
Sein Ertrag. — 199
Krapp. — 199
Bey was für Umständen der Landwirth sich damit abgeben kann. — 200

Wird

Wird wenig in den Niederlanden gebaut. S. 200
Bauarten um Hasselt und Mastricht. — 201
Beobachtungen über diese Culturarten. — 202
Versuche des Verfassers, seine Cultur zu verbessern und zu erleichtern. — 203
Auspflügen des Krapps. — 205
Ersparniß der Kosten durch das Auspflügen. — 206
Höhere Güte des Krapps auf einzelnen Reihen. — 207
Pflanzenschule. — 207

Achte Abtheilung.

Viehzucht und Dünger.

Viehwirthschaft. — 209
Ackerwirthschaft. — 210

Erster Abschnitt.

Verhältniß der Viehzucht zum Ackerbaue.

Kein reiner Vortheil vom Viehe. — 211
Entgegengesetzte Meinung. — 211
Ein glücklicher Wahn. — 211
Predigen einer überspannten Viehzucht, das Geschäft agronomischer Sozietäten. — 212
Unzweckmäßigkeit der meisten ihrer Prämien. — 214
Das Vieh ist des Ackers, und der Acker nicht des Viehes wegen da. — 216
Die Vermehrung und Veredlung des Viehstandes steht mit der Höhe der übrigen Cultur nicht immer auf gleichem Grade. — 216
Ist oft die Frucht der sorgfältigsten Agricultur. — 216
Oft die Folge der allernachlässigsten. — 217
Ob der Körnerbau dem Viehe zu Gefallen einzuschränken. — 218
Strenge Wechselwirthschaft dringt auf einen überspannten Viehstand. — 219

Strenge

Strenge Wechsel- und strenge Dreyfelder-Wirthschaft sind beydes Extreme. S. 220
Große Opfer, welche Stallfütterung und strenge Wechsel-Wirthschaft fodern. — 221
Fallen bey dem belgischen Wirthschaftssysteme weg. — 222
Weder der starke Körnerbau, noch die Größe der Population in den Niederlanden sind dem Viehstande hinderlich. — 222
Der möglich stärkste Viehstand findet sich daselbst bey dem höchstmöglichen Körnerertrage. — 222
Die größte Menge Dünger wird mit dem geringsten Kostenaufwande erzeugt. — 223
Ackerwirthschaften ohne Graswuchs. — 223

Zweyter Abschnitt.

Hornviehzucht.

Race des Hornviehes. — 224
Plötzlicher Uebergang zur strengen Stallfütterung mit an beständiges Weiden gewöhntem Viehe, demselben nicht schädlich. — 224
§. I. Stallfütterung.
Gebührendes Lob. — 225
Nicht allenthalben in den Niederlanden eingeführt. — 226
Wo sie statt und nicht statt hat. — 227
Im Durchschnitte hat die Stallfütterung die Oberhand. — 228
Eine Folge der Nothwendigkeit nach Hr. Man. — 229
Umstände, unter welchen man Stallfütterung in den Niederlanden findet, und nicht findet. — 231
Stallfütterung, Freundinn der Industrie, Mutter einer guten Cultur. — 232

Abneigung gegen die Stallfütterung, eine Folge der Indolenz. S. 233
Beweis, daß der Pflug der Erde einen größern Ertrag abzwinge, als sie von selbst durch Graswuchs gewährt. — 234
Der Dünger, der Zweck und die Belohnung der Stallfütterung. — 235
§. II. Privat-Stallfütterungsarten der Belgen.
Abweichungen, das Vieh auf dem Stalle zu halten. — 236
Stallfütterungsart in der Campine. — 237
Bey Alost. — 240
Im Waeslande. — 241
Um Contigh. — 242
Kochen der Rüben. — 244
Fütterungs-Tabelle. — 244
Viehzucht ohne Stallfütterung bey Tirlemont. — 246
Zu Voorde. — 246
§. III. Besondere Behandlungen des Milchviehes. — 247
Kalte und warme Fütterung. — 248
Eiskaltes Tränken den Kühen nicht schädlich. — 248
Fütterungsart des Hrn. Goyens. — 248
Fütterungsart in der Gegend von Breda. — 249
Nachtheile sehr schlechter und sehr guter Winterwartung des Milchviehes. — 250
Fragment aus der Geschichte eines Neulings im Agricultur-Wesen. — 251
Weise, bey kärglichem Winterfutter die Kühe in vortheilhaftem Stande zu erhalten. — 254
Ein langes Verseichen (Trockenstehen) der Kühe, da, wo man die Wintermilch nicht verkauft, in jeder Rücksicht vortheilhaft. — 255

§. IV.

§. IV. Benutzung des Milchviehes.
Nothwendigkeit desselben. S. 257
Wie der Ertrag des Viehstapels zu berechnen. — 258
Ertrag der Kühe an Milch und Butter von künstlichen Wiesen. — 260
Von natürlichem Graswuchse. — 262
Butter-Ertrag im Durchschnitte. — 262
Wie viel zu einer im Stalle gefütterten Kuh erfodert wird. — 264
Berechnung der Kosten und des Ertrages. — 265
Güte und Vorzüge des belgischen Feldsystems. — 266
Paßt nicht überall hin. — 267
§. V. Behandlung des Molkenwerkes. — 268
Käsen von den Belgen wenig getrieben. — 269
Ueber das Melken. — 269
Buttern aus dünnem und verdicktem Rahme. — 271
Die Qualität der Butter hängt von Reinlichkeit, Pünktlichkeit und Futter ab. — 271
Winke für angehende Oekonomen. — 272
Wahrscheinlich setzt die verdickte Milch mehr Buttertheile ab. — 273
Butter aus verdicktem Rahm zu schlagen, die gemeinüblichste Art in den Niederlanden. — 274
Wie man dabey verfährt. — 274
Behandlung der Butter. — 276
Trocken-Korb für die Käse. — 278
Methode, einen guten Schabkäse zu verfertigen. — 278
§. VI. Butterfässer. — 280
Das holländische Butterfaß. — 280
Das brabantische Butterfaß. — 281
Roll-Fässer, gewöhnliche Butterfässer. — 283
Das clevische Butterfaß. — 284
§. VII. Zuzucht und Mastung.
Frühes Begehen d. Rinder in den Niederland. — 286

Rechtfertigung desselben. S. 286
Behandlung der Kühe beym Kalben. — 288
Behandlung der Kälber. — 288
Stallfütterung und trocknes Futter für Kälber geeignet. — 290
Die belgischen Ackerwirthe treiben keine Mastung. — 290
Das westliche Flandern liefert das Fettvieh. — 291
Mastung ausgemerzten Viehes. — 291
Mästen der Kälber. — 292
Warmes Futter zum Mästen tauglicher als kaltes. — 293

Dritter Abschnitt.

Ställe und Dünger.

Beschreibung eines guten brabanter Kuhstalles. — 294
Ställe in der Campine. — 299
Zu Contigh. — 300
Weise, den Kessel mit der Siede nach dem Stalle zu bringen. — 300
Das Düngermagazin befindet sich im Stalle selbst. — 302
Etwas über Theorieen. — 302
Compost steht dem belgischen Stalldünger nach. — 304
Antipoden-Wirthschaft. — 305
Vorzüge der belgischen Art, den Mist zu behandeln. — 305
Hülfsmittel bey Unbequemlichkeit der Miststätten. — 306
Art, einzustreuen. — 307
Misthaufen bey den Belgen. — 309
Erdhaufen. — 311
Mistbehandlung in Flandern. — 312
Einstreuungsmaterial. — 314
Weise, die Mistjauche aufs Feld zu bringen, nach Hrn. Cropp. — 315
Eine andere bey Contigh. — 320
Karren mit geschlossenen Boden und Wänden, zum Transporte des Düngers. — 321

Frem-

Fremde Düngemittel. S. 321
Aschenschoppen. — 3 2
Kalk — 323
Künstlicher Mergel. — 323
Düngen mit Oelkuchen. — 323
Grüne Pflanzen als Dünger. — 324
Mengen leichter mit schwerer Erde. — 324

Vierter Abschnitt.

Pferde und Zugochsen.

Man legt sich nicht, als blos zur Nothdurft, auf die Vermehrung der Pferde. — 326
Inconvenienzen, auf solche Vermehrungen zu dringen. — 326
Besonders für gut cultivirte Distrikte. — 327
Vermehrungen und Veredlungen der Art bedürfen keiner Ermunterung von Regierungs wegen. — 328
Pferderacen in Flandern. — 329
Fütterungsart der Pferde. — 332
Fütterung mit Möhren. — 332
Gespannarbeit. — 333
Zug-Ochsen. — 333
Weise, sie anzuschirren. — 333
Unnatürlichkeit des Zusammenjochens. — 335

Fünfter Abschnitt.

Schaafe und Schweine.

Geringe Schaafzucht in den Niederlanden. — 336
Nachtheile übertriebener Schaafzucht. — 336
Wird dennoch von den Belgen nicht vernachlässiget. — 337
Verschiedene Racen. — 338
Fütterungs- und Behandlungsart. — 339
Fütterung der Schaafe mit Wurzelwerk ohne Korn. — 342
Möhren verdienen dabey den Vorzug. — 343

Behandlung der Lämmer. S. 345
In der Hesbaye übliche Behandlung der Schaafe. — 345
Behüten der Getreidefelder durchgehends nachtheilig. — 347
Manchmal unschädlich, äußerst selten nützlich. — 348
Nachwuchs auf dem Haferfelde den Schaafen schädlich. — 349
Ungelöschter Kalk, erprobtes Mittel gegen das Aufschwellen der Schaafe. — 349
Veredlung durch spanische Böcke. — 350
Bekehrung ihrer Widersacher. — 351
Nicht-eingebildeter Vortheil dieser Veredlung. — 351
Ob, u. welcher Unterschied zwischen der spanischen National-, und der französisch-spanischen Wolle. — 352
Schweine, ihre Zucht nicht stark in den Niederlanden. — 353
Eine empfehlungswürdige Methode bey ihrer Mastung. — 354

Neunte Abtheilung.

Innere und äußere Verfassung der Pachthöfe in den Niederlanden.

Erster Abschnitt.

Vor- und Nachtheile großer und kleiner Wirthschaften.

Welcher der Vorzug gebühre, keiner allgemeinen Entscheidung fähig. — 355
Balsamo's Meinung für die großen Pachthöfe. — 357
De Beunier für die kleinen. — 363
Abbé Man für die kleinen. — 365
Von Ponderle für die kleinen. — 366
Diercxsen für die kleinen. — 368
Gedanken des Verfassers. — 369
Beleuchtung einer Stelle in der Einleitung zur Kenntniß der englischen Landwirthschaft. — 374

Zwey-

Zweyter Abschnitt.

Größe, Zins und Betriebs-Capital der Pachthöfe in den Niederlanden.

Größe. S. 378
Pachtzins. — 380
Betriebs-Capital. — 384
= = für einen Pachthof von 11 Bundern in der Gegend von Contigh. 386

Dritter Abschnitt.

Haushaltung, Feldeintheilung, Ausgabe und Ertrag eines Pachthofes von eilf Bundern zu Edeghem.

Genaues Detail einer Wirthschaft beschwerlich anzugeben. — 390
Haushaltung. — 391
Lohn der Dienstbothen. — 391
Speisung derselben. — 392
Haushaltungs-Kosten. — 393
Ausbesserungs-Kosten. — 393
Feldbestellungs-Kosten. — 394
Feldeintheilung. — 395
Fruchtfolge. — 395
Ertrag und Bilanze. — 396
Eine andere Art, die Bilanze aufzustellen. — 397
Ausgaben im Verdinge.
— für den Roggen. — 398
— für die Rüben. — 399
— für den Hafer. — 399
— für den Klee. — 400
— für den Waizen. — 401
— für die Kartoffeln. — 402
Geldertrag obiger Aerndten und Bilanze. — 403
Dünger, der zu einer solchen Wirthschaft erfodert und darinn erzeugt wird. — 404

Aus-

Auszug aus einem Bonitirungsgeschäfte in der Gemeinde zu Melle in Flandern. S. 405
Fruchtfolge und Feldeintheilung. — 407
Roher Ertrag. — 409
Ausgaben. — 410
Bilanze. — 412
Ertrag der Wiesen. — 413
Abschätzung der Gebüsche. — 413
Brabantische Wirthschaftsart nach H. v. Ponderle. — 415

Vierter Abschnitt.

Landwirthschaftliche Gebäulichkeiten.

Nutzen der Lage abgesonderter Höfe. — 418
Gebäulichkeiten im Waeslande. — 419
Contrast mit denen in der Gegend des Verfassers. — 420
Vortheile der Geräumigkeit des Hofes. — 421
Gebäulichkeiten in den Niederlanden, weder hoch noch massiv. — 422
Nutzen langer Scheuntennen. — 422
Getreide-Schober. — 423
Scheunen. — 424
Bedachung. — 425
Große Scheunen in dem südlichen Brabant. — 426
Fuhrwesen der Brabanter. — 428
Beschreibung der Mist-Karren. — 429
Vortheile des kleinen Fuhrwesens vor dem großen. — 429
Beschreibung gewöhnlicher Karren in der Campine. — 429
Karren in der Gegend von Contigh. — 430
Abgeschmacktes Fuhrwesen in der Hesbaye. — 431

Anhang.

Der doppelte Streichbrettspflug des Verfassers. — 433
Maulwurfs-Falle. — 435
Bewährtes Mittel gegen die Feld-Mäuse. — 438

Sech-

Sechste Abtheilung.

Anbau der Futtergewächse.

Erster Abschnitt.

Futter-Kräuter.

§. I.

Rother Klee.

Von der Nothwendigkeit des Kleebaues ist man in den Niederlanden (die Campine ausgenommen) so fest überzeugt, daß man sich keinen Begriff von einer Landwirthschaft machen kann, welche ohne denselben bestehen könnte. In den Jahren, wo die Mäuse viele Verheerungen auf dem Felde anrichteten, hörte ich stets den Verlust des Klees weit mehr als den des Getreides beklagen, ein Beweis, daß der Klee als die Basis des ganzen niederländischen Ackerbaues angesehen wird.

Diese edle Pflanze scheint durchaus hier in ihrer Heimath oder in ihrem Vaterlande zu seyn. Ihr Nutzen als Futterkraut für die Landwirthschaft und

ihr Werth muß schon in den frühesten Zeiten hier anerkannt gewesen seyn: denn niemand erinnert sich, daß er von seinen Vor- und Groß-Aeltern über den Zeitpunkt ihrer Einführung habe sprechen hören. Die allerältesten Bücher selbst schreiben davon, wie von einer Sache, die eben so bekannt und allgemein ist, als Heu und Hafer. Es ist also wahrscheinlich, daß nicht allein Teutschland, sondern auch England den Gebrauch des Klees von den Belgen erlernt haben: denn, außer daß der Klee, nach dem Zeugnisse A. Youngs, noch in mehreren Theilen Englands durchaus unbekannt ist, und eine Menge Farmers sich seinem Anbaue mit Hartnäckigkeit widersetzen; so führt auch eben gedachter Verfasser in seinem Experimental-Ackerbaue eine Tradition an, nach welcher sich seine Einführung in England nicht viel über hundert Jahre hinaus erstreckt. Sie schreibt nämlich solche dem Sir Richard Weston zu, der den Klee aus Flandern mitgebracht, und seinen Landsleuten in seinem discourse on Flanders husbandry empfohlen hat.

Zwar findet A. Young diese späte Einführung, in Vergleich mit der plötzlichen und großen Ausdehnung des Kleebaues in seinem Vaterlande, etwas räthselhaft. „Oder, sagt er, die englischen Farmers müssen damals „viel folgsamere Thiere gewesen seyn, als in unsern Ta„gen: denn — ich versichere — stünden heute auch „vierzig Sir Richards auf, und zögen sie ihre Federn „aus dem Flügel eines Erzengels; sie brächten es nicht „dahin, auch nur Einen neuen Gebrauch durchs Bü„cher-

„cherschreiben bey uns einzuführen.". . Da aber übrigens Arthur Youngs Zweifel an einer so verspäteten Einführung des Kleebaues sich bloß auf den Umstand gründet, daß ungeachtet dieser überwiegenden Ausdehnung ein großer Theil Englands noch bis jetzt für diesen elektrischen Funken nicht empfänglich ist: so läßt sich das Räthsel durch die Geschichte der Kartoffeln leicht erklären. Wer sollte z. B. denken, daß ein Theil Frankreichs diese gesegnete Frucht wirklich noch nicht kenne?

Der Klee wird in den Niederlanden ohne Unterschied mit allen Getreide-Arten (Wintergerste und Buchwaizen ausgenommen) gesäet. Man hat zu Voorde in Flandern die Bemerkung gemacht, daß er nicht in einem Lande gedeihe, welches im Jahre vorher Pferdebohnen getragen hat. Vorzüglich schön aber gedeiht er im Flachse.

Der Klee kömmt in den niederländischen Rotationen zwischen vier und sieben Jahren wieder vor. In meiner Gegend, wo nicht gleiche Industrie und gleiche Düngekraft angewendet werden, darf er der Regel nach nur aller zwölf, oder höchstens nur aller neun Jahre wieder kommen. Daß dieser ausgedehnte Klee-Umlauf bey mir nicht eine Folge der Natur des Bodens, sondern des Mangels an Dünger und eines dem Klee nicht angemessenen Fruchtwechsels sey, bezeugen die Aecker kleiner Leute, die ihre wenigen Ruthen Land durch und durch düngen, und öfters mit Kartoffeln be-

pflanzen, die sehr rein gehalten und sorgfältig bearbeitet werden. Auf solchen Aeckern sehen wir den Klee ohne Anstand alle sechs Jahre mit dem besten Erfolge wieder kommen. Auch fand ich in Brabant den Klee im vierten Jahre, doch nur auf fetten, nahe gelegenen, umpflanzten Koppeln mit Einschaltung einer Kartoffelärndte, zu welcher der Boden ungewöhnlich tief gepflügt wird, oder auf Marschboden, der keine allgemeine Regel macht, wieder kommen. Wie sorgfältig übrigens das Feld den ganzen Fruchtumlauf hindurch geharkt, gejätet, gepflügt und gehandhabt wird, weiß der Leser aus dem ersten Bande dieses Buchs.

Man findet den Klee theils auf Beeten, theils auf ebenem Felde, je nachdem er in Winter- oder Sommer-Getreide gesäet wird. Doch sucht man auch bey diesem letztern den Anschein der Beete zu erhalten, welches die künftige Feldarbeit erleichtert, indem sich der Pflüger bey Anschießung neuer Beete nach den alten richten kann. Daher auch zum Hafer eben so wohl, als zum Wintergetreide, das Land in Beete gelegt wird; nur mit dem Unterschiede, daß man zu ersterm die Egge über die Breite der Beete hinlaufen läßt, wodurch sich die Rigolen, die für dießmal weder aufgeräumt noch ausgeschossen werden, zum Theil wieder füllen. Einige pflügen auch einen flachen Schnitt von den Kanten der schon angefertigten Beete weg, und ebenen so den Boden. Ueberhaupt sucht man den Klee um so mehr auf Beete zu bringen, als der Grund wasseranhaltend oder den Ueberströmungen ausgesetzt

ist;

ist; auf trockenem Boden beobachtet man das Gegentheil. Im Ganzen aber findet man weit mehr Klee auf Beeten, als auf flachem Acker.

Man säet aufs Bunder:

Zu Edeghem 50 Pfund Kleesamen auf leichtem, und 40 Pfund auf schwerem Boden.
In der Campine 36 bis 40 Pfund.
In dem Lande von Waes 40 Pfund.
Zu Voorde an der Dender 28 Pfund.
Zu Melle bey Gent 60 Pfund.
In meiner Gegend 30 Pfund, in dem Verhältnisse zu einem brabantischen Bunder.

Das Maximum der Einsaat auf den rheinländischen Morgen wäre also 11 Pfund, das Minimum 6 Pfund, das Medium auf leichtem Boden 9, und auf schwerem 6½ Pfund. Die Ursache, warum auf leichten Boden mehr Einsaat genommen wird, ist, weil er sich auf selbigem nicht so stark bestaudet, als auf schwerem Boden. Dagegen trägt er auf jenem mehr und bessern Samen, und besitzt wahrscheinlich auch mehr Nahrungstheile.

Der Kleesamen wird allemal im Frühjahre, gewöhnlich im Februar, über das Wintergetreide her gesäet; und im Falle der Boden trocken ist, wird die Egge rückwärts darüber hingezogen, außerdem nicht. Es ist ohne Zweifel ein Versehen, es sey nun des Uebersetzers oder des Verfassers, wenn in dem dritten

Stücke des 6. Jahrganges der N. S. Annalen Seite 101 gesagt wird, daß der Klee in Brabant um die Saatzeit des Waizens und Roggens ausgesäet werde. Es soll vermuthlich heißen: über die Waizen- und Roggen-Saat, denn nirgends ist mir das Kleesäen vor Winters vorgekommen, und es wäre bey einer solchen Aussaat, allem Anscheine nach, viel gewagt. Uebrigens findet sich auch an einer andern Stelle des gedachten Annalenstückes, Seite 70, gerade das Gegentheil: denn da heist es: „Die Niederländer, sagt Hr. „Man, säen den Klee allgemein im Frühjahre auf „den jungen Roggen; und wenn dieser letztere abge„ärndtet ist, kommen die jungen Kleepflanzen zwischen „den Stoppeln zum Vorschein. Diese Pflanzen schie„ßen mit solcher Kraft auf, daß sie gegen Ende des „Herbstes gemähet, und dem Viehe zum Futter gege„ben werden können. Aber dieser erste Schnitt kömmt „mit dem Ertrage dieser Pflanze in den beyden folgen„Jahren in gar keine Vergleichung."

Wenn Hr. Man hier oben sagt: allgemein, so hat dieses Wort bloß einen Bezug auf das Frühjahr, und keineswegs auf den Roggen: denn wir haben schon gesagt, und in verschiedenen Rotationen gesehen, daß er auf Waizen, Sommergerste, Hafer und Flachs ausgesäet wird.

Die Aussaat des Klees über das Sommergetreide verhält sich in meiner Gegend, wie folgt. Sobald die Hafer- oder Gersten-Einsaat mit der Egge untergebracht worden ist, so wird gewalzt und der Kleesamen

dar-

darüber hingeworfen. Der Samen wird vorwärts oder scharf eingeeggt; das Walzen aber wird verschoben, bis das Getreide ein paar Zoll über der Erde ist.

Unter allen Saaten, mit welchen der Klee ausgesäet werden kann, behauptet der Flachs ohne Zweifel den ersten Platz. Ein Land, das so wohl gedüngt, so fein bereitet, so reinlich gejätet wird, wie es der Flachs erfordert; eine Pflanze, die nicht übermäßig hoch wächst, keine Sträuche bildet, früh ausgezogen und von dem Felde gebracht wird: das sind lauter Umstände, deren Zusammentreffen den Wachsthum des Klees nothwendig begünstigen muß. Auch kann ich sagen, daß ich nie schönern Klee gehabt, und ihn in meiner Gegend nie von schönerer Blüthe gesehen habe, als den, welcher unter Flachs gesäet worden. Er liefert schon vor Winters einen herrlichen Schnitt, und zwey vollkommne im darauf folgenden Jahre, wovon der erste um 8 oder 14 Tage früher da ist, als der gewöhnliche Roggen- oder Hafer-Klee.

Das Einzige, was man dabey befürchten könnte, ist, daß er dem Flachse durch seinen üppigen Wuchs nachtheilig werde; und dieses kann vielleicht in den Jahren, wo der Flachs nicht fort will, eintreffen, wiewohl ich daran zweifle, indem sich nicht vermuthen läßt, daß man in einem Lande, wie dem von Waes, wo der Flachs den Hauptgegenstand der Cultur ausmacht, diesen durch die Einsäung des Klees dem Verderben aussetzen sollte. Doch, zugegeben, daß einige Gefahr dabey zu laufen wäre; so hat man ein unfehlbares Mit-

tel, ihr vorzubeugen, welches darinn besteht, den Klee nicht sogleich mit dem Flachse auszusäen, sondern so lange damit zu warten, bis der Flachs gejätet werden soll. Man wirft dann den Kleesamen darüber her, und dieser wird von den darauf hinrutschenden Jäterinnen sattsam in den Boden gedrückt.

Im Jahre 1804 ließ ich den Klee auf solche Weise über den einen Finger langen Flachs hersäen. Unglücklicher Weise war das Wetter überaus trocken, die Erde dürre, und überdem mein Flachs so rein, daß er durchaus keines Jätens bedurfte. Ich wollte mir also keine unnöthigen Kosten machen, und gab die Klee-Aussaat verloren. Dieser keimte ungeachtet der außerordentlichen Trockenheit, wuchs etwas, hatte aber nach dem Wegbringen des Flachses ein sehr kümmerliches Ansehen, und wurde dennoch in dem darauf folgenden Jahre die Bewunderung meiner Nachbaren. Ich bemerke noch, daß dieser Klee nicht überdüngt worden war.

Der Klee wird in den Niederlanden im Frühjahre oder zu Ende des Winters überdüngt. Diese Ueberdüngung geschieht entweder mit kurzem Stallmiste, oder mit Jauche, Kalk, Steinkohlen- und Torfasche und Taubenmist. Der Gyps wird seines hohen Preises wegen nicht dazu angewendet. Unter allen diesen Düngemitteln stehen der Taubenmist und die holländische Asche oben an; da man aber den ersten nur selten in bedeutender Menge hat, so kömmt er nur als Beyhülfe in Betracht. Die holländische Asche hingegen ist

das

das allgemeinste Düngemittel für den Klee, und steht allenthalben in der größten Verehrung. Sie wird auf den Kanälen bis Brüssel und Löwen gebracht, und allda von den mehr südlich wohnenden Pächtern übernommen. Auf der Schelde kömmt sie bis in das Innere von Flandern.

Man streut die Asche bey trübem feuchtem Wetter über den Klee, sobald dieser anfängt, sich über der Erde auszubreiten, auch wohl noch früher. Der geaschte Klee ist gewöhnlich um einen ganzen Fuß höher, als der nicht geaschte; daher das niederländische Sprüchwort: Wer Asche für seinen Klee kauft, dem kostet sie nichts; wer es aber unterläßt, der bezahlt sie doppelt. Die Wirkung dieser Asche ist so groß, daß auf einem Lande, wo vorher kein Klee zu finden war, einige Wochen nach der Ueberstreuung der herrlichste zu sehen ist. Auch werden keine Kosten zu ihrer Herbeyschaffung gescheuet. Bey Contigh rechnet man 50 bis 60 Säcke aufs Bunder. Der Sack steht daselbst zu einem brab. Gulden. Zu Melle streut man 120 Böttiche Asche aus, der Böttich zu 9 Sols, also für 54 brab. Gulden.

Nach Hrn. Man wird in dem mittlern Brabant die Torfasche gewöhnlich im März über den Klee gestreuet. Man rechnet 5 — 6000 Pfund aufs Bunder, wovon aber ein Drittel für den zweyten Kleeschnitt verspart wird. „Viele flamändische Landwirthe, sagt er, „brauchen diese Asche sehr stark; sie macht wegen der „vielen darinn enthaltenen Salze das Land so fruchtbar,

„daß es ohne allen fernern Dünger, außer daß der „Klee vom vorigen Jahre untergepflügt wird, vortreff„lichen Waizen trägt." Unter dem Klee vom vorigen Jahre ist ohne Zweifel der dritte Wuchs zu verstehen, welchen manche thörichte Pächter in andern Gegenden sehr sorgfältig abhüten. Zwischen Menin, Cortryk und Gent streut man, nach Hrn. Man, 60 Säcke Asche aufs Bunder. „Hier, sagt er, ist der schönste üp„pigste Klee, den ich je gesehen habe." — In dem Hennegau geht man schon etwas sparsamer mit der Asche um, und begnügt sich, nach Hrn. von Ponderle, mit 24 Zentner aufs Bunder, welches dem beschwerlichern Transporte zuzuschreiben ist.

„Die Erfahrung hat uns gelehrt, sagt Hr. Man, „daß es durchaus nothwendig ist, alle Frühjahre Asche „über den Klee zu streuen. Die Asche aus Holland „wird dazu für die beste gehalten; ist diese nicht zu ha„ben, so nimmt man Asche von Steinkohlen, Torf, „oder ausgelaugte Holzasche. Die Asche wird, wie „das Korn, breitwürfig ausgestreut. Man wählt da„zu einen stillen neblichten Morgen, damit der Wind „die Asche nicht wegführe, und diese sich auf das Erd„reich und die Pflanzen festsetzen könne. Durch dieses „Mittel werden nicht nur die Insekten getödtet, die „sich um diese Jahreszeit auf dem Klee aufhalten, son„dern es wird zugleich das Land dadurch gedüngt. In „der That ist auch die Wirkung, welche diese Asche „auf den Klee hervorbringt, schon nach acht Tagen sehr „merklich; und man weiß aus wiederholten Versuchen,

„daß

„daß ohne diese Vorsicht der Wachsthum des Klees so „sehr gelitten hat, daß eine Korn-Aerndte dadurch ver„loren gieng, und die andern schlechter ausfielen."

Um Antwerpen wird der Klee auch oft mit Kalk, oder mit Kalk und Asche zugleich überdüngt. Zu dem Ende wird der Kalk früher auf dem Felde in Haufen aufgeschüttet, schichtweise mit Asche vermengt, und der Haufen mit Erde zugeschlagen. An manchen Orten Brabants begnügt man sich noch nicht mit diesen Düngemitteln, sondern fährt schon im Winter Mistjauche auf, und begießt damit die Kleefelder. Kein Wunder also, wenn Hr. Balsamo eingesteht, daß er nie und nirgend schönern Klee gesehen habe, als in Flandern.

Die Düngung mit Kalk und Asche zugleich, die ich um Antwerpen sah, findet auch in dem Clevischen statt, wie Hr. Lobbes solches in seiner schätzbaren Abhandlung über den Landbau auf der Höhe im Clevischen bemerkt hat. Der Kalk wird ein wenig angefeuchtet, mit trockener Asche so lange durch einander gearbeitet, bis er sich gänzlich in Staub auflöset und mit der Asche verbindet. Wenn die Asche auch nicht von der besten Art wäre, sondern von Torf oder andern verbrennbaren Dingen herrührte, so ist sie doch ein sehr gutes Düngungs-Mittel, und befördert wie der Mergel den Wachsthum des Klees. Nach Hrn. Lobbes gehören ohngefähr 9 Zentner Kalk und 10 Zentner Asche auf den berl. Morgen. „So theuer, sagt er ferner, „uns auch der Mergel zu stehen kömmt, so können wir

„sei-

„seiner doch zum Kleebaue nicht entbehren. Er kömmt „von Mastricht die Maas herunter, kostet an der Stelle „der Ausschiffung 10 Stüber der Scheffel, und es „werden zur Verbesserung eines berl. Morgens 42 „Scheffel, oder für etwa 10 rheinische Gulden Mer„gel erfordert."

Das Seltsamste ist, daß man den Gebrauch des Mergels zur Kleedüngung in der Gegend nicht kennt, aus welcher die fleißigen Clevländer ihn beziehen. Es heißt also recht: O sua si bona norint! . . Herr Schiervelt, ein ansehnlicher Landwirth in dem Limburgischen, hat seit einigen Jahren den gemahlnen Gyps mit so großem Vortheile zum Ueberdüngen des Klees verwendet, daß er sich entschlossen hat, nie wieder einen andern Dünger dazu zu gebrauchen, ob er gleich den Gyps von dem Rheine her, einige 20 Stunden weit und zwar auf der Axe holen muß. Seine Gegend ist gebirgig, schwer, feucht, voll grober Kiesel, und zum Theil mergelartig.

In meiner Gegend wird der Klee mit Stallmist überdüngt, oder vielmehr zugedeckt. Man fährt 6 vierspännige Fuder auf den berl. Morgen. Das Stroh des ausgelaugten Düngers wird im Frühjahre nicht abgeharkt. . . Einsichtsvolle Wirthe haben mich versichert, daß es vortheilhafter sey, den Mist zu Ende des Winters oder im März aufzubringen, als zu Anfange des Winters, weil mit dem Dünger viel Unkrautsamen auf das Feld gebracht werde, der dann mit demjenigen, der ohnehin schon in der Oberfläche des Bodens steckt, unter

der

der warmen Decke des Düngers keime, und noch vor dem Klee aufwachse, anstatt daß bey späterer Ueberdüngung das Unkraut nicht Zeit habe, den Klee in seinem Wachsthume zu erreichen, und daher von diesem unterdrückt werde.

Diejenigen welche glauben, daß der Klee einer solchen Mistdecke nöthig habe, um sich gegen die Kälte zu schützen, werden obiger Meinung nicht beypflichten. Allein ihre Furcht ist unnöthig: denn man wird finden, daß die Winter, die dem Klee nachtheilig sind, den gedeckten eben so wenig als den nicht gedeckten verschonen. Seitdem meine Aecker durch einen starken Aufwand von Dünger und Arbeit zu einem halben Garten geworden sind, bin ich von dem Ueberdüngen des Klees gänzlich abgegangen: theils, weil ich finde, daß durch das Regen- und Schnee-Wasser eine Menge kostbarer Theile von dem Felde abgespühlt werden; theils weil ich den Dünger für andere Gewächse nöthiger gebrauche; theils weil ich nach überdüngtem Klee unfehlbar Lager-Waizen haben würde: und doch habe ich von dem Erfrieren des Klees noch kein Beyspiel gehabt.

Ein fetter wohlbereiteter Boden, in welchem die Wurzeln vor Winters recht um sich greifen und sich verstärken, ist der beste Schutz gegen die Strenge der Kälte. An Schönheit kömmt übrigens meinem (in die erste Halmfrucht gesäeten) Klee kein mit Schafmist gedeckter Dreyfelder-Klee meiner Nachbaren gleich. Der Klee läßt sich allerdings auch vortheilhaft unter die zweyte Halmfrucht säen: dann nämlich, wenn zu dieser

ser etwas gedüngt worden ist; eine Vorsicht, die mehrere mir bekannte ausgezeichnete Dreyfelder-Wirthe gebrauchen, um dadurch ihrem Fruchtumlaufe die gehörige Haltbarkeit zu geben.

Der Ertrag und eigentliche Werth des Klees ist äußerst schwer nach den Antworten zu bestimmen, die man von gewöhnlichen Landwirthen erhält. Es fällt Niemandem ein, die Fuder des grünen Klees zu zählen, noch weniger, sie zu wägen; und selten werde beyde Kleeschnitte zu Heu gemacht. Nach Hrn. Diercxsen hält man eine Kleeärndte in seiner Gegend für befriedigend, wenn sie in ihren zwey oder drey Schnitten 400 einspännige Karren grünes Futter vom Bunder, oder 78 vom Morgen liefert. Dr. Vandenbergh versicherte, daß er mehrmalen ein einspänniges Fuder Klee von jeder Ruthe seiner Polderlande, oder 175 vom berl. Morgen gewonnen habe... Hr. Diercxsen schlägt den Werth eines wohlgerathenen Bunders Klee zu 300 brab. Gulden, oder den Morgen etwas über 44 rhein. Gulden an; in meiner Gegend aber schätzt man ihn nur zu 11 Fl., welcher vierfach größere oder geringere Unterschied sichtbar das Uebergewicht des brabantischen Ackerbaues beweist: denn würde man den Klee so hoch schätzen, wenn man ihn nicht verhältnißmäßig zu nutzen verstände?

Richtiger, als hier oben geschehen, wird sich wohl der Ertrag eines Kleestückes bey der Stallfütterung bestimmen lassen, wie wir es bey diesem Artikel auch versuchen werden.

So

So wohl Hr. Man als Hr. von Ponderle sagen, eine künstliche Klee-Wiese bleibe 2 bis 3 Jahre gut. Dieses kann nur von den Gegenden gelten, welche beyde Herren vor Augen hatten. In allen denen aber, die ich bereiset habe, so wie auch in meiner eigenen Gegend, dauert die Benutzung des Klees nur ein Jahr; wer ihn länger stehen läßt, erhält mehr Gras und Kraut als Klee. Es wäre übrigens zu wünschen gewesen, daß gedachte Herren auch den Fruchtumlauf angegeben hätten, in welchem eine zweyjährige Benutzung des Klees vorkömmt. Unter allen denen, die ich gefunden, so wie in denen, welche beyde Herren uns mitgetheilt haben, findet sich nicht einer dieser Art.

Der Klee giebt zwar in den Niederlanden, so wie anderswo, nur zwey volle Schnitte; dennoch wird er bey der Stallfütterung oft drey- ja viermal benutzt, je nachdem man früher oder später damit anfängt. Wer nicht ängstlich des Futters bedarf, der pflügt den dritten Wuchs gerne unter. Denkende Wirthe schonen selbst des zweyten Schnittes nicht, in den Jahren, wo der Klee nicht gerathen ist, pflügen ihn in die Erde, und besäen das Land mit Rüben, oder mit Raps, der zum Verpflanzen bestimmt ist. Ist der Klee etwas zu lang zum unterackern, so wird er vorher gemäht, und in die geöffneten Furchen eingestoßen. Wo man aber weder Rüben noch Raps säen will, da bietet dieser untergepflügte Klee die herrlichste Erwartung, nicht sowohl für den Waizen, als für die auf den Waizen folgende Frucht an, besonders wenn es Raps oder Kartoffeln sind. Daß

er

er dem Hafer, auf diese Art angewendet, auf die ausgezeichnetste Weise nütze, bedarf keines Zweifels, da dieser ohnehin in dem Dreyfelder-Systeme nie besser geräth, als auf einem Lande, wo zwey Jahre vorher Klee gestanden, wie dieß meine Nachbaren wissen.

„Aber Klee mähen und unterpflügen, welche Verschwendung!" — Freylich; aber nicht selten scheint dem Maulwurfsauge eines Volkes Barbarey, was bey dem andern die Folge einer weisen Ueberlegung und einer richtigen Spekulation ist.

Der Klee zum grünen Futter wird gemäht; der aber zum Heu bestimmt ist, wird gehauen oder gepickt. Die Gelege bleiben, so wie sie die Picker niedergelegt haben, liegen, werden weder gebreitet noch gewendet, sondern, wenn sie etwas trocken sind, auf kleine Haufen zusammengetragen.

Da auf die Reinheit des Samens viel ankömmt, so zieht man aus dem zum Samentragen bestimmten Theile alle Wegbreitpflanzen (Plantago lanceolata) aus, weil diese Pflanze das Kleeheu sehr verschlechtert, und der gemeinen Meinung nach das Land so ausmagert, daß man an dem schlechtern Waizen die Stellen erkennen kann, wo viel Wegbreit gestanden. Um diese gefräßige Pflanze leichter auszujäten, bedient man sich des Tafel 7 Fig. 7 abgebildeten Häckleins. Es hat das doppelte der daselbst angegebenen Größe. a zeigt die Hacke von der Seite, b die Zinken, von vorne angesehen. Man versieht es mit einem drey Fuß langen

gen Stocke. Kinder von 10 — 12 Jahren sind zur Führung dieses kleinen aber sehr zweckmäßigen Werkzeuges hinlänglich geschickt. Die Kosten sind geringe, der Nutzen ist erheblich.

„Will man den Samen vom Klee aufnehmen, sagt Hr. v. Ponderle „der in diesen Provinzen einen „beträchtlichen Handels-Artikel ausmacht, so muß es „der Same vom zweyten Schnitte seyn, und der er„ste Schnitt muß deshalb schon vor Johannis geschehen „seyn: denn die ersten Blumen liefern keinen guten „Samen. Um sich der Aerndte desto mehr zu ver„sichern, werden die Samenköpfe, so wie sie reif ge„worden sind, mit den Händen abgepflückt, und nach„dem sie völlig trocken geworden, ausgedroschen. Un„ter allen verschiedenen Methoden, den Kleesamen einzu„sammeln, wird diese von allen Sachverständigen bey „weitem für die beste und sicherste gehalten."

In meiner Gegend wird der samentragende reife Klee abgehauen, bleibt ein paar Tage liegen, und wird dann gewendet; bald darauf werden die Gelege je vier und vier gegen einander aufgerichtet, und an den obersten Enden mit etwas Stroh zusammen gebunden. Sobald er vollkommen trocken ist, wird er eingefahren, und sogleich gedroschen, wobey sich aber nur die Samenköpfe von dem Strohe trennen. Diese Köpfe werden auf den Boden gebracht, und beym Froste gedroschen; das Gedroschene wird durch die Staubmühle getrieben, die Spreu von neuem gedroschen, und beyde Operationen so lange wiederholt, bis man glaubt, im Besitze alles reifen Samens zu seyn.

§. II.

Luzerne.

Ungeachtet der hohen Achtung, die dem Klee gebührt, gehört doch der Luzerne, da, wo sie gedeihen will, der Vorzug. An Quantität des Futters steht sie ihm zwar in manchen Jahren um etwas nach; dafür übertrifft sie ihn aber auch an Qualität. Ob sie gleich blähend ist, und daher unter gewissen Umständen gefährlich für die wiederkäuenden Thiere werden kann, so ist sie es doch ungleich weniger, als der Klee, der vor seiner Blüte abgeschnitten und verfuttert wird. Die Ursach davon liegt vielleicht in den wenigen großen Blättern und der festeren Consistenz der Stängel der Luzerne, worinne zugleich auch ihre größere Nahrhaftigkeit begründet ist.

Für die Pferde ist diese edle Pflanze recht das, was man vorzugsweise Pferde-Futter nennen kann. Wann die Pferde von dem trockenen auf das grüne Futter, welches hier zu Lande der Klee ist, versetzt werden: so fallen ihre Flanken ein; das Thier fängt an zu purgiren, und verliert so an Kräften, daß es ohne Beyhülfe von Hafer zu keiner starken und anhaltenden Arbeit zu gebrauchen ist: dahingegen beym Füttern mit Luzerne sich kaum eine Veränderung spüren läßt.

In trockenen Jahren, wo es mit dem Klee nicht fort will, schlägt die Luzerne nicht fehl. Den letzten auffallenden Beweis gab hiervon der Sommer 1807, wo diejenigen, die keine Luzerne besaßen, in der Gegend

von

von Koblenz nichts mehr zu füttern hatten. . . In jedem Frühjahre kann sie zwey, oft drey Wochen früher geschnitten werden, als der Klee, welches in der Wirthschaft oft ein unschätzbarer Vortheil ist. . . Wenn der Klee in der Regel zweymal geschnitten wird, so bietet die Luzerne gewiß drey Schnitte dar, weil ihr Wuchs schneller ist, und man nicht mit ihrem Einschnitte bis zur vollen Blüte warten darf. . . Im September, wann die Kleestoppel gestürzt ist, und der Landwirth sich oft in Verlegenheit wegen der erforderlichen Menge grünen Futters findet, zieht ihn der dritte Wuchs der Luzerne aus der Noth, und liefert ihm Futter bis zum Eintreten des Frostes.

Damit man nicht geneigt sey, zu glauben, ich bete diese Lobsprüche andern Personen nach, so erlaube ich mir, einige Thatsachen anzuführen, die diesen Lobsprüchen zur Bestätigung dienen können.

Im Jahre 1802, wo wir von dem 14ten April bis zum 30sten May keinen Regen, und mehrere sehr starke Nachtfröste hatten, wurde bey mir die erste anderthalb Fuß lange Luzerne am 19ten May, und der erste Klee am 2ten Juny gemähet. Den 23sten Juny, also fünf Wochen nach dem ersten Schnitte, kam die Reihe wieder an die Luzerne: sie hatte dieselbe Höhe, wie das erste Mal. Der schönste Klee, den ich zu gleicher Zeit auf dem Felde maß, hatte keine größere Länge. Man bemerke, daß es der erste Kleewuchs war, den ich mit dem zweyten Wuchse der Luzerne verglich: diese hatte also in demselben Zeitraume zwey Mal die Höhe

des Klees erreicht. . . In diesem Frühjahre war das grüne Futterungs-Material so kärglich ausgefallen, daß ich den berl. Morgen Luzerne nicht um 4 Karolin hätte verkaufen wollen. . . Den 4ten August, also 6 Wochen nach dem zweyten Schnitte, wurde die Luzerne zum dritten Male gemähet: sie hatte nun eine Höhe von dritthalb Fuß. . . Fünf Wochen nachher, das ist den 7ten September, wurde gedachte Luzerne zum vierten Male geschnitten. Es geschah in meiner Abwesenheit, daher kann ich die Höhe nicht bestimmen. . . Nach dem bot das Feld noch eine Viehweide dar, die aber nicht benutzt wurde. . . Nach der Berechnung, die ich über das Verfütterte gemacht habe, reichte ein Bunder (87 ares) dieser Luzerne zum Unterhalte von fünf ziemlich großen auf dem Stalle gefütterten Kühen auf 150 Tage, oder der Morgen für zwey Kühe auf 117 Tage zu.

Als meine Pferde am 13ten Julius 1803 von der Luzerne auf den Klee versetzt wurden, fingen ihre Excremente sogleich an, sich zu verdünnen. Drey Büschel Luzerne hatten zur Tags-Razion bisher zugereicht; an Klee mußte man jedem einen Büschel zusetzen. . . In gemeldetem Jahre bot das Luzernfeld drey Schnitte dar, wovon der dritte sich mit dem 4ten September endigte. Von einem Schnitte zum andern waren 6 Wochen hingelaufen. . . Ein halbes Bunder reichte zu, um 4 Pferde 120 Tage zu ernähren. . . Ich bemerke, daß sie in dieser Zeit weder Hafer noch Rauchgut noch Stroh bekamen, bey der Arbeit nicht geschont wurden,

und

und dabey in vortrefflichem Stande blieben. Meine Pferde liebten dieses Futter ungemein, und ließen, sobald man damit absetzte, und ihnen Klee vorwarf, diesen den ersten Tag unberührt. Unter andern hatte ich einen Gaul, den man nicht ohne Mühe und Vorbereitung an den Klee bringen konnte, wenn er vorher eine geraume Zeit Luzerne gefressen hatte. Luzern-Heu oder vielmehr Stroh, von dem der Same abgenommen worden war, wurde von den Schafen mit einer Begierde verschlungen, die fürchten ließ, sie davon erstickt zu sehen.

Die Augen einiger meiner Nachbaren thaten sich in gemeldetem Jahre auf. Auf vieles Bitten ließ ich mich bewegen, den einjährigen Genuß von einem Theile meines Luzernfeldes gegen einen eben so großen Theil reifen Roggen oder Waizen zu vertauschen. Der Roggen, den ich wählte, gab mir an Korn und Stroh den Werth von 42 rheinl. Gulden vom Morgen.

Im Jahre 1804 war die Luzerne nur um 5 Tage früher, als der Klee: sie wurde den 14ten, dieser den 19ten May gemähet. Nicht die Strenge des Winters, sondern seine Gelindigkeit waren an dieser Verspätung Schuld. Schon im Februar hatte die Luzerne fingerslange Schösse getrieben; sie wurden aber durch die nachfolgenden Fröste zerstört. Dadurch ward das neue Ausschlagen nothwendig zurück gehalten. Vielleicht hätte ich besser gethan, die erfrornen Sprossen sogleich abhüten zu lassen.

Im Jahre 1805 war der zweyte Schnitt, der gegen das Ende des Junius Statt hatte, drey Fuß hoch.

Jetzt die Frage, warum aller obigen unverkennbaren Vortheile ungeachtet, der Luzernbau in den Niederlanden nicht in Aufnahme kömmt. Ein einziges unbedeutendes Stück ausgenommen, habe ich kein Luzernfeld auf meinen Reisen gesehen. Hiervon weiß ich nur eine, aber leider! eine vollwichtige Ursache anzugeben, nämlich diese: daß sich unser Clima, oder vielmehr unser Boden nicht dazu schickt, wie ich mich durch eigene mehrjährige Erfahrung davon überzeugt habe, ungeachtet ich alles angewendet hatte, was man von der Industrie eines nicht leicht zu ermüdenden Landwirthes fodern kann.

Ich weihte der Luzerne kein anderes, als gutes fettes, wiewohl nicht frisch gedüngtes Land. Bald war es Marsch-, bald milder tiefer Lehm-Boden; bald war es ein beständig in Cultur stehendes Land, bald eine umgebrochene Weide, die Hafer und darauf Kartoffeln getragen hatte. Ich säete die Luzerne unter Flachs, unter grün abzumähende Wicken, unter Gerste, und auch ohne alle Beymischung, nach behackten Braachfrüchten, die sich zwey Jahre nach einander gefolgt waren.. Ich ließ die junge Luzerne jäten, und noch einmal jäten, ließ die Grasklöde aus der ältern mit Hacken ausziehen, ließ sie eggen, mit einem Pfluge ohne Streichbrett aufwühlen... Und — alles war vergebens! Zwey Jahre

(das

(das ihrer Aussaat nicht mit einbegriffen) dauerte die kurze Zeit ihrer Benutzung; im dritten wandelte die nicht zu besiegende Natur das Land in einen Gras-Anger um, aus dem hie und da noch einzelne schöne Luzern-Stauden hervorragten.

Woher doch immer die Unverträglichkeit unseres Bodens (ich verstehe darunter den der Hesbaye, und alle Bodenarten, die ihm gleichen) mit der Luzerne? — Findet sich nur bey uns der Graswust auf den Feldern ein, der dieser edlen Pflanze so nachtheilig ist? Oder vielmehr, und warum, kann sie hier einen Feind nicht bezwingen, den sie gewiß auch anderswo zu bekämpfen hat? . . . Als der Abt Rozier eine Besitzung in dem mittägigen Frankreich in der Gegend von Bezieres antrat, und ein Luzernfeld anlegte, war seine größte Sorge, die junge Luzerne auf das schärfste jäten zu lassen. Seine Nachbaren, die mit dem Baue dieser bey ihnen einheimischen Pflanze bekannt waren, verlachten seine Fürsorge mit der Versicherung, daß sie überflüssig sey, und die Luzerne schon von selbst den Meister auf dem Felde spielen würde; und so war es auch, wie sich der Abt in der Folge überzeugte. . . In Schwaben und in den Rheingegenden, wo ich, namentlich um Koblenz, einige prachtvolle Luzernstücke sah, hat diese Pflanze ein vollkommenes Gedeihen, und eine auf viele Jahre perennirende Existenz, daher ihr auch der Zuname des ewigen Klees geworden ist. Dabey wird die Luzerne nicht einmal in den Feldern erster Güte, sondern vielmehr in denen der zweyten und dritten Klasse angebauet.

Ich weiß von dieser Verschiedenheit, außer der größeren Hitze der mittäglichern Gegenden, keine andere Ursache anzugeben, als die man auch bey der Esparsette anführt, nämlich, daß es hauptsächlich auf den Untergrund ankomme. Ohne zu bestimmen, von was für einer Art und Zusammensetzung dieser zum bessern Fortkommen der Luzerne seyn muß, so weiß ich, daß, wenn er von einer kalten, feuchten, compacten Beschaffenheit ist, es fruchtlos seyn würde, auf ein perennirendes Luzernfeld zu rechnen.

Einheimisch in einem Clima, wo die Sonne den Boden bis zu einer großen Tiefe erhitzt; begabt mit einer Pfahlwurzel, die (da sie dieser Pflanze nicht gegeben seyn kann, um gleich einem Baume den Stürmen zu trotzen) deutlich anzeigt, daß die Luzerne ihre Hauptnahrung aus den Eingeweiden der Erde ziehen solle: bey diesen Umständen, sage ich, kann eine solche Pflanze wohl in den beyden ersten Jahren in einem gut bearbeiteten Boden gedeihen, so lange nämlich ihre Wurzel sich hauptsächlich in der durch Sonne und düngende Substanzen erwärmten Oberfläche nährt. Dringt sie aber, ihrer Natur gemäß, in der Folge tiefer, und sucht umsonst nach der ihr angewiesenen Nahrung, so kann und wird sie nur kümmern. Schmal und mager aufschießend, und nicht wie der Klee um sich wuchernd, gewährt sie dem unter ihr keimenden Grase Spielraum und Frist, sie in Kurzem zu ersticken. Dieses wird um so geschwinder eintreffen, als die obere Krume, die zum Aufkommen des Grases allein hinreicht, fetter und wohl zubereitet war.

Um

Um nichts unversucht zu lassen, fing ich an, sie in Reihen zu säen, und endlich, sie zu verpflanzen... Da bey der ersten Art sich mehrere Stellen zeigten, wo der Same nicht aufgegangen war, so ließ ich dem übrigen die Zeit nicht, zu gehöriger Größe zu gelangen, sondern zerstörte alles wieder mit dem Pfluge.

Das Verpflanzen schien mir mehr Vorzüge zu haben; und es ist möglich, daß solches die einzige wahre Art ist, die Luzerne in unserer Gegend mit Sicherheit und Vortheil zu bauen... Das Land war bestmöglichst zubereitet und geebnet. Die Löcher wurden mit einem besonders dazu eingerichteten Instrumente so genau gezeichnet, daß alle □ Fuß eine Pflanze zu stehen kam, und man in der Folge ohne Anstand mit einem vielschaarigen Schaufelpfluge das Stück in die Länge und Breite bearbeiten konnte, ohne auch nur eine Pflanze zu verletzen. Die Löcher wurden mit langen, unten mit eisernen Spitzen versehenen, Pflanzhölzern gestochen. Die Pflanzen waren ein Jahr alt. Wurzeln und Blätter (denn es war im May) wurden etwas abgestutzt, je zwey Pflanzen in jedes Loch gesteckt, und die Erde angedrückt. Sie schlugen beynah alle an; wo es fehlte, wurde nachgepflanzt... Die Luzerne wurde zweymal in demselben Jahre geschnitten; doch war der Ertrag ohne Bedeutung. Nach dem ersten Schnitte wurde das Feld mit der Handhacke, und nach dem zweyten mit der Pferdehacke bearbeitet.

Ich bemerkte bey dieser Luzerne ein besonderes Phänomen. Am 2ten November fiel plötzlich eine so

strenge Kälte ein, daß alle Fischteiche mit dickem Eise überzogen wurden. Ein paar Tage darauf hatten wir wieder Mayenwetter. Nun zeigte sich eine große Veränderung an der Luzerne. Alle, sowohl auf diesem Felde, als anderswo stehende, breitwürfige Luzerne, war weiß geworden, und die Blätter waren abgefallen; nur die verpflanzte und behackte stand noch in ihrem vollen Schmucke da. . . Den 7ten Dezember besuchte ich mein Luzernfeld von neuem, und fand, indem ich den Schnee mit den Füßen wegscharrte, die Luzerne noch eben so grün als im Sommer. . . Im Februar hatte sie, des gelinden Winters wegen, handlange Schösse getrieben, welche aber durch den darauf folgenden Frost zerstört wurden. Dadurch wurde dann auch der nachherige erste Wuchs dieser Reihen-Luzerne gegen den ihrer breitwürfigen Nachbarin um vieles zurückgesetzt. . . Obige Erfahrung beweist, wie ich glaube, unwidersprechlich, wie sehr das Behacken überhaupt den Wurzeln und dem Wachsthume einer Pflanze dienlich sey.

Die in Reihen gepflanzte Luzerne sollte nunmehr, der Absicht gemäß, nach jedem Schnitte mit dem Schaufelpfluge behackt werden; kaum aber war der erste Schnitt geschehen, so fiel Regenwetter ein, welches in 2 — 3 Wochen den Zugang zum Felde nicht gestattete. Indeß war die Luzerne so schön und freudig herangewachsen, daß an kein Pferdschaufeln mehr zu denken war, wenn man nicht den ganzen zweyten Schnitt verloren geben wollte. Die Operation wurde also bis nach dem zweyten Schnitte verschoben. Dieser kam,

und

und mit ihm stellte sich das Regenwetter auch wieder ein. Nun wurde guter Rath theuer. Das Feld wurde zum Anger, und mußte in dem folgenden Jahre umgebrochen werden.

Freylich war dieser Umstand nur ein Zeitübel; allein die nicht geringen Unkosten waren gemacht, und — verloren... Da ich als Landwirth mehr den wesentlichen Nutzen als eitlen Ruhm vor Augen habe, so untersagte ich mir von dem Augenblicke an das Verpflanzen; ob ich gleich der Meinung bleibe, daß diese Methode demjenigen, der ein lange dauerndes Luzernfeld zu haben wünscht, vor allen andern anzuempfehlen ist. Besonders scheint sie mir auf einem Boden, dessen Oberfläche die Nässe nicht anhält, und wo folglich mehrgedachtes, dem Pferdehacken entgegenstehendes Hinderniß wegfällt, das Pflanzen auch mit geringerer Mühe geschieht, sehr anwendbar. Auf Boden, dessen Unterlage viele Feuchtigkeit enthält, ist das Verpflanzen nothwendig, weil dabey die Pfahlwurzel abgestutzt, und dadurch ihr Vordringen in eine tiefere Grundlage, die ihrer Natur so sehr zuwider ist, gehemmt wird.

Denen, die denselben Versuch machen wollen, rathe ich, in jedes Loch 3 — 4 Pflanzen zu stecken, weil man alsdann sicher ist, daß die Luzerne auf keiner Stelle ausbleibt, daß die Pflanzen in dem ersten Jahre das Land geschwinder einnehmen und bedecken, und die Stängel bey der dicht auf einander stehenden Luzerne nicht so holzigt, sondern zarter und dem Viehe angenehmer werden, als wenn man nur eine oder zwey

Pflan-

Pflanzen in ein Loch steckt. Stehen übrigens die drey Pflanzen, im Falle sie alle fortkämen, zu dichte, so wird die stärkere die schwächere von selbst verdrängen. . . Noch rathe ich, die Pflanzen, die versetzt werden sollen, behutsam auszuziehen. Sie stehen, ihrer Pfahlwurzel wegen, gewöhnlich so feste, daß sie nicht ohne Beyhülfe des Spatens aus der Erde gebracht werden können. Das schräge Einstechen in einem scharfen Winkel, wodurch die Pfahlwurzel in der Erde übergestochen wird, ist vielleicht das beste; wo dieses aber nicht geht, da muß die Pflanze nach dem Stiche mit der Hand ausgezogen, und nicht mit dem Spaten gelichtet werden, weil die Wurzeln bey dem Auflichten mit dem Spaten geschunden werden. Wo der Boden nicht allzu fest ist, halte ich diese Methode für die sicherste. Weiter rathe ich, daß derjenige, der den Auftrag hat, die ausgezogenen Pflanzen abzustutzen, wohl darauf merke, daß sich nicht die geringste Graswurzel mit einschleiche, wie es gewöhnlich der Fall ist; denn dieses sich zwischen den Luzernstauden einfaselnde Gras ist nachher auf keine Weise wieder heraus zu bringen. . . Daß die ausgezogenen Pflanzen gegen die Sonne und austrocknende Luft geschützt, und so viel möglich feucht gehalten werden müssen, versteht sich wohl von selbst. . . Zuletzt ist bey den ersten Schnitten der verpflanzten Luzerne darauf zu sehen, daß man die Pflanzen nicht unter der Krone fasse, welches immer tödtlich für sie ist. Aus übertriebener Vorsicht ließ ich sie das erste Mal mit scharfen Gartenmessern so kurz als möglich bey der Erde abschneiden. Mein Befehl wurde so treulich erfüllt,

daß

daß ein guter Theil davon starb. Ein guter Mäher mit einer guten Grassense ist wohl am geschicktesten dazu... Man muß die Pflanze etwas tief pflanzen... Noch wäre zu versuchen, ob es nicht vortheilhafter sey, die Verpflanzung Anfangs Septembers vorzunehmen; das Land könnte dann in demselben Jahre noch eine Frucht tragen, oder durch eine bearbeitete Braache auf das vollkommenste dazu vorbereitet werden.

Nach so vielen fruchtlosen Versuchen zur Verlängerung der Existenz eines Luzernfeldes, dachte ich: Ist es wohl klug, so hartnäckig auf einer Sache zu bestehen, die sich auf keine Weise mit unserm feuchten Clima, und mit unserm zum Grastragen geneigten Boden verträgt? Wenn ein breitwürfig gesäetes Luzernfeld auch nur zwey Jahre (das Jahr der Aussaat nicht mit einbegriffen) in seiner Kraft besteht, so sind die darauf gewendeten Kosten eben so sicher gedeckt, als bey dem gewöhnlichen Klee. Eine solche umgebrochene zweyjährige Luzernstoppel kann nicht anders als eine vortreffliche Vorbereitung zu allen möglichen Feldfrüchten seyn.

Allein hier findet sich der äußerst erhebliche Umstand, daß die Luzerne im ersten Jahre ihres Nutzens, d. i., im zweyten ihres Lebens, eine nicht ganz befriedigende Aerndte abwirft, die mit der des Klees nicht verglichen werden kann. Wir können daher den zweyjährigen Nutzen der Luzerne nur dem entgegen stellen, den wir in anderthalb Jahren von dem Klee nehmen. Wer also das Mehrere, und zwar mit weniger Umständen, Zeit und Aufwand haben kann, warum soll der

nach

nach dem Geringern trachten? .. Es käme nun bey der Luzerne darauf an, das Minus des ersten Nutzjahres zu decken; und dazu schien mir die Beyhülfe des Klees am schicklichsten. Besser, dachte ich, daß Klee, dessen Leben nur kurz ist, unter der Luzerne grüne, als ihr Hauptfeind, das unvergängliche Gras.

Dem zu Folge säete ich im Jahre 1804 Klee und Luzerne zugleich aus, und zwar von ersterm den vierten Theil dessen, was man gewöhnlich säet, an Luzerne aber dreymal so viel. Das heißt: ich nahm 9 Theile Luzerne und einen Theil Klee; auf den Morgen 2 Pfund von diesem, und achtzehn von jenem. Das Land war in dem vollkommensten Zustande, der sich denken läßt: milder, durchaus fetter Lehmboden, der zwey Jahre nach einander behackte Möhren und Runkeln getragen hatte. Darauf ließ ich Flachs ohne Dünger säen, und in diesen die gedachte Klee-Luzerne. Das Land war so rein, daß ich den Flachs nicht durfte jäten lassen.

Im folgenden Jahre, 1805, bot das Feld die Pracht einer Vegetation an, der nichts in der Gegend bey kam. Sie gab drey volle Aerndten. Die erste war nichts als Klee, die zweyte gab etwas mehr Luzerne, und in der dritten stach diese sichtbar hervor.

Im Jahre 1806 war der Klee beynahe ganz verschwunden; die Luzernpflanzen hingegen gewannen eine Höhe von 3 Fuß. Nun fand sich aber der fatale Umstand, daß nicht der zwanzigste Theil von den Pflanzen auf dem Felde stand, die darauf hätten stehen sollen:

len: das Uebrige war nichts als Gras. Der Klee hatte nämlich Jahres vorher durch seinen üppigen Wuchs die Luzerne meistens verdrängt und erstickt. Da nun in dem folgenden Jahre der Klee seiner Seits auch ausgieng, so kam an allen leeren Stellen nur Gras hervor; und der Ertrag der Luzerne lohnte so schlecht, daß das Feld im Herbste zu andern Früchten umgepflügt werden mußte. Ich zweifle also, daß der Versuch, Luzerne und Klee unter einander zu säen, jemals gelingen und lohnen werde.

Die allgemeine Beobachtung, die ich über die breitwürfige Luzerne gemacht habe, ist: daß sie im ersten Jahre ihrer Benutzung eine halbe, im zweyten eine ganze, im dritten wieder eine halbe Aerndte liefert, und endlich im vierten Jahre nichts als einen Grasanger darbietet; daß sich daher ihr Anbau im Großen nicht für die niederländische Gegend schicke, und dem Klee im Nutzen nicht gleich geachtet werden könne; daß sie dennoch neben diesem in jeder Wirthschaft einen kleinen Platz verdiene, und ihr Betrieb im Großen vielleicht dem nützlich seyn könne, der beym Abgange gesunder trockener Wiesen eine starke Schafzucht treibt. Diesem würde ich rathen, die Luzerne mit Klee auszusäen, um im folgenden Jahre eine doppelte Heuärndte davon nehmen, und das Feld darauf ein oder zwey Jahre als Weide benutzen zu können.

Im Kleinen aber wird die Luzerne auch jeder andern Wirthschaft nützlich seyn, sowohl des vorzüglichen Pferdefutters wegen, das sie abgiebt, als wegen der

nicht

nicht genug zu schätzenden Eigenschaft ihres frühen und schnellen Wachsthums. Dieses erfodert für Einige einer kleinen Auseinandersetzung. . . Ich nehme an, daß der Klee nach wie vor die Basis der Wirthschaft bleibe, und der Pachter daneben, nach Verhältniß seines Viehstapels, einen oder mehrere Morgen Luzerne habe. Da diese einen Vorsprung von 14 Tagen vor dem Klee hat, so macht sie in der Fütterung den Anfang. Der Klee folgt, wird aber auf die Länge zu hartstänglicht, und das Vieh verschmäht ihn. Indeß hat der zuerst abgemähte Klee Zeit, wieder nachzuwachsen. Zuletzt, wann die Kleestoppel im September gestürzt, und man oft in Verlegenheit wegen des grünen Stallfutters ist, dann bietet sich der dritte Schnitt der Luzerne dar, und hält bis zu der Benutzung des Möhrenkrauts, der Runkelblätter, Stoppelrüben u. s. w. vor.

„Man bauet, sagt Hr. Balsamo, in einigen „Districten Flanderns, in der Gegend von Dornick, „in dem französischen Hennegau, besonders aber um „Valenciennes, viel Luzerne. Sie wird breitwürfig un„ter den Hafer gesäet, und mit etwas Kleesamen ver„mischt, um im ersten Jahre einen Schnitt davon neh„men zu können. Gemeiniglich wird sie drey Mal des „Jahrs gemähet. Nach dem dritten Schnitte behütet „man sie mit dem Hornviehe, aber niemals mit Scha„fen. Die Pächter betrachten die Luzerne als ein kost„bares einträgliches Futter."

§. III.

§. III.

Spörgel, weißer Klee und andere Futterkräuter.

Der Spörgel ist für die Campine, oder die Sandländer Brabants, dasjenige, was der Klee für die mehr fruchtbaren belgischen Provinzen, — die Luzerne für das mittägige Frankreich, — die Esparsette für die unfruchtbaren Kalkberge — und die Sulla für Sizilien ist.. Der Urheber der Natur vertheilte seine Geschenke mit so weiser Hand, daß es nicht eine einzige Gegend giebt, die nicht ihr Wohl und Wehe, ihren Fluch und Segen hätte.

Ich bin weit entfernt, eine Parallele zwischen dem Klee und dem Spörgel zu ziehen: aber irrig ist es, daß der besser begabte das kargere Geschenk eines andern verachtet; irrig, einem Boden fetten Klee abzufordern, der nur magern Spörgel aufbringen kann; irrig, alles über einen und eben denselben Leisten schlagen zu wollen. Ohne Klee wäre das mittlere Brabant in keinem bessern Culturzustande, als manche Gegend Deutschlands; und ohne Spörgel wäre die Campine noch eine Wüste.

Eine Pflanze, die für sich keinen Dünger erheischt, und der Erde durch ihren Rückstand vielleicht mehr wieder giebt, als sie daraus gezogen hat; die keine Hauptstelle in dem Fruchtumlaufe fodert, sondern sich als Nachfrucht mit dem zweyten sonst leeren Platze begnügt; die, den Samen ausgenommen, beynahe gar keiner Vorlage bedarf; die sich mit einem Boden behilft, wo außer dem Roggen nichts anderes fortkom-

men will; die dabey Milch und Butter vermehrt, und ihre Güte erhöht, ist gewiß aller Achtung in der Landwirthschaft werth; und ich bin überzeugt, daß sie selbst auf dem besten Boden, in sofern er nur etwas leicht ist, mit Ehren und Nutzen auftreten kann. Ein Beweis davon ist das Land von Waes, der Garten Europa's. Ich sage, auf leichtem Boden: denn da diese Pflanze ihrer Bestimmung nach auf dem Felde abgehütet seyn will, und selten eine mähbare Höhe erreicht, so würde der Fuß der darauf weidenden Thiere den schweren Boden bey regnigtem Herbstwetter zu einem Teige kneten und ihm dadurch sehr nachtheilig werden, statt daß eben dieses Abweiden, samt dem Urine und den frischen Exkrementen, auf leichtem oder sandigem Boden eine wahre Verbesserung seyn sollte.

Außerdem hat der Spörgel noch den Vorzug, daß er nicht ausgezogen und verfahren werden darf: daher man auch auf entlegenen Feldern Spörgel, und keine Rüben säet. . . Spörgel-Heu, und vorzüglich der Same, sind ein köstliches Küh-Futter auf den Winter.

„Der Anbau des Spörgels, sagt Hr. Man, „ist mehr dem nördlichen Brabant eigen; doch wird „auch in den daran stoßenden Distrikten viel Spörgel „gebaut. Man säet ihn sogleich, wann das Winterge„treide ist abgeärndtet worden. Das Land wird dazu „leicht umgepflügt. . . In leichtem Boden dient der „Spörgel auch zum Dünger, da er saftig und gewisser„maßen von fetter Natur ist. Er wird auch grün un„ter-

„tergepflügt, und verbessert zum Theil den Boden, so „daß man ihn nachher mit Waizen bestellen kann."

Da man in dem ganzen nördlichen Distrikte Brabants Stallfütterung treibt, so müssen diejenigen, die keinen, oder doch wenig Klee säen, die Kühe großen Theils auch im Sommer mit grünem Spörgel unterhalten. Dazu gehört also, daß der Spörgel von Zeit zu Zeit ausgesäet wird, und daß man mit dem März den Anfang macht. In diesem Falle behauptet er den ganzen Sommer über das Feld, und ist als eine Braachfrucht zu betrachten... Dieses gilt auch von demjenigen, der zu Samen bestimmt ist: denn der Herbstspörgel giebt keinen reifen Samen. Von dem Märzspörgel ist der Same schon vor Johannis reif... Man kömmt darin überein, daß ein solcher Braachspörgel, selbst wenn er zur Samenreife gelassen und zu Heu gemacht worden ist, die beste Vorbereitung zum Roggen sey. Der Fruchtumlauf dabey ist folgender: 1, 2, 3 Roggen, und jedesmal nach dem Roggen Herbstspörgel, auf dem Felde abgeweidet; 4 Hafer oder Buchwaizen; 5 Braachspörgel zum grünen und dürren Futter.

Der weiße oder holländische Klee ist in den belgischen Provinzen, die ich bereisete, nicht bekannt. In meiner Gegend, wo man ihn zur Lämmerweide aussäet, nimmt man 12 Pfund Samen aufs Bunder (3½ Pfund auf den Morgen). Er dient statt der Braache, muß

aber gleich nach Johannis umgebrochen werden, wenn er diese Stelle ohne Schaden vertreten soll. Er wird nicht, wie der rothe Klee, überdüngt.

„Der weiße, im Clevischen bekannte wilde Klee, „sagt Hr. Lobbes, gehört mit vollem Rechte unter die „Hauptfutterkräuter: denn ob er schon nicht gemähet „und im Stalle verfüttert werden kann, sondern abge„hütet wird, so fodert seine Cultur auch nicht so viele „Kosten und so gutes Land, als die des rothen Klees. „Gesetzt, ich säe im zweyten Jahre des Düngers, also „in das magere Land, Hafer und wilden Klee-Samen. „Geräth der Klee, so ernährt ein holländischer Morgen „den Sommer über drey milchende Kühe. Diese Hü„tung breche ich im Herbste, wie die Stoppeln des ro„then Klees, einjährig um *), säe darein (aber vor „Michaelis, sonst verliert sich die Saat gegen das Früh„jahr vom Felde, wenn sie vor dem Winter nicht stark „bewurzelt gewesen ist) Roggen ohne Dünger; und doch „wird er gemeiniglich den gemisteten weit an Güte über„treffen. Als Nachfrucht des Roggens kommen Rü„ben oder Spörgel, und im folgenden Jahre Hafer „ohne Düngung. Dadurch gewinne ich eine Dün„gung, und habe bessern Roggen. Wenn dieser Klee „unter den gedüngten Roggen gesäet wird, dann folgt „darnach noch einmal Roggen, welcher ohne Ausnahme „allemal am besten gekörnt ist; nach ihm Rüben oder „Spör-

*) Die Gegend, die Hr. Lobbes vor Augen hat, ist sicher sehr sandigt. Auf schwerem Boden erfodert diese Kleestoppel drey Jahren.

„Spörgel, im folgenden Jahre Hafer, und im letzten „Buchwaizen, alles ohne Dünger."

Diese wenig bekannten Bemerkungen über den Vortheil und die Cultur des weißen Klees, scheinen mir so wichtig, daß ich hoffe, der Leser werde es mir zu gut halten, daß ich sie aus den N. S. Annalen entlehnt habe. Die Höhe des clevischen Landes hat übrigens so viele Aehnlichkeit mit den guten Sandländern Brabants, daß ich hoffen kann, auch den Belgen durch die Mittheilung jener Bemerkungen einen Dienst zu leisten.

Die schwedische Luzerne mit gelber Blume, Medicago falcata, fand ich sowohl auf trockenen, Mergel enthaltenden Höhen, und festem Boden, als in torfartigen morastigen Niederungen, auch auf einer Wiese, die oft im Winter mit einem Eisspiegel bedeckt ist. Die Luzerne hatte sich an diesem letzten Orte so dicht zusammen gefaselt, daß sie das Gras verdrängte. Es war eine Mähwiese, wovon die Nachmaht stets abgehütet wurde. Das eigentliche Gras derselben gab ein häufiges, aber rauhes Futter. Es würde der Mühe lohnen, Versuche mit dieser Luzerne zu machen, da sie einheimisch ist, sich selbst fortpflanzt, und mit mancherley Art von Boden vorlieb nimmt.

Der Hopfenklee, Medicago lupulina, erfodert einen guten lockern Boden, wo er Ranken von ansehnlicher Länge wirft, und von dem Viehe sehr geliebt wird.

Von Esparsette habe ich in den Niederlanden durchaus nichts gesehen, noch gehört.

Der Meliloten-Klee mit gelber Blume ist an manchen Bächen in meiner Gegend einheimisch, wo er die Höhe von 4 bis 5 Fuß erreicht; ich weiß aber nicht, daß Gebrauch davon gemacht wird. Ich fand die Melilote mit weißer Blume, welche ich im Sommer 1801 gesäet hatte, den 14ten Juny des folgenden Jahres im Durchschnitte von einer Höhe von drey Fuß. Hornvieh und Schweine fraßen dieses Futter; die Pferde aber verwarfen es seines Geruches wegen. Bey der Samenreife hatte dieser Klee eine Höhe von 5 bis 6 Fuß. Er trägt vielen und leicht zu sammelnden Samen; allein in diesem Zustande taugt er zu keiner Art von Fütterung, und die Pflanze stirbt ab. Selbst zur Blume darf man ihn nicht kommen lassen, weil seine Stängel dabey zu dick und holzigt werden. Im Jahre 1803 wurde er schon zu Anfang des Mayes bey mir geschnitten. Die Quantität Futter, die er abwirft, übertrifft alle unsere bekannten Futterkräuter. Die Blume schien mir eine rechte Leckerspeise für die Bienen zu seyn.

Man hatte im Jahre 1803 um die Mitte des Aprils englischen oder weißen Senf in den Garten gesäet. Den 17ten May war er zwey Fuß hoch. Die Kühe, die eben aus der Weide kamen, wo es ihnen nicht an gutem Futter gefehlt hatte, verzehrten den ihnen vorgeworfenen Senf mit vielem Appetit. Diese Pflanze

wächst

wächst sehr schnell, kann zwey Mal gemähet werden, leidet wenig von Insekten, und giebt ein so wohlschmekkendes Futter, welches selbst dem menschlichen Gaumen nicht unangenehm ist, daß sie in den Jahren, wo der Klee nicht viel verspricht, als Beyhülfe mit Nutzen angewendet werden kann... Sie verträgt sich sehr wohl mit Möhren, die darunter gesäet werden können, selbst dann, wenn man den Senf zur Reife kommen lassen will, wie ich selbst erprobet habe.

Die Gräser, die zur grünen Fütterung im Stalle dienen können, verdienen billig auch einer Erwähnung.

Im Jahre 1802 hatte ich mehrere Grassorten auf gutem lehmigten Boden in Reihen ausgesäet. Diejenigen, die sich mir durch ihren kraftvollen und schnellen Wuchs am meisten empfohlen, waren der Wiesen-Schwingel, Festuca elatior, das Knaulgras, Dactylis glomerata, und das Hafergras, Avena elatior.

Den 27sten April 1803 war der Wiesen-Schwingel so hoch, daß ich ihn mähen und verfuttern ließ. Dabey war er so ergiebig, daß ich nach meiner Berechnung mit dem Quantum des Grases, das dieser einzige Schnitt auf einem Morgen gegeben haben würde, eine Kuh 150 Tage auf dem Stalle hätte füttern können. Hierbey bemerke ich, daß die Luzerne in eben demselben Jahre erst den 25sten May geschnitten werden konnte... Vom 27sten April bis zum 7ten May war ebengedachtes Gras wieder um einen Finger lang nachgewachsen;

den 14ten hatte es die Länge einer Hand. Ich fand aber bey diesem Grase die Unannehmlichkeit, daß es sich bey etwas Regen lagerte und nicht wieder aufstand; ferner, daß der zweyte Schnitt dem ersten auf keine Weise gleich kam.

Das Knaulgras stand dem Schwingel in seinem ersten Wuchse etwas nach, übertraf ihn aber im zweyten um die Hälfte in der Quantität. Im folgenden Jahre war das Knaulgras noch früher da, als der Schwingel, und dieser stand sichtbar in allem zurücke, daher ich ersterem ohne Anstand den Vorzug gebe... Man wirft diesem Grase gewöhnlich vor, daß es nur ein rauhes holziges Heu liefere; allein daran sind seine Stängel bey dem späten Mähen, und nicht seine Grasbänder Schuld. Da nun jene später, als bey jedem andern Frühgrase treiben, so hat man sie bey dem Grünfüttern nicht zu fürchten. Uebrigens lagert dieses Gras sich nicht, wie der Schwingel, dessen Wuchs aus lauter Halmen und sehr wenig Grasbändern besteht, statt daß das Knaulgras viel Blätter und wenig Stängel wirft; daher es dann auch zu erklären ist, wie dieses nach dem ersten Schnitte weit geschwinder und üppiger wieder hervortreiben kann, als der Schwingel, der sich durch das Aufschießen in Halme erschöpft... Unter allen Gräsern sehe ich die Dactylis als das Hauptfuttergras an, das auf gutem Boden von einem Stallfütterungswirthe angesäet zu werden verdient. Sie wird immer um 14 Tage früher mähbar seyn, als der Klee.

Die

Die weiche Trespe, Bromus mollis, verdient keiner Erwähnung unter den Futtergräsern. Allein gesäet, ist sie nicht im Stande, sich aufrecht zu halten, bringt auch nicht viel Ertrag; auf Wiesen aber ist sie ihrer schönen Samen-Köpfe wegen ein sehr gutes Gras.

Das Hafergras steht, meiner Meinung nach, als Futtergras ebenfalls unter der Dactylis. Es wirft weit mehr Stängel als Laub; und obgleich diese nicht besonders hart sind, so sind sie doch dem Viehe nicht angenehm, und es frißt dieses Gras nur dann, wenn es nichts besseres haben kann. Uebrigens ist es ein vorzügliches Gras auf Heuwiesen. Es legt sich zwar auch beym Regen, steht aber eben so leicht wieder auf. Ich fand es häufig auf bruchigten Wiesen in der Nähe von Erlensträuchen, wo es nicht selten die Höhe von 5 — 6 Fuß hatte. Den Schwingel fand ich auf noch schlechtern Bruchwiesen. . Der Same der Avena ist schwerer zu sammeln, als der von den drey übrigen benamten Gräsern; doch braucht er nicht enthülset zu werden. Die Mäuse stellen ihm auf dem Speicher fleißig nach, worauf man also acht zu geben hat.

Im Jahre 1803 reifte bey mir der Same
der weichen Trespe den 20sten Juny,
des Wiesen-Schwingels den 8ten July,
des Hafer-Grases den 15ten July,
des Knaul-Grases den 18ten July,
des Raygrases den 13ten August.

Zweyter Abschnitt.

Wurzelwerk.

§. I.

Rüben.

Unter allem Wurzelwerk spielen die Rüben in der belgischen Landwirthschaft die erste Rolle; und der belgische Landwirth glaubt eben so wenig, als der englische Farmer, daß es möglich sey, ohne sie sein Vieh zu erhalten. Nur denkt der erstere dabey bloß auf seine Kühe: denn Schafe und Mastvieh erhalten bey ihm keine. . . Der Engländer baut sie als eine Hauptfrucht; der Belge als zweyte oder Neben-Frucht, als Zugabe seines Ackers. Hat der erste eine reichere Aerndte davon, so kostet sie ihm auch vier Mal so viel, als dem belgischen Pachter die seinige kostet. Bey diesem sind sie beynahe ganz reiner Gewinn; bey jenem decken sie kaum, oder doch selten, die Kosten... Uebrigens schicken sich die Braachrüben, welche, in Menge gefüttert, der Butter einen sehr unangenehmen Geschmack geben, weniger, als die süßen Stoppel-Rüben, zu der Absicht der Belgen. Der Anbau dieser Rüben wird so stark bey ihnen betrieben, daß man sicher annehmen kann, der sechste Theil aller unter dem Pfluge stehenden Aecker in den Niederlanden, sey im Spätjahre mit Rüben bedeckt.

Man hat vier Gattungen Rüben in Brabant:

1) die

1) die brüsseler weiße,
2) die brüsseler gelbe,
3) die große weiße,
4) die weiße lange.

Die beyden ersten sind rund, und erreichen die Schwere der beyden letzten Gattungen. Nr. 2. ist noch kleiner als 1, aber auch fester, schmack- und nahrhafter, und giebt bessere Milch und Butter als die andere. Beyde Gattungen tragen nicht viel Kraut, und dieses hat nur dünne Stiele. Sie unterscheiden sich darinn von einander, daß das Laub der weißen nach unten zu grüner, das der gelben daselbst weißer ist. Da die gelben von sehr gutem Geschmacke sind, und sich länger aufbewahren lassen, so werden sie vorzugsweise auf den Hochlanden gezogen, verkauft oder verspeist. Doch bauen auch viele Pächter sie für ihr Vieh, indem sie mit Recht dafür halten, daß Wenig und Gut dem Vielen aber Schlechtern vorzuziehen sey. . . Die vierte obengedachter Gattungen ist lang und schwer, leidet aber leichter vom Froste als die übrigen, daher sie außer Borsbeeck nur an wenig Orten gebauet wird.

Da bey den Belgen der Herbst- und zum Theil der Winter-Unterhalt des Viehstapels auf den Rüben beruht, so lassen sie sich keine Mühe verdrießen, um sich dieser Aerndte zu versichern. . . Sobald das Getreide in der Gegend von Contigh das Feld verlassen hat, so wird das Land 1stens mit dem Pfluge umgeschuffelt,
2tens scharf geeggt,
3tens gewalzt,

4tens

4tens von neuem geeggt,
5tens Wurzeln und Unkraut mit dem Rechen abgeharkt und weggeschafft,
6tens gepflügt, ohne zu misten,
7tens flach geeggt oder vorgeschlichtet,
8tens gesäet,
9tens die Saat flach eingeegt, oder eingeschlichtet,
10tens gewalzt (aber nicht immer).

Manche bringen auch vor dem Säen Jauche und Asche auf den Acker.

Ich habe die Rüben nie anders als auf schmalen Ackerbeeten gefunden, und nirgend gehört, daß man sie anders säe, als in Wintergetreidestoppeln.

Für Rüben, die den Winter über bis zum Frühjahre im Felde stehen bleiben sollen, wird das Land folgendermaßen zubereitet. Man pflügt die alten Beete ab, so daß da, wo bey dem Korne die Rücken standen, nun die Riolen fallen. Dieses Pflügen geschieht ganz flach. Nach einigen Tagen wird geeggt, dann abgeharkt. Darauf wird das Land wieder in die alten Beete zusammengepflügt, worin es bey dem Korne lag. Bey dieser Arbeit wird der Pflug sehr tief angesetzt. Darauf wird geeggt, geharkt, gesäet und untergeeggt.

Man braucht 2 Pott Rübensamen aufs Bunder, oder den hundertsten Theil eines Scheffels auf den Morgen. Jeder zieht seinen eigenen Samen, und verwechselt ihn nicht mit dem aus einer andern Gegend.

Zu

Zu Voorde wird die Roggenstoppel einfährig und tief umgebrochen, flach geeggt, besäet und scharf geeggt. Sobald die Rüben 4 — 6 Blätter haben, werden sie mit Jauche begossen. . . Wenn zwey Wintergetreide-Aerndten unmittelbar nach einander folgen, so werden nie Rüben zwischen beyden eingesäet.

In der Campine, wo nichts ohne Dünger wachsen will, werden die sechs ersten Schnitte von jedem Beete angeschossen, darauf wird Mist gefahren, über das Gepflügte gebreitet, und der Rübensamen unmittelbar über den Mist geworfen; dann werden die stehengebliebenen Zwischenstreifen oder ehemaligen Rücken der Beete mit dem Spaten ausgestochen, und die Erde, oder vielmehr der Sand, über das Gesäete hingeschleudert. . . Man säet hier die Rüben nicht vor Laurentii. . . Da der Roggen in der Campine den ganzen Herbst und Vorwinter über gesäet werden kann, so ist man nicht gehindert, Stoppel-Rüben zwischen zwey Roggen-Aerndten einzuschalten, wie auch häufig geschieht.

Die Belgen sind überzeugt, daß Rüben das Land ausmagern, doch nicht in dem Grade, wie das Getreide. Man zieht zum Flachsbaue ein Land, daß diese zweyte Frucht nicht getragen, demjenigen vor, auf dem Rüben gestanden, wenn gleich zu diesen gedüngt worden wäre. Auch hält man dafür, daß Möhren in dieser Rücksicht weniger Schaden bringen als Rüben.

Sobald die Rüben zu Voorde 6 Blätter haben, und zu Contigh, wann das Kraut derselben eine Hand

lang

lang ist, werden sie geeggt, und zwar scharf. Der Anblick dieser Vorrichtung, deren Wirkung und Nutzen ich noch nicht kannte, mißfiel mir äußerst; auch glaubte ich, es geschehe nur, um die allzu dicht stehenden Rüben zu verdünnen. Aber nein! Gerade diesem unbarmherzigen Eggen schreiben die Landwirthe dieser Gegenden das Gedeihen ihrer Rüben zu, daher auch unter ihnen das Sprüchwort: Wer Rüben eggt, muß nicht hinter sich sehen. Zu Voorde werden sie sogar drey Mal von 8 zu 8 Tagen scharf geeggt, und dieser mörderischen Operation schrieb Hr. Vanderlinden es zu, daß er selbst nach Wintergerste Rüben gewinnen könne: eine Fruchtfolge, die in meiner Gegend durchaus fehl schlägt.

Die Rüben haben ihre großen Feinde an den Erdflöhen, den Schnecken, und hauptsächlich an den Spinnen, die ihre Blätter wegfressen. Des Morgens früh wird man diese letztern, die auch der jungen Luzerne und dem Klee nachtheilig sind, am besten gewahr. . Wenn die Erdflöhe die keimende Saat zerstören, so ist kein anderer Rath, als das Land sogleich umzupflügen und von neuem zu besäen. Die Schnecken thun nur an dem Rande umpflanzter Koppeln erheblichen Schaden.

Der Ertrag eines Bunders Stoppelrüben ist sehr groß. Man erzielt oft Rüben von 8 und 9 Pfund, und rechnet von der Ruthe einen einspännigen Karren. Nehmen wir diesen zu 500 Pfund an, so hätten wir 200000 Pfund auf einem Bunder oder 39000 Pfund auf dem Morgen. Man rechnet, daß man zum Un-

ter-

terhalte von 10 Kühen, für den Herbst und Winter, ihre Suppe mit eingeschlossen 4 Bunder Rüben nöthig habe. Wenn dieses letztere wahr ist, wie ich nicht Ursache habe zu zweifeln, so gestehe ich aufrichtig, daß das erstere nicht seyn kann: denn wenn die 4 Bunder eine Masse von 800000 Pfund Rüben geben, so kommen, wenn wir den Vorrath auf 160 Tage eintheilen, auf jedes Stück täglich 5 Zentner Rüben, welches ein ungeheures Quantum wäre. Nehmen wir aber die Ration einer Kuh zu 100 Pfund an, welches alles ist, was sie nebst Stroh und Suppe fodern kann, so haben wir für 10 Stücke auf 160 Tage nur 160000 Pfund Rüben nöthig. Es kämen alsdann 40000 Pfund auf das Bunder, oder 77 Zentner auf den Morgen. Mit dieser Berechnung stimmt auch der Preis überein, für welchen die Rüben auf dem Felde stehend verkauft werden: nämlich 70 — 100 brab. Gulden auf das Bunder. Nehmen wir nun darauf 800 Körbe, jeden zu 50 Pfunden an, so steht der Korb ohngefähr zu 5 Kreuzer.

In den Sandländern zieht man die Rüben nach und nach aus, je nachdem man ihrer bedarf. Fällt strenge Kälte im Winter ein, welche dieses verhindert, so ersetzt man sie bey der Fütterung mit Kartoffeln. . . In der Campine säet man die Rüben auch wohl in ein Land, das im folgenden Jahre Kartoffeln tragen soll; und diese Rüben bleiben dann bis ins Frühjahr stehen, wo sie noch mit Blatt, Stängel und Blume verfüttert werden.

An der Dender, wo der Boden zum Theil schwerer ist, werden die Rüben vor Winters ausgezogen, die Blätter abgeschnitten, und diese sammt den kleinern Rüben sogleich verfüttert: die übrigen werden aufbewahrt, und zwar zu Alost in trockenen Gruben, die mit Baumblättern, Stroh und Brettern bedeckt werden; zu Voorde aber schüttet man sie geradezu in freyer Luft ohne alle Decke auf Haufen. Man versicherte mir daselbst einstimmig, daß sie den Winter über ohne Nachtheil so liegen bleiben können, statt daß die gedeckten oder eingegrabenen oft faulen.

„Rüben und Möhren, sagt Hr. Man, werden „unter alle Arten von Korn ohne Unterschied ausgesäet, „so daß im Herbste, wenn das Korn abgemähet ist, „die Aecker ganz damit bedeckt sind. Man hat bemerkt, „daß die auf solche Weise gebauten Rüben und Möhren „besser sind, als die, welche in Gärten gepflanzt wer„den, und daß sie ein vortreffliches Nahrungs-Mittel „für Menschen und Vieh liefern."

Hr. Man verwechselt sehr unrichtig die Rüben mit den Möhren. Diese werden wirklich nicht anders als auf gedachte Weise gesäet; aber von den Rüben habe ich nur ein einziges Beyspiel dieser Art gesehen. Es war am 18ten May, als ich in der Gegend von Beveren im Waeslande, etwas über den einen starken Fuß hohen Rocken hinsäen sah; und man versicherte mich, es seyen Rüben.

Von

Von Braachrüben fand ich auch nur ein Beyspiel auf meinen Reisen. Es war zu Voorde, wo ein Pachter gewohnt war, alle Jahre ein Bunder zu besäen, um, sobald der Klee zu Ende wäre, ein beträchtliches Futter für sein Hornvieh zu haben. . . „Die Braach„rüben werden," wie Hr. Man bemerkt, „ohngefähr „um die Mitte des Julius auf gut gedüngtes Land „ausgesäet, und können, wenn die Witterung günstig „ist, schon vor Ende Septembers dem Viehe gegeben „werden, welches, so lange sie gut bleiben, zum Theil „damit gefüttert wird."

„An einigen Orten, sagt Balsamo, werden „die Rüben von den Belgen gehackt, aber bloß zur „Vertilgung des Unkrauts, und nicht, um die Pflanzen „zu verdünnen; an andern Orten geschieht eins und „das andere. In dem französischen Flandern geben „sich die Weiber und Kinder mit dieser Arbeit ab. Man „läßt die Rüben nie auf dem Felde von dem Viehe ver„zehren, sondern zieht sie aus, um sie nach Hause zu „bringen."

In meiner Gegend werden auch mehr Stoppel- als Braach-Rüben gesäet. Die Landwirthe haben einmüthig einen großen Widerwillen gegen den Anbau dieser letztern, und behaupten, daß sie ein schlechtes, nach ihrem Ausdrucke saures Land hinterlassen. *) Wirklich zeigt sich die darauf folgende Frucht allemal zu ihrem Nach-

*) Vermuthlich, weil das Behacken dabey unterlassen wird.

Nachtheile. . . Die Stoppel-Rüben, die stets ohne Dünger gesäet werden, sind bey ihnen beliebter. Man wartet aber hier nicht mit ihrer Aussaat bis zur Mitte des Augusts; sondern sobald der Roggen das Feld räumt, oft selbst wenn er noch in Zelten darauf stehet, wird das Land geschält, umgeschuffelt, geegt, dann gepflügt und besäet. Eine späte Aussaat der Rüben geräth auf unserm schwereren, kälteren Boden selten.

Jeder Landwirth, glaube ich, weiß, daß die Erde bey dem Einschnitte des Getreides, so trocken und heiß auch immer die Jahreszeit seyn mag, einen gewissen Grad von Feuchtigkeit enthält, die aber nach weggeräumter Aerndte in wenig Tagen verfliegt. Es kömmt also bey den Rüben sehr viel darauf an, jene ersten Augenblicke zu benutzen, weil sonst der Samen nicht leicht aufgehen, oder doch sein erster Keim kränkeln und welken würde. . . Man säet daher auch stückweise, und so wie ein Theil des Feldes umgepflügt ist, um dadurch das Aufgehen des Samens und den Wuchs der Pflanze (von dessen Schnelligkeit, der Erdflöhe wegen, oft die ganze Existenz der Rüben abhängt) bestmöglich zu befördern. Bey trockenem Wetter ist es am sichersten, nur Nachmittags zu pflügen, bey dem Eintritte der Nacht zu säen, und am folgenden Tage nach dem Aufgange der Sonne zu walzen. . . Das Eggen der aufgegangenen Rüben ist in meiner Gegend nicht bekannt, woher es vielleicht kömmt, daß die Aerndte derselben meistens so schlecht ausfällt.

§. II.

§. II.

Möhren

werden in den Niederlanden nie anders, denn als zweyte oder Nach-Frucht betrachtet. Da man keinen Pflug besonders für sie anzusetzen hat, keine Gabel voll Mist mehr auf das Feld zu bringen braucht; da sie eine, Menschen und Vieh gleich angenehme und nahrhafte Speise sind: so verdienen sie mit Recht einen Platz in der belgischen Landwirthschaft, ob sie gleich an Quantität dem Ertrage eines Rübenfeldes nicht beykommen. Schafe, Schweine, Kühe, Pferde, Federvieh fressen sie mit großer Begierde. Für Pferde giebt es keine angenehmere, und für Zuchtschafe, vorzüglich für Lämmer keine gesündere und bessere Nahrung, wie ich selbst aus der Erfahrung mehrerer Jahre weiß, und an einem andern Orte berühren werde. Hierin sowohl, als weil sie gar nicht von Insekten leiden, und den Boden weniger aussaugen, gehen sie den Rüben bey weitem vor. Doch werden sie in den Niederlanden nicht so stark angebaut wie diese; und ich erinnere mich, immer fünf Rübenäcker gegen einen Möhrenacker gesehen zu haben.

Man säet die Möhren über Roggen, Waizen, Raps und Flachs, aber nie über Sommergetreide. Die Ursache leuchtet ein, und ist, weil jene Früchte das Feld früher als letztere verlassen, dem Wachsthume der Möhren also mehr Zeit gönnen.

Ueber das Wintergetreide werden die Möhren sowohl vor als nach dem Winter gesäet. Ersteres hat

nur auf trockenem, leichtem Boden statt, und ist auf feuchtem und schwerem wenig oder gar nicht anwendbar; auf jenem aber ist die Aussaat vor Winters vorzuziehen.. Die Frühjahrs-Aussaat geschieht im Februar oder im März, wenn das Land von dem vorhergegangenen Froste noch locker und feucht ist.

Zu Voorde werden die Möhren über den verpflanzten Raps gesäet, nachdem dieser im Frühjahre behackt worden ist. Man kratzt den Möhrensaamen mit dreyzinkigen Haken leicht unter. Einige nehmen 4, Andere 6 Pfund Samen aufs Bunder, im Durchschnitte also ein Pfund auf den Morgen.

Sobald der Roggen in der Campine das Feld geräumt hat, so wird das Land in die Kreuz und Quer vereggt, Stoppeln und Unkraut mit dem Rechen abgeharkt und weggeschafft, und darauf noch ein Mal scharf geeggt.

In der Gegend von Contigh werden die Getreide-Stoppeln ebenfalls scharf geeggt; und ist das Land sehr unrein, so wird das Scharfeggen wohl 5 — 6 Mal wiederholt. Darauf wird mit der Hand gejätet, und die Stoppeln nach dem Stalle gebracht.

Aus dem Rapslande werden in der Campine, so bald die Frucht weg ist, die Strünke ausgezogen, das Land gejätet, und darauf scharf geeggt... Zu Voorde wird nach dem Ausziehen der Strunken ebenfalls gejätet, das Land behackt, scharf geeggt, und einige Zeit darauf noch ein Mal behackt. Bey diesem letztern Be-

hacken

hacken haut man zugleich die allzu dicht stehenden Möhren weg.. Man gewinnt bey dieser Cultur oft Möhren von der Dicke eines Armes.

„Da die Wurzelgewächse bey den Niederländern „den Abgang des Heues ersetzen, so wenden diese", sagt Hr. v. Ponderle, „desto mehr Sorgfalt an, sie gegen „das Verderben zu sichern, um an dem nöthigen Winter-Futter keinen Mangel zu leiden. Sie werden daher in kegelförmige Haufen aufgeschüttet, deren Basis etwa 8 oder 10 Fuß im Durchmesser hält, und „die 5 — 6 Fuß hoch sind. . . Wann die erste „Schicht (nach Hrn. Man) gelegt ist, so wird diese „mit langem Strohe bedeckt, und so wechselsweise fortgefahren, bis oben auf. Diese Haufen werden dann „auch von außen mit langem Strohe und Erde bedeckt, „und rund herum wird eine kleine Abzugsrinne gegraben, damit das Wasser desto leichter abfließen kann. „Wenn man ihrer nun zur Fütterung für die Pferde „oder Kühe, und im Frühjahre für die Lämmer bedarf, „so wird eine Oeffnung in die Haufen gemacht, und „das Nöthige herausgenommen." — Dieses gilt aber nicht für die Kartoffeln, wie wir weiterhin sehen werden.

Einige Wirthe in meiner Gegend haben eine ähnliche Methode mit dem besten Erfolge angewendet. Sie machen eine Grube in die Erde, bedecken den Boden mit etwas Stroh, legen darüber eine einzelne Schicht Möhren, darauf wieder etwas Stroh, auf das Stroh ein wenig Erde, auf diese wieder eine einzelne Schicht

Möhren, und so weiter bis oben hin. Nichts hindert übrigens, mit den Schichten auch über der Erde fortzufahren, und das Ganze in einen Hügel zu bilden. . . Die Möhren, die um Ostern aus solchen Gruben gezogen werden, sind eben so frisch, und gut von Geschmack, als sie im Herbste waren. Die Kenntniß einer solchen sichern Aufbewahrungs-Methode ist bey der Landwirthschaft von großem Werthe; sie nicht früher gekannt zu haben, kostete mich schon viele hundert Scheffel Wurzeln.

In der Campine wird den Möhren das Kraut nur abgerissen, oder abgewunden, und nicht mit einer Scheibe unter der Krone abgeschnitten. Sie werden weder eingegraben noch bedeckt, sondern in kalten Kammern aufbewahrt. . . Daß dieses Abreißen des Krauts dem Köpfen bey den Möhren vorzuziehen sey, davon habe ich mehrere Beyspiele. Warum halten sich die Setz- oder Pflanz-Möhren, denen man, weil sie zum Samentragen im folgenden Jahre bestimmt sind, bloß die Krone abstutzt, besser wie die andern? Die Fäule, wodurch diese letztern zu Grunde gehen, nimmt immer bey der Wunde den Anfang, die man der Wurzel bey dem Wegschneiden der Krone versetzt hat. *)

Hr.

*) Als ich obiges geschrieben hatte, theilte mir Hr. G. Clemens noch folgende Erfahrung über diesen Umstand mit, der allen meinen Vermuthungen widerspricht. . . Er ließ nämlich im vergangenen Herbste 1806 einem Theile Möhren die Krone sammt einer Scheibe der Wurzel

Hr. Johann Berden, ein mir bekannter guter Praktiker, behandelt seine Möhren nach Art der Campiner Landwirthe. Er gab mir mehr als ein Mal die Versicherung, daß der Frost den Möhren durchaus nicht schade, wenn man sie nur gegen den Anfall der äußeren allzustrengen Luft, und vor dem Abwechseln des Regens und Sonnenscheins, des Einfrierens und Aufthauens zu schützen suche... Er hat zu dem Ende eine kalte aber geschlossene Kammer, in welcher stets ein Haufen Sand oder trockene Erde liegt. Die Möhren werden in einem langen viereckigen Haufen in dieser Kammer aufgethürmt, und zwar so, daß der Haufen nirgendwo die Wände berührt, und ringsum ein Gang bleibt, der zugleich das Wegnehmen des Wurzelwerks erleichtert... Ist eine starke Schicht Möhren gelegt, so wird ein oder ein paar Zoll hoch von der trocknen Erde darüber her gestreut, und bis zur Höhe damit fortgefahren. Der Haufen wird ringsum weder mit Stroh noch Erde noch sonst etwas bekleidet... Ich bemerke, daß auch er den Möhren die Krone nicht abschneiden,

zel abschneiden; einem andern ließ er bloß das Kraut, aber kurz an der Wurzel wegnehmen; dem dritten Theile endlich wurde das Kraut 5 — 6 Zoll hoch über der Wurzel abgekürzt. Sie wurden alle an denselben Ort gelegt, der ihnen aber seiner feuchten Wärme wegen durchaus nicht angemessen war. Es ergab sich nach einem Verlaufe von 10 Wochen, daß die letztern alle, die zweyten großen Theils, die erstern wenig angefault waren, und daß die Fäule stets bey den Blättern den Ursprung genommen hatte. Hr. Clemens räth aber, die Wunde der abgescheibten Möhren erst an der Luft abtrocknen zu lassen, bevor man sie zusammenhäuft.

sondern bloß das Kraut mit der Hand abdrehen läßt... Auf diese Weise kann er seine Möhren bis zu Anfang des folgenden Sommers aufbewahren... Er hat die besondere Methode, die Möhren und Kartoffeln roh, die Rüben aber gekocht dem Viehe zu verfüttern, weil er beobachtet hat, daß nichts bessere Milch und schmackhaftere Butter gebe, als gekochte Rüben, und nichts leichter dem Mastviehe den Durchfall verursache, als gekochte Kartoffeln in Menge gefüttert.

In meiner Gegend werden die Möhren selten über das Getreide gesäet: geschieht es aber, so ist es über den Roggen, nach dessen Einärndtung sogleich scharf geeggt wird; darauf werden die Stoppeln ausgezogen, und zuletzt wird gejätet. Bey feuchtem und warmem Spätjahre nehmen diese Möhren ganz besonders zu, erreichen zuweilen die für sich allein gesäeten, und übertreffen sie immer an Geschmack.

Obgleich der Möhrenbau in meiner Gegend nicht im Großen betrieben wird, so ist doch kein Landwirth der nicht etwas Möhren für sein Vieh, besonders die Schweine, aussäete. Es scheint selbst, daß der Möhrenbau vor der Einführung der Kartoffeln weit ausgedehnter gewesen sey, als jetzt; und die guten Alten (wenn ihnen, als Lobrednern verflossener Zeiten, unbedingter Glauben beyzumessen) versichern, daß das Fett und Fleisch der Schweine zu ihrer Zeit weit fester war, als seitdem man die Kartoffel-Mast eingeführt hat.

Man

Man baut bey mir die Möhren im zweyten Felde, das ist, statt des Hafers und ohne Dünger; auf sie folgt dann gedüngter Flachs. Da die Möhren zwey Mal gejätet werden, und das Land dazu tiefer als zu jeder andern Frucht gerühret wird, so scheint diese Fruchtfolge empfehlungswerth. Doch wäre zu versuchen, ob gut gedüngte Kartoffeln nicht eine noch bessere Vorbereitung zu ungedüngtem Flachs abgäben.

Der Boden wird hier zu Möhren entweder gedoppelpflügt, oder gepflügt und gegraben. Dieses letztere, welches eine Art von Ruschottiren ist, geschieht auf folgende Weise. Die Arbeiter, wozu auch Frauen genommen werden, vertheilen sich längst der Furche, die der Pflug geöffnet hat, graben mit dem Spaten diese Furche noch tiefer aus, und legen die Erde auf den mit dem Pfluge umgeworfenen Schnitt. Da jede Furche auf gedachte Art ausgegraben wird, so müssen Arbeiter genug da seyn, damit der Pflug nicht auf sie zu warten brauche, und die Arbeit nicht mit Uebereilung, folglich schlecht geschehe. Das Auge des Herrn über seine Arbeiter leistet hier, wie bey so manchen andern landwirthschaftlichen Vorrichtungen, gute Dienste.

Die Möhren werden meistens mit dem Spaten ausgehoben, und selten ausgepflügt. Gewöhnlich zieht man ihrer nicht mehr aus, als man des davon kommenden Krautes zum Vieh-Futter für einen oder zwey Tage bedarf. Wenig überdacht scheint mir dabey die Art, sie, so wie sie aus der Erde kommen, auf den Karren

zu werfen und heim zu fahren, indem die an den Wurzeln hängende Erde das Kraut derselben verunreinigt, und als Futter verschlechtert. Ich lasse meiner Seits das Kraut auf dem Felde von den Wurzeln trennen, und jeden Theil besonders nach Hause fahren, welches die Arbeit auf keine Weise vermehrt, sondern vielmehr abkürzt, da nun jedes sogleich an seinen bestimmten Ort, die Wurzeln zum Magazine und das Kraut zum Stalle gebracht werden kann.

Ich halte die hier übliche Methode, die Möhren auf dem Felde in schmalen hohen Haufen, in Obelisken-Gestalt aufzuthürmen, für sehr nützlich, besonders bey feuchtem Wetter. Man legt dabey die belaubte Krone nach innen, und die Spitzen nach außen. Regen, Luft und Sonnenschein tragen wechselsweise dazu bey, die Möhren zu reinigen und abzutrocknen. . Jede Frucht, es sey welche es wolle, wird, wenn sie frisch vom Felde unter Obdach gebracht wird, daselbst eine Zeitlang schwitzen. Entsteht diese Ausdünstung in einer großen zusammengepackten Masse, die nicht umgestochen werden kann, so muß nothwendig eine Entzündung und Fäulniß nach sich ziehende Gährung entstehen, wovon man so oft Beyspiele am Getreide, Rübsamen, Bohnen u. s. w. erlebt. Ich bin also überzeugt, daß eine solche Aussetzung der Möhren in freyer Luft zu ihrer Wintererhaltung ungemein viel beyträgt und daher sehr zu empfehlen ist.

Auch den Möhren (ich rede von denen, die für sich allein gesäet werden) schreiben die hiesigen Bauern eine,

das

das Land (nach ihrem Ausdrucke) versäuernde Eigenschaft zu. Ich bin aber geneigt, zu glauben, daß, wenn ihre Cultur einem Lande nicht vortheilhaft ist, solches von der hier üblichen Cultur, und nicht von dem cultivirten Gegenstande selbst herrühre. Der Boden wird zu den Möhren tiefer als gewöhnlich aufgebrochen, eine Ehre die ihm in 20 Jahren kaum ein Mal wiederfährt; der spröde magere Grund wird erst im Frühjahre heraufgebracht, wo er keine Zeit mehr hat, durch Sonne, Luft, Frost und Regen milder gemacht zu werden. Ihn durch kurzen Dünger, Asche u. s. w. etwas zu beleben und lockerer zu machen, daran wird nicht gedacht. Kaum sind die Möhren aufgegangen, so kömmt ein Regiment Weiber, das darüber hinrutscht, um das Feld zu jäten, daß aber zugleich, besonders in feuchten Jahren, die Oberfläche zu einem festen Teige knetet. Drey oder vier Wochen nachher wird das Jäten und Kneten wiederholt; dann ist kein Thau der Nacht, kein sanfter Regen, kein wärmender Sonnenstral, kein befruchtender Einfluß der Atmosphäre im Stande, diese Felsenharte Tenne zu durchdringen. Ob ein solches Land zu einer solchen Cultur nicht ein saures Gesicht machen muß?

Da ich viele Möhren und Runkeln zu bauen hatte, so suchte ich ihre Cultur durch Düngen und Hacken zu verbessern; und um letzteres besonders für die Pferdehacke zu erleichtern, säete ich sie auf Reihen... Der Anblick so schwächlicher Pflanzen, wie es die Möhren in den ersten Monaten ihres Lebens sind, in zwey Fuß

von

von einander abstehenden Reihen, und in einer Entfernung von einem halben Fuße in den Reihen selbst, erweckte den satyrischen Geist meiner Nachbaren. Der Gegenstand wurde noch reizender für sie, als diese Reihen mit der Hand- und Pferdehacke bearbeitet wurden. Unterdessen freute ich mich von Herzen, ihnen so vielen Stoff zur Ergießung ihrer guten Laune gegeben zu haben... Ein paar Monate später kam die Reihe, zu lachen, auch an mich. Eine lange trockene Witterung, die im Sommer 1801 einfiel, und welche die Oberfläche unseres Lehmbodens zu einem Ziegelsteine ausbrannte, setzte dem Wachsthume der Möhren meiner Nachbaren auf ein Mal ein Ziel, während die meinigen ungestört fortgrünten, und auf eine unglaubliche Weise zunahmen. Ungeachtet der großen Entfernung vereinigte sich das Kraut so, daß man den Boden in den Zwischenräumen nicht mehr bemerken konnte. 1455 Körbe, ohngefähr 72700 Pfund, 100 Körbe wenigstens, die mir die Feldmäuse aufgefressen hatten, ungerechnet, kamen auf der Hectare zum Vorschein. Unter den Möhren waren viele von 5 — 6, ja einige von 8 Pfund Schwere. Man bat mich von allen Seiten um Samen, weil man sie für eine besondere Art hielt. Doch glaubten die Aristarchen, jede Wurzel käme mir ein halbes Kopfstück zu stehn.

Im Jahre 1801 hatte ich Gelegenheit, folgende Vergleiche auf mehrern Stücken von gleicher Größe anzustellen:

A)

A) Nicht gedüngte noch behackte, sondern bloß gejätete und nach der gewöhnlichen Weise behandelte Möhren gaben auf die Hectare 47740 Pfund.

B) Mit ziemlich langem Miste gedüngte, auf Reihen gesäete, behackte Möhren 55080 Pfund.

C) Breitwürfig gesäete, nicht behackte, aber stark und mit vortrefflichem Miste gedüngte Möhren 63390 Pfund.

D) Auf Reihen gesäete, behackte, und so wie C gedüngte Möhren 75730 Pfund.

Hieraus ließen sich folgende Schlüsse ziehen:

1) Daß eine Möhren-Aerndte, zu welcher sehr stark gedüngt worden, eine andere, die gar keinen Dünger erhalten, um einen dritten Theil im Ertrage übertreffe. Vergleiche A und C.

2) Daß eine überaus reiche Düngung ohne Behacken einer gewöhnlichen Düngung vorgehe, wenn gleich bey dieser letztern die Hand- und Pferdehacke zu Hülfe genommen wird. Vergleiche B mit C.

3) Daß die in meiner Gegend übliche Methode, die Möhren ohne allen Dünger zu säen und nicht zu behacken, sich zu den andern Methoden, im Durchschnitte genommen, verhalte wie 2 zu 3.

4) Daß das Behacken für sich allein den Ertrag um den sechsten Theil vermehre. Vergleiche C und D.

5) Daß

5) Daß ein vor Winters durch und durch gedüngtes und vollkommen zubereitetes Land, auf welchem die Möhren mit Sorgfalt behackt worden, ein frisch, auch weniger und schlechter gedüngtes, wiewohl sonst auf gleiche Weise behandeltes Land um den vierten Theil im Ertrage übertreffe. Vergleiche B und D.

6) Daß die Methode D sich zu der hier landesüblichen verhalte wie 38 zu 21.

Ziehen also meine Nachbaren 834 Körbe Möhren von der Hectare, so ziehe ich bey meiner letzten Methode 1514, oder 680 Körbe mehr als sie. Schlagen wir nun den Korb von 50 Pfunden zu 12 Xr. an, so habe ich ein Plus von 136 rheinischen Gulden, oder von ohngefähr 35 Fl. vom Morgen, womit sich viele Arbeit und Dünger vergüten läßt, der Verbesserung des Bodens für die kommenden Saaten nicht zu gedenken.

Im Durchschnitte von drey nach einander folgenden Jahren, 1801, 2 und 3 kostete mir der Morgen Möhren für

Pflügen, Eggen, Walzen . .	4 Fl. 25 Xr.
Dünger, dessen Auffahren und Breiten	14 — 40 —
Auf Reihen säen . . .	0 — 17 —
Jäten und Behacken . . .	8 — 15 —
Ausziehen, Kraut abschneiden, nach Hause fahren	6 — 20 —
Total-Summe der Unkosten . .	33 Fl. 57 Xr.

Der

Der Ertrag war:

Gewicht an Blättern 6000 Pf., werth	6 Fl. — Xr.
Gewicht der Wurzeln 17127 Pfund, der Ctnr. oder die 2 Körbe zu 24 Xr., thut	68 — 26 —
Fällt den künftigen Saaten die Hälfte der Auslage für Dünger und Behacken zur Last, also hier den Möhren zu gut	11 — 27 —
Total-Summe des Ertrags . .	85 Fl. 53 Xr.
Vorstehende Unkosten, worin aber Landpacht und andere Abgaben nicht mit inbegriffen, abgezogen . .	33 Fl. 57 Xr.
Bleibt der Ertrag . . .	51 Fl. 56 Xr.

Ich bin berechtiget, zu glauben, daß wenig andere Feldfrüchte einen gleichen Ertrag geben.

Denjenigen, die ihre Möhren in Reihen säen wollen, eine Methode, die in Rücksicht der Erleichterung beym Jäten und der Anwendbarkeit der Pferdeschaufel sowohl, als der Pferdehacke *) ihre Vorzüge hat, würde ich aus eigener Erfahrung rathen:

1) Den Samen, nachdem er von den Stielen und der Spreu gesäubert ist, der Sonne auszusetzen, und

*) Die Pferdeschaufel oder der Scarificator dient dazu, die Zwischenräume oberflächlich zu reinigen; die Pferdehacke aber oder der Cultivator bricht die Oberfläche der Erde in den Zwischenräumen auf, und diese letztere Operation betrachte ich als den Hauptvortheil beym Möhrenbau.

und wenn er durch und durch trocken ist, ihn auf das nachdrücklichste zwischen den Händen zu reiben, damit sich die Samenkörner mit ihren krummen Häkchen nicht in einander klammern, welches bey dem Reihensäen, wo der Arm nicht, wie bey dem breiten Wurfe, einen Schwung nehmen, und den Samen umher verbreiten kann, gewöhnlich zu befürchten ist.

2) Den Samen nicht zu sparen, und wenigstens eben so viel zu nehmen, als bey der breitwürfigen Aussaat. Es ist viel leichter, Pflanzen, die zu dichte stehen, auszuhacken, als andere in die Lücken einzupflanzen.

3) Eine kleine Pflanzschule von Runkelrüben so früh als möglich an einem guten warmen Orte anzusäen, um daraus die Pflanzen zur Ausfüllung leerer Stellen zu nehmen: denn Möhren lassen sich nicht verpflanzen.

4) Die Möhren nicht allzu früh zu säen, und nicht allzu stark mit Erde zu decken: denn sie gehen, auch ohne gedeckt zu werden, auf.

5) Die Möhren in den Reihen selbst das erste Mal mit der Hand jäten zu lassen, und nur die Zwischenräume mit der Handhacke zu bearbeiten. . . Ich ziehe für das erste Mal die in den Gärten üblichen Handstoßeisen, deren man sich zu Reinigung der Wege bedient, vor, weil sie die Arbeit mehr fördern, und der Boden jetzt noch keine Auflockerung erheischt.

6) Sobald das Unkraut von neuem um sich greift, so werden die Reihen der Möhren mit der Hand-

hacke,

hacke, wozu ich die, Taf. VII. Fig. 1. anempfehle, gereiniget, und zugleich alle zu dicht beysammen stehenden Möhren weggehauen, oder ausgezogen, wo mit der Hacke nicht beyzukommen ist. Die Zwischenräume werden mit der Pferdehacke bearbeitet.

7) Nach einiger Zeit, wann die Möhren anfangen, Kraft zu gewinnen, werden die Reihen zum zweyten Male behackt, und alle Pflanzen, die nicht wenigstens einen halben Fuß von einander stehen, ohne alle Gnade weggehauen. Die Pferdehacke muß dießmal stark auflockern.

8) Man nehme sich ja in Acht, auf lehmigtem oder gar noch schwererem Boden die Pferdehacke oder Schaufel anzusetzen, so lange die Erde nicht trocken ist; sonst ist der Schaden größer, als der Nutzen.

9) Man verlasse sich nicht einzig auf jene Instrumente: sie sind in den Reihen selbst und dicht daran nicht anwendbar, und können folglich die Handhacke nicht entbehrlich machen.

10) Man kann nach dem letzten Behacken noch mit Vortheil Rüben-Samen (und hierzu habe ich die langen Rüben am zweckmäßigsten gefunden) über das Möhrenfeld hersäen, die man, wenn das Wetter etwas feucht und trübe ist, nicht einzukratzen nöthig hat.

11) Der freudige Wuchs der Möhren, und der Genuß des Anblickes eines so schönen Feldes, wird den Landwirth oft einladen, seine Zöglinge zu besuchen.

Dann lasse er sich die Mühe nicht verdrießen, das Feld die Kreuz und Quer zu durchwandeln, und die hohen Unkraut-Sträucher, deren sich noch immer hier und da zeigen werden, so wie auch die in Samen aufschießenden Möhren, die das Feld nur umsonst aussaugen, auszuziehen... Wer an so etwas kein Vergnügen findet und seine Kinder nicht dazu anführt, ist noch kein rechter Landwirth.

12) Man schreite nicht zu früh zur Möhren-Aerndte, aus Furcht, späterhin durch übles Wetter darin gestört zu werden... Wir hatten im ganzen Sommer des Jahres 1802 keinen Regen; zu Anfang Septembers fieng es zwar an, etwas zu regnen, aber es war ohne alle Wirkung. Als ich gegen Ende dieses Monats anfieng, die Möhren auszuziehen, war der Boden so fest, daß er sich nur mit der größten Gewalt eines guten brabanter Pfluges erbrechen ließ. Das Kraut der Möhren und die Blätter der Runkeln neigten sich welkend zur Erde. Da ich über 10 Morgen dieses Wurzelwerkes hatte, so wurde mit dem Ausheben derselben fortgefahren... Inzwischen trat am 5, 7, 10, 11 und 12ten Oktober Regenwetter ein. Die noch stehenden Möhren fiengen von neuem an, zu leben; und die man jetzt auszog, hatten eine Menge schneeweißer Haarwurzeln angesetzt. Die noch stehenden Möhren gewannen zusehends an Dicke; und die am spätsten ausgezogen wurden, mochten die frühesten etwa um den dritten Theil im Umfange übertreffen. Man sollte also in trockenen Jahren die Möhren nicht leicht vor Allerheiligen ziehen.

13) Landwirthe, die mit einem guten Schwing- oder Stelzenpfluge versehen sind, thun bey trockenem Wetter und festen geschlossenem Boden besser, die Möhren auszupflügen. Sie werden dabey weniger beschädiget als mit dem Spaten, und brechen in der Erde nicht ab; außerdem wird durch das Auspflügen auch viel am Tagelohn erspart. Zwey Pflüge und zehn ziemlich erwachsene Kinder sammeln in einem Tage die Möhren von 4 Morgen, und schneiden auch noch, da der Pflug nicht so lange geht, als das Tagewerk der Arbeiter dauert, noch einen großen Theil Kraut davon ab. Dabey erhält das Feld zugleich noch eine vollständige Pflugart, und kann, wenn man will, sogleich wieder mit Roggen besäet werden.

§. III.

Runkelrüben.

Runkeln oder Rangschen sind wegen ihres großen Ertrags, wegen der Eigenschaft, daß sie das Verpflanzen sehr gut vertragen, in großer Trockenheit nicht so viel als die Möhren leiden, und sich noch länger als diese aufbewahren lassen, vorzüglich wichtig, ob sie den Möhren gleich weder an Annehmlichkeit des Geschmacks, noch an Nahrungsstoff gleich kommen. Was man auch immer in Rücksicht dieses letztern zu ihrem Vortheile sagen mag, so kann die Erfahrung vergleichender Versuche bey Schafen und Kühen Jeden bald von dem wesentlichen Unterschiede beyder Vegetabilien überzeugen.

Die Blätter der Runkeln, von deren mehrmaliger Benutzung man so viel Wesens gemacht hat, sind, außer bey den Schweinen und allenfalls bey dem Federviehe, bey jedem andern Viehe von so geringem Werthe, daß sie die Kosten des Blattens nicht bezahlen. Ich nehme hiervon die Blätter aus, welche die nicht abgeblatteten Runkeln bey der Wurzelärndte selbst geben, welches in eine Zeit fällt, wo es an anderm grünen Futter für das Milchvieh fehlt, und wo diese Blätter reifer, folglich auch nahrhafter sind, als im Sommer. Und eben da trifft es sich, daß die nicht geblatteten gerade noch einmal so viel Futter abwerfen, als diejenigen, denen man während ihres Wachsthumes zweymal die Blätter genommen hat. Böte mir also jemand auch seine dreyfache Blätterärndte für die einzige, die mir meine ungeblatteten Runkeln im Oktober liefern, so würde ich den Tausch auf keine Weise eingehen.

„Es wäre lächerlich, sagt M. W. Pitt in den „Annalen des Ackerbaues, wenn ein englischer Farmer „sich damit abgeben wollte, die Blätter eins um das „andere abzubrechen, um sein Vieh damit im Sommer „zu erhalten, da mit weniger Kosten und Umständen „Klee und Wicken seiner Sense zu Gebot stehen."

Wer die Untauglichkeit solcher Blätter im Sommer bezweifelt, der entschließe sich, seine milchgebenden Kühe, oder nur eine davon, vierzehn Tage lang mit nichts als solchen Blättern zu füttern; und er wird nicht lange warten dürfen, um sich von ihren widrigen Wirkungen zu überzeugen.

Unter

Unter allen landwirthschaftlichen Operationen ist dieses Abblatten die armseligste und zweckwidrigste, und kaum in Hungersnoth verzeihlich. Ich sage auch die zweckwidrigste: denn außerdem, daß dieses frühe Abblatten unbedeutender Blätter ihren Ertrag zu einer Zeit beträchtlich vermindert, wo sie wirklich nahrhafter, und wegen Abgang des Klees erwünschter sind; so hat es auch einen so auffallend nachtheiligen Einfluß auf den Ertrag der Wurzeln selbst, daß nur der es läugnen kann, der keine vergleichenden Versuche darüber angestellt hat.

Drey Morgen zweymal abgeblattete Runkeln gaben mir im Jahre 1801 gerade nur so viel Körbe Wurzeln und noch nicht so viel Blätter, als zwey Morgen, die nicht waren geblattet worden. Es war auf einem und demselben Felde; alle waren in Reihen gesäet, und auf gleiche Weise behandelt worden. Ich brauche dabey wohl nicht zu erinnern, daß ein Korb dicker Runkeln mehr werth ist, als ein Korb kleiner, woran Schale und kleines Gewürzel einen verhältnißmäßig größern Theil ausmachen. Man sieht dieses am besten, wenn man sie zu Syrup kocht.

Ich setzte den Versuch mit dem Abblatten im Jahre 1802 fort, und erhielt von den zweymal geblatteten vom Morgen 263 Körbe Wurzeln, von einmal geblatteten 381 und von nicht geblatteten 410. Dieses Resultat bestätigte meine Erfahrung von 1801; es zeigte aber auch, daß es vorzüglich das zweyte Abblatten ist, welches den Wurzeln am meisten schadet.

Wirklich beobachtete ich schon 1801, daß meine Runkeln, welche bis dahin die Verwunderung aller Vorübergehenden erregt hatten, nach dem zweyten Abblatten auf ein Mal in ihrem Wachsthume einhielten und seitdem um nichts mehr zunahmen. Denjenigen also, denen durchaus an dieser zweyten Blatt-Aerndte gelegen ist, wozu allenfalls außerordentliche Zufälle zwingen können, wäre zu rathen, die Wurzeln sammt den Blättern lieber auszuziehen, das Feld umzupflügen und mit Rüben zu besäen; schlagen diese ein, so kann man noch eine Quantität Futter gewinnen, die den abgeblatteten Runkeln gleich kömmt, und man hätte sonach eine doppelte Aerndte.

Die Runkeln (versteht sich die ungeblatteten) gaben mir eine größere Masse Wurzeln als die Möhren, doch nicht ganz so groß, als man es ihrer Dicke nach hätte erwarten sollen, weil sie nicht so dicht als die Möhren beysammen stehen können. 1803 gab ich mir die Mühe, auf dem Felde eigenhändig den Ertrag von 38 Ruthen Runkeln und 35 Ruthen Möhren zu wägen. Erstere gaben 6306, letztere 5186 Pfund;

Runkeln auf den Morgen . .	19456
Möhren	17372
Die Runkeln also mehr . .	2084 Pfund oder ohngefähr 42 Körbe.

Möhren und Runkeln dieses Versuches waren auf demselben Lande gewachsen, und hatten durchaus einer gleichen Behandlung genossen. Ich bemerke aber

noch

noch einmal, daß dieses von nicht abgeblatteten Runkeln zu verstehen ist: denn im Jahre 1801, wo ich 1266 Körbe Möhren von einem Bunder aufnahm, zählte ich nur 704 Körbe auf dem daneben liegenden, dessen Boden beynahe noch besser war, als der worauf die Möhren standen; so daß ich zu sagen wage, das Abblatten habe mir um 700 Körbe Runkeln auf diesem einzigen Bunder geschadet.

Der Leser vergebe mir, wenn ich mich so lange bey dem Abblatten aufhalte. Mir scheint, daß es eben so nützlich sey, vor Schaden zu warnen, als das Vortheilhafte einer Sache zu zeigen.

Da die Runkelrüben zu ihrem Gedeihen das Behacken nothwendig erfodern, so ist das Reihensäen oder Drillen die einzige Methode, sie gehörig zu bauen. Wer mit keinem Drillwerkzeuge versehen ist, thut am besten, sie zu pflanzen oder in Gruben zu drillen. Dazu gebrauche ich eine vier Fuß lange starke Latte, in welche 8 spitz zulaufende Zapfen, $5\frac{1}{2}$ Zoll von einander, eingelassen sind; jeder ragt $1\frac{1}{2}$ Zoll aus der untern flachen Seite der Latte hervor. Auf der obern Seite sind ein paar Stäbe in die Latte eingezapft, an welchen der Arbeiter das Werkzeug anfaßt. Eine Schnur wird nun über das Feld ausgespannt, und der Arbeiter drückt mit seinem Instrumente, auf das er sich mit dem Fuße stellt, jedesmal 8 Löcher der Schnur entlang in die Erde. Ein Mädchen folgt, und legt in jedes Loch ein oder zwey Samenkörner, welche ein anderes Kind mit einem Stückchen Holz oder einem stumpfen Besen zu-

scharrt. Die Reihen fallen zwey Fuß von einander. Da die Schnur bey jeder neuen Reihe verlegt werden muß, und das Zuscharren nur ein halbes Kind erfodert, so ist es gut, zwey Grubenstecher und drey Kinder zu haben, um das Hin- und Herlaufen bey dem Verlegen der Schnur zu ersparen. Zwey Männer und drey Kinder fertigen auf diese Weise einen berliner Morgen in 8 Stunden.

Die Reihen werden späterhin ein paar Mal mit der Handhacke bearbeitet. Oft wird auch bey dem ersten Male das Jäten nöthig seyn. Man lasse nur nicht mehr als eine Pflanze an jeder Stelle stehen; und ist der Boden in gutem Stande, so hacke man selbst von zwey Stellen eine weg, so daß die Pflanzen auf einen Fuß oder eilf Zoll weit in der Reihe von einander stehen. Die Blätter werden doch das Feld bedecken, und die Wurzeln desto dicker werden. Außerdem halte man eine kleine Pflanzschule bereit, die im Februar oder Anfang des Märzes angesäet worden ist, um die Lükken auf dem Felde auszubessern. Diejenigen, die man von den dichteren Stellen des Feldes ausziehet, können zwar auch verpflanzt werden; sie erreichen aber nie den gehörigen Wachsthum, da hingegen die aus der Pflanzschule gezogenen einen guten Theil größer werden.

Auf feuchtem Boden ist es nothwendig, den Runkelrüben-Samen nicht so tief zu legen, als der Pflug gegriffen hat, oder als die Oberfläche des Bodens ist. Um solches zu bewerkstelligen, setzt man das Land auf Hohlfurchen, die gewöhnlich zwey Fuß von einander

fallen.

fallen. Ich verstehe unter Hohlfurchen einen fußbreiten tiefen Schnitt, den der Pflug auf einem schon vorher wohl gepflügten und geeggten Lande aushebt, und über den neben ihm stehen bleibenden Erdstreifen hinlegt. Zu dieser Pflugart gehört ein geschickter Pflüger, wenn man die Linien gern gerade und in gleicher Entfernung haben will. Der Pflug wirft bey den Hohlfurchen den Schnitt nicht, wie bey allen andern Pflugarten, nach der geackerten, sondern nach der entgegen gesetzten Seite. Nachdem die Hohlfurchen aufgestellt sind, läßt man eine lange, nicht allzu schwere Walze der Länge nach darüber hinrollen, damit die Spitzen der aufgeworfenen Furchen etwas geebnet werden. Nothwendig aber müssen die Pferde beym Walzen in den Furchen gehen. Die Grubenstecher haben nunmehr keine Schnur nöthig, sondern drücken ihr Instrument auf die Rücken der Hügel ein. Dabey ist der kleine Samendecker oder das dritte Kind auch nicht erforderlich: denn sobald gepflanzt ist, kömmt der Häufelpflug, das ist der Pflug mit doppeltem Streichbrette, fährt die Furchen durch, und bringt, indem er sie reiniget und ebnet, Erde genug auf die Spitze der Hügel um den Samen daselbst zu decken. Sollte der Boden von leichter Natur und das Wetter trocken seyn, so kann die lange Walze, wie oben, noch einmal folgen und die Erde auf den Samen andrücken.

Die Kürze des Stiels des von mir, Taf. VII. Fig. 1. angegebenen Krappers, oder der Polder-Hakke, wird im Anfange einige Widersprüche von Seiten

der Arbeiter leiden; aber man lasse sich nicht dadurch irre machen, sondern verwende einige gute Worte u. s. w., und in wenigen Tagen werden sie daran gewöhnt seyn. Daß man keine von Alter steifen Männer und keine schwangern Frauen an solche Arbeit stellen müsse, versteht sich wohl von selbst.

Die Ursache der Kürze des Stiels ergiebt sich bey der Anwendung. Ein Mann, der bey solcher Arbeit aufrecht steht, wird mit der langen Hacke der kleinen Pflänzchen nicht so leicht schonen können, wie jemand, der sich dazu hinbeugen muß. Um seine lange Hacke mit Sicherheit zu führen, muß er den Stiel mit beyden Händen anfassen: also bleibt ihm keine übrig, um die Blätter der Pflanze nach einer oder der andern Seite zu lenken, um mit der Hacke rund um und nahe an die Wurzel kommen zu können. Wie oft wird er sich nicht bedenken, den Hackenstiel mit der einen Hand fahren zu lassen, um sich zu bücken, und die zu dicht stehenden Wurzeln und das dazwischen wuchernde Unkraut mit der Hand auszuziehen, welches doch zu einer gehörigen Cultur unentbehrlich ist. . . Bey der kurzen Hacke hingegen arbeitet nur die eine Hand; die andere bleibt frey, und ist immer mit Fühlen und Ausziehen beschäftiget. Der Arbeiter sieht schärfer, weil sein Auge näher an dem Boden ist; er ist pünktlicher in seiner Arbeit, weil er bey dem Gutmachen sich nicht mehr als bey dem Schlechtmachen anzustrengen braucht.

So viel über die Vorzüge der kurzstieligen Hacke bey Möhren, Rüben und Krapp; aber auch bey andern

dern landwirthschaftlichen Verrichtungen hat ihr Gebrauch einen unbezweifelten Werth. Leute, die sich bey der Arbeit bücken müssen, verderben weniger Zeit mit Plaudern, als die dabey stehen können. Gebückt läßt sich nicht anhaltend erzählen; man muß sich also vorher in die Höhe richten; und dabey befürchtet man, aus der Ferne beobachtet zu werden, statt daß man sich mit vieler Bequemlichkeit auf eine lange Handhabe stützen, und nach Gefallen mit seinen Nachbaren diskuriren kann. Praktische Landwirthe werden diese bedeutenden Kleinigkeiten nicht aus den Augen lassen.

Meine Versuche über das Verpflanzen der Runkelrüben sind von keiner Bedeutung, entscheiden daher weder dafür noch dagegen; allein seitdem ich die, wie mir scheint, rechte Verpflanzungsart bey Koblenz sah, so bin ich entschieden für diese Methode, und gegen das Kernstecken. Ich zweifle zwar nicht, daß der Ertrag der nicht verpflanzten Runkeln den der verpflanzten etwas übertreffen könne; allein dafür fodern jene, wenn sie gehörig gebauet werden sollen, auch weit mehr Zeit und Arbeit, und ihre Bestellung fällt in eine Zeit, wo man ohnehin die Hände mit der anderweitigen Frühjahrsbestellung voller Arbeit hat... Hier die gedachte Verpflanzungsmethode.

Der Samen wird gegen Ende des Märzes in den Garten, oder auf ein gartenähnliches Feld gesäet. Zu Ende des Mayes oder im Junius werden die Pflanzen gezogen und verpflanzt. Man hat beobachtet, daß die früher verpflanzten besser als die spätern gerathen. Ich glaube,

glaube, daß bey trockenem Wetter das Anschlämmen der Wurzeln mit einem Breye aus Wasser und feiner Erde sehr wohlgethan sey. Wo möglich, wartet man einen Regen, oder doch trübes feuchtes Wetter ab. Die Pflanzen werden weder an der Wurzel noch an den Blättern abgestutzt, und man zieht ihrer nicht mehr auf einmal aus, als man auf einen Vor- oder Nachmittag in die Erde bringen kann.

Das Einlegen geschieht mit der Hand und dem Pfluge, auf einem (versteht sich) vorher wohl gepflügten Lande. Einige behaupteten gegen mich, daß das Land nicht tief gepflügt seyn dürfe, weil die Wurzel lieber auf- als abwärts wachse. Wirklich fand ich im Herbste alle die Runkeln so hoch über der Erde hervorragend, daß sie kaum aufrecht stehen konnten, und nur von einigen unbedeutenden Wurzeln angehalten wurden. Daß beweiset, wie sehr diese Pflanze der Trockenheit widerstehen könne, und gleich dem Mais, vermittelst ihrer großen mastigen Blätter die Feuchtigkeit der Atmosphäre an sich ziehe, daher es doppelt thöricht ist, sie derselben zu berauben.

Um das Behacken nachher zu erleichtern, verfahren Viele bey dem Einlegen auf folgende Art, welche mir auch die beste scheint. Der Pflug schießt zuerst eine flache Furche an, und zwar ohne Streichbrett. Auf die Höhe dieser Furche streuen die Arbeiter die Pflanzen hin, um sie bey dem Einlegen sogleich zur Hand zu haben. Indeß kömmt der Pflug, und wirft einen zweyten tiefern Schnitt mit dem Streichbrette gegen den ersten an.

Die

Die Arbeiter legen nun gegen diesen Schnitt eine Pflanze mit der linken Hand an, und scharren und drücken mit der rechten etwas Erde auf die Wurzel. Der Pflug kömmt wieder, und deckt mit seinem dritten Schnitte die Pflanzen vollends. Diese drey Schnitte sind so schmal, daß sie zusammen einen nur anderthalb Fuß breiten Streifen bilden, welche Breite dann auch der Zwischenraum von einer Pflanzen-Reihe zur andern ist. Auf der Reihe selbst kommen die Runkeln einen Fuß von einander zu stehen.

Wenn die Pflanzen gehörig angewurzelt sind, und eine gewisse Stärke haben, so werden sie behackt. Man pflegt dabey die Erde nicht, so wie bey dem Kohl an dieselben, sondern vielmehr davon ab, und nach den Furchen zu ziehen. Dieses Behacken geschieht mit dem Karste: ein Instrument, das zum Auflockern der Erde und zur Beschleunigung der Arbeit seines gleichen nicht hat.

Die Bauern in der Gegend von Koblenz behaupten allgemein, daß die Runkel nur ein schlechtes Milchfutter sey; und da es lauter Leute sind, welche die Milch zur Stadt tragen, so kann man kühn annehmen, daß es so ist. Der Zweck, zu welchem sie diese Wurzeln bauen, ist, um ihr Vieh im Frühjahre bey Stande und Fleische zu erhalten, als wozu sie ihrer Aussage nach besonders geschickt sind.

Daß man den Samen an einem Orte aufbewahren müsse, wo ihm die Mäuse nicht nachstellen, wird

jeder-

jedermann wissen. Diese Gäste leeren die Schalen so niedlich aus, daß man den Raub gar nicht gewahr wird.

In den Niederlanden werden keine Runkelrüben gebauet; und so lange nicht erwiesen wird, daß sie den Kartoffeln vorzuziehen seyen, oder daß sie als zweyte Frucht genutzt werden können, werden sie schwerlich in einem Lande, wo man so sehr mit dem Braachfelde geizt, ihr Glück machen... Sie sind dennoch daselbst nicht unbekannt. Hr. Dr. Vandenbergh hat sie einige Jahre nach einander angebaut, und dabey die Entdeckung gemacht, daß der Samen, den er selbst gezogen, sich von Jahr zu Jahr verschlechtert hat, so daß schon im vierten Jahre seine Aerndte nichts mehr bedeutete, da er doch im ersten Jahre Wurzeln gewonnen hatte, die ein Gewicht von 20 Pfunden hatten.

§. IV.

Kartoffeln.

Erdäpfel haben in Deutschland eben so wenig als bey den Belgen einer Anempfehlung nöthig. Wir werden uns also blos auf die Beschreibung ihres in den Niederlanden üblichen Anbaues einschränken. Da meine zweyte Reise gerade in die Zeit fiel, wo die Kartoffeln gelegt wurden, so hatte ich Gelegenheit, die mannichfaltigen Methoden und Handgriffe zu beobachten,

deren

deren man sich dabey bedient. . Es heißt bey der Cultur dieser edeln Frucht mehr als bey jeder andern: quot capita tot sensus. Ich werde daher die jeder Gegend, vielleicht oft nur jedem Dorfe eigene, mir bekannte Cultur hieher setzen und zu unterscheiden suchen.

Contigh.

So wohl hier als in der Campine wird vorzugsweise ein Land dazu gewählt, worauf Stoppelrüben gestanden haben, doch nicht der Kartoffeln, sondern der Rüben wegen, weil jene bey ihrer späten Bestellung nicht hindern, daß diese im Nothfalle das Feld bis zum Frühjahre behaupten können.

Das zu Kartoffeln bestimmte Land wird dreymal, zuweilen auch viermal umgepflügt, welches letztere sonst für keine andere Frucht, den einzigen Buchwaizen ausgenommen, geschieht. Die erste dieser Pflugarten heißt Schwarzlegen, die zweyte Voneinanderpflügen, die dritte Verstoßen, die vierte den Mist unterreiten.

Das Schwarzlegen geschieht, sobald die Rüben das Feld geräumt haben, und besteht in einer tiefen Pflugart, wobey die Beete gewechselt werden; darauf wird geeggt.

Wenn viermal gepflügt werden soll, so wird das Voneinanderreiten als zweyte Pflugart angewendet. Dadurch wird das Land beynahe wieder in seine erste Form zurück gebracht, und bleibt dann den Rest des Winters über so liegen.

Im

Im Frühjahre geht's auf das Verstoßen los, wodurch das Beet durchaus geebnet wird, indem die Kartoffeln nie auf Beete gelegt werden.

Endlich kömmt's an das Mistunterpflügen. Der Dünger wird vorher reihenweis in kleine Haufen abgezogen, aber nicht gebreitet, sondern mit der Gabel in jede Furche gelegt, so wie sie der Pflug öffnet. Das Land wird bey diesem Pflügen wieder flach und eben gehalten.

Ueberhaupt wird zu Kartoffeln tiefer als gewöhnlich gepflügt. Einige spannen zu dem Ende vier Pferde an den Pflug, ob es gleich nur Sandland ist, und pflügen 15 — 16 Zoll tief. Doch geschieht dieses tiefe Pflügen keinesweges bey dem Mistunterreiten, sondern vorher. Da es aber Fälle giebt, wo bey der vorletzten Pflugart nicht so tief gefahren werden kann, so muß es wohl bey der letzten geschehen. Dann aber wird gedoppelpflügt; und so wie der erste Pflug seinen Schnitt umgeworfen hat, wird der Mist darauf gelegt, und dieser mit der Erde, welche der zweyte Pflug aus derselben Furche hebt, bedeckt. Dadurch kömmt der Mist in die Mitte zwischen zwey über einander geworfenen Erdstreifen. Die Tiefe der Furche, die ich auf der Land-Seite maß, hatte 30 Centimeters.

Man hat hier zweyerley Methoden, die Kartoffeln einzulegen, mit dem Spaten und mit dem Pflanzstocke. Erstere hat in schwerem, letztere in leichtem Boden Statt. Die Arbeit mit dem Stocke geht geschwinder

als

als die andere. Ein solcher fünf Fuß langer Stock findet sich Tafel 11. Fig. 1. abgebildet. Die Löcher kommen 15 Zoll ins □ zu stehen. In jedes Loch wird eine ganze Kartoffel von der Größe eines Hühnereyes eingelegt, oder zwey, wenn sie kleiner sind.. Zum Bepflanzen eines Bunders mit dem Spaten in einem Tage sind 16 Männer und 4 Frauen erforderlich, zum Bepflanzen mit dem Stocke aber nur 8 Männer und 4 Frauen... Ist mit dem Stocke gepflanzt worden, so werden die Löcher nachher zugeeggt.

Die Pflanzzeit der Kartoffeln ist der May. Auf ein Bunder werden 56 bis 58 Viertel erfodert. Sobald sie ausgelaufen sind, werden sie geeggt, und ein paarmal behackt, aber nicht angehäufelt.

Das Kartoffelkraut wird vor der Aerndte einen Fuß hoch über der Erde abgeschnitten, und meistens unter anderm Futter an die Kühe verfüttert; doch ist man überzeugt, daß dieses Futter nicht viel werth sey. Sogar die Saamenäpfel sah ich sammeln, um sie dem Viehe in der Siede zu geben.

Die Kartoffeln werden mit der Forke oder gewöhnlichen Mistgabel ausgehoben. Der Arbeiter, der dieses verrichtet, hat keinen Gehülfen bey sich, sondern schüttelt und breitet die Kartoffeln über das Feld hin, wo sie ein paar Stunden an der Luft liegen, ehe sie aufgelesen werden. Diese Methode trägt ohne Zweifel zur Erhaltung der Frucht beym Aufbewahren vieles bey, und hat auch den Vortheil, daß die Stecher

und Leserinnen sich nicht nahe genug sind, um mit einander schäkern zu können, oder auf einander in der Arbeit warten zu müssen. . Zum Ausstechen, Sammeln und Aufladen eines Bunders Kartoffeln gehören 24 Männer- und 10 Frauen-Tagwerke. Da erstere hier zu 12, diese zu 8 Sols bezahlt werden, so betragen die Aerndtekosten 50 Flor. 8 Sols.

Die ganz kleinen Kartoffeln werden gleich auf dem Felde abgesondert, und sind für das Vieh bestimmt. Sie machen gewöhnlich den achtzehnten Theil des Ganzen aus. Man schätzt sie an Werthe um $\frac{2}{3}$ geringer als die übrigen Kartoffeln. . Man rechnet den Ertrag eines Bunders im Durchschnitte zu 300 Säcken oder 600 Vierteln. Der Mittelpreis eines Sackes ist zwey brab. Gulden.

Berechnung für den Morgen:

Pflanzungskosten mit dem Stocke	1 Fl.	3 Krzr.
— — mit dem Spaten	1 —	50 —
Aerndtekosten	8 —	13 —
Einsaat 16,13 Scheffel, werth	9 —	15 —
Ertrag 170 Scheffel, werth	97 —	38 —

Ein Beyspiel von einem merkwürdigen Kartoffel-Ertrage hatte man im Jahre 1787 zu Merxem. Er betrug 400 Säcke auf einem Bunder, die kleinen Kartoffeln nicht mit inbegriffen. Der Sack zu 240 Pfund wurde zu 2 Fl. 16 Sols verkauft: mithin gab das ganze Bunder einen Geldertrag von 1120 brab. Gulden, thut $182\frac{1}{2}$ rheinische Gulden vom Morgen.

Cam-

Campine.

Zu den Kartoffeln wird hier gedoppelpflügt. Dabey wird der erste Pflug mit einem, der folgende mit zwey bis drey Pferden bespannt. Diesem letztern wird der Streichhacken angehängt, vermittelst dessen man den Boden 40 Centimétres tief aushebt. Der Mist wird nicht untergepflügt, sondern beym Pflanzen, welches hier mit dem Spaten geschieht, in jede Grube auf die Kartoffeln geworfen.

Die Kartoffeln werden zum Ueberwintern auf dem freyen Felde in Haufen aufgesetzt, mit Stroh von allen Seiten gedeckt, und mit einer Lage Sand oder Erde von anderthalb Fuß Dicke zugeschlagen. Bey dieser Methode hat man kein Beyspiel vom Erfrieren erlebt.

Tirlemont.

Man pflanzt die Kartoffeln mit dem Spaten. Das Feld wird nach der letzten Pflugart nicht geeggt, daher die Schnitte noch sichtbar sind, nach welchen sich, da keine Schnur gezogen wird, die Arbeiter beym Pflanzen richten. Indem sie eine Furche überschlagen, kommen die Reihen zwey Fuß von einander zu stehen. Auf der Reihe selbst aber steht jeder Busch einen Fuß von dem andern entfernt. Man wirft in jedes Loch zwey unbedeutende Kartoffeln. Zwölf Männer und eben so viele Kinder machen ein Bunder in einem Tage fertig. Man pflanzt auf flachen Boden, nicht auf Beete. Die Pflanzer gehen beym

Löcherstechen nicht der Länge der Furchen nach, sondern treten rückwärts quer über dieselben her. Die vordere Reihe wird mit der Erde aus der folgenden bedeckt. Nach dem Pflanzen wird geeggt.

Melle in Flandern.

Man pflanzt auf ein Bunder 45, und ärndtet auf Mittelboden 435, auf gutem Boden 480 Säcke Kartoffeln. Man pflügt dreymal, und führt 96 Fuder Mist auf. Nebst dem wird noch für 33 Flor. Kalk und Abtritt-Dünger dazu verbraucht. Das Pflanzen kostet 12 Flor., das Behacken 30, das Aerndten 60. Der Mittelpreis eines Sackes Kartoffeln ist 1 Flor. 12 Sols. Der Geldertrag eines Bunders wäre also 696 Flor. brab.. Man rechnet alle Kosten, die auf ein Bunder fallen, mit Ausschluß des Saamens, des Pachtes, der Grundlasten und des Stallmistes, auf 161 brab. Gulden.

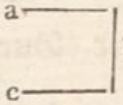
Berechnung vom Morgen:

Pflanzungskosten . . .		1 Fl.	55 Krz.
Behacken . . .		4 —	48 —
Aerndtekosten . . .		9 —	38 —
Einsaat	17 Scheffel	11 —	36 —
Ertrag	$163\frac{1}{2}$ —	111 —	40 —
Alle Hand- und Pferdearbeiten, die auf einem Morgen Kartoffeln fallen, kosten mit Inbegriff des Saamens und des zugekauften Düngers		38 —	19 —

Es

Es blieben also zum Vortheile der Kartoffel-Aerndte 73 Fl. 21 Krz. rheinisch, wovon aber noch die Grundlasten, Pacht, und Werth des Stalldüngers abzuziehen sind, welche zusammengenommen in der Gegend von Melle 28 Fl. 37 Krz. zu stehen kommen werden. Der reine Gewinn von einem Morgen Kartoffeln war also ohngefähr 45 Fl. rheinisch.

Waesland.

Die Kartoffeln werden mit dem Spaten gepflanzt. Der Arbeiter thut zwey senkrechte Stiche für jede Grube, und hebt dann mit dem dritten den Grund tief heraus, nämlich: 

Jeder Stecher hat eine Gehülfin, die den frischen strohigten Mist mit der Hand einlegt. Ein Knabe ist erforderlich auf zwey Stecher, und wirft zwey ganze, mehr kleine als große Kartoffeln auf den Mist; Andere werfen die Kartoffeln auch zuerst ein, und legen den Mist oben drauf. Die vorhergehende Reihe wird mit dem ausgehobenen Lande aus der folgenden gedeckt. Die Pflanzen kommen auf 4 Décimétres ins □ zu stehn. Zwey Männer und gedachte drey Gehülfen pflanzen 136 Ruthen Genter Maaß im Tage *).

*) Meine Noten sagen zwar nur 36 Ruthen; dann kämen aber 50 Männer-, eben so viel Frauen- und 25 Kinder-Tagwerke aufs Bunder, welches weder meiner Anga-

Außer dem Miste bringen die Meisten bey regnigtem Wetter noch Jauche aufs Feld, aber nicht eher, bis die Kartoffeln ausgelaufen sind. Um aber mit dieser kostbaren Substanz so räthlich als möglich umzugehen, sticht Einer mit einem dicken zugespitzten Stocke ein Loch in schiefer Richtung von der Seite nach der Mitte des Strauches zu, und der Andere gießt die Jauche in die Oeffnung.

Der Ertrag ist anderthalb bis zwey Faß auf die Ruthe, oder 338 bis 450 Säcke vom Bunder. Macht 129 bis 172 Scheffel vom Morgen.

Grimbergen,

in der Burgvogtey von Terremonde.

Ich fand hier eine Strecke eines so unfruchtbaren leichten Sandbodens, daß die flandrische Industrie selbst ihn nicht hat besiegen können. Ein Theil dieser Sandstrecke ist regelmäßig mit Eichen-Strunken bepflanzt, deren Krone aller 6 Jahre abgeworfen, und das Holz zum Vortheile der Armen des Dorfes verkauft, oder unter sie vertheilt wird. Darauf wird jedem ein gewisser Streifen zwischen den Bäumen angewiesen, um ihn zwey Jahre nach einander, jeder zu

Angabe von Tirlemont noch von Contigh gleicht. Zu 136 Ruthen aber fallen etwas mehr als 13 Männer-, 13 Frauen- und 6½ Kinder-Tagwerke aufs Bunder, welches mir aber zu wenig scheint, weil die Pflanzungsart mit drey Stichen nicht so geschwind von Statten geht, als die, welche ich bey Tirlemont sah.

zu seinem Vortheile, zu cultiviren. Jeder gräbt seinen Theil um, und bepflanzt ihn zwey Jahre hinter einander mit Kartoffeln, wozu jedesmal gedüngt wird... Nach dem Verlaufe der zwey Jahre, wo die Köpfe der Eichen anfangen sich stärker zu belauben, läßt man dem Boden eine vierjährige Ruhe, während welcher er sich ein wenig begraset, und dem Viehe zur Weide dient.

Die Art, den Mist bey gedachtem Kartoffelbaue anzuwenden, ist sonderbar: denn man düngt den Boden weder vor noch bey dem Pflanzen, sondern erst dann, wann die Kartoffeln gelaufen sind. Zwischen zwey Hörsten, oder Stauden, aber nicht in den Reihen, sondern in ihrem Zwischenraume, wird mit dem Spaten ein Loch ausgestochen, Mist hineingeworfen, und derselbe mit dem Sande aus dem folgenden Loche bedeckt, gerade als wenn man eine neue Kartoffelreihe zwischen den zwey alten pflanzen wollte... Man ärndtet auf einem Flecke, der 8 Schritte in die Länge, und 4 in die Breite hat (denn so weit stehen die Eichen von einander), zwey und einen halben Scheffel.

Selbst in den Gärten wird der Mist hier nicht anders zu den Kartoffeln angewendet. Nur setzt man daselbst noch Jauche zu, welche auch nicht auf die Pflanzen, sondern in die Zwischenräume, und, wie ich vermuthe, auf den früher eingelegten Mist selbst gegossen wird... Man häufelt die Erde nur sehr wenig um die Stöcke an.

Zu Alost

wird das zu Kartoffeln bestimmte Land allemal mit dem Spaten royolt, doch wohl auch in einigen größern Wirthschaften gedoppelpflügt. Das Pflanzen geschieht mit der Tafel VII. Fig. 6. abgebildeten Haue oder Braake. Man hat dabey zwey verschiedene Verfahrungsarten.

Die erste wird auf feuchtem schweren Boden angewendet. Nachdem nämlich das Land abgeeggt ist, wird der Mist aufgefahren. Man rechnet 16 einspännige Fuder per journal. Der Mist wird untergepflügt, das Land nicht abgeeggt, damit die rauhe Fähre dem Pflanzer ohne Schnur zur Richtung diene.. Zuerst öffnet der Arbeiter mit der Haue eine Reihe Löcher, in deren jedes der Beyhelfer ein Paar kleine Kartoffeln wirft. Die erste Reihe wird demnächst mit dem Erdboden aus den Löchern der folgenden Reihe bedeckt. Der Arbeiter geht dabey nicht, wie bey dem Pflanzen mit dem Spaten, rückwärts, sondern vorwärts.

Die zweyte Art findet auf leichtem Boden ihre Anwendung. Das mit dem Spaten oder dem Pfluge royolte Land wird abgeeggt, und dann mit dem Pfluge in Hohlfuhren gelegt. Der Arbeiter tritt in die zwischen den Hohlfuhren sich findende offene Furchen, und nimmt mit der schon gedachten Haue eine dünne Scheibe Erdreich aus dem Boden der Furche, wodurch eine sehr flache, nicht über anderthalb Zolle

tiefe

tiefe Grube entsteht. Der Gehülfe legt ein Paar Kartoffeln in jede, und der Hauer deckt sie sogleich mit der Erde aus der nächsten Grube zu. Es geschieht dieß jedesmal mit einem einzigen Hiebe. Demnächst wird der Mist aufgefahren, in die Furchen vertheilt, und vermittelst der Haue mit dem aufgeworfenen Lande der Hohlfuhren gedeckt. Zuletzt wird das Feld mit der Schleife völlig geebnet.

Zum Reinigen und Häufeln wird ebenfalls die Haue gebraucht. . Die Entfernung der Pflanzen in den Reihen beträgt anderthalb, die der Reihen zwey Fuß. . . Man berechnet den Ertrag eines Journals Speise-Kartoffeln im Durchschnitte auf 50 Säcke, oder 150 Scheffel vom Morgen.

Zu Voorde

hat man zwey, denen von Alost beynahe gleiche Methoden, die Kartoffeln zu pflanzen.

Bey der ersten wird die Hälfte des dazu bestimmten Düngers vor Winters aufgebracht, und flach untergepflügt. Im Frühjahre wird geeggt, die andere Hälfte des Mistes aufgebracht, und dazu eine tiefere Pflugart gegeben, als vor Winters. Endlich wird zum dritten Male, und zwar noch tiefer wie die beyden vorigen Male, wiewohl in schmalen Fähren, gepflügt, damit die Kartoffel-Reihen, die nur in die dritte, und nicht, wie anderswo, in die zweyte Fähre fallen, doch nicht weiter als zwey kleine rheinländische

Fuß von einander zu stehen kommen. Das Land wird nun aber nicht geeggt. Das Pflanzen geschieht mit der Haue. Fuß für Fuß fällt ein Loch, in welches eine Kartoffel mittlerer Größe eingeworfen wird. Das Loch wird sogleich mit der Erde aus dem folgenden gefüllt. Ein Mann und sein Gehülfe fertigen ein halbes Journal, oder einen halben Berliner Morgen, im Tage... Wann die Kartoffeln gelaufen sind, so wird das Feld in die Kreuz und Queer geeggt.

Bey der zweyten Art wird das Feld auf eben dieselbe Weise vor Winters behandelt. Nach dem Winter werden Hohlfuhren angeschossen, und die Kartoffeln mit der Haue, eben so wie bey der zweyten Methode von Alost, in die Furchen gepflanzt. Die Pflanzen fallen einen, und die Reihen zwey Fuß von einander. Diese Methode hat den Vortheil, daß man 14 Tage Zeit gewinnt, um den Mist auffahren zu können. Ehe man die Kartoffeln häufelt, führen Viele noch Jauche auf das Feld. Das Häufeln bey dieser letzten Pflanzungsart geschieht mit einem Pfluge mit zwey Streichbrettern, bey der ersten aber mit der Haue. Die Kartoffeln werden mit dem Spaten ausgegraben. Man pflanzet 5 Säcke auf ein Journal.

Unter den verschiedenen Methoden, die Kartoffeln zu pflanzen, die ich in den Niederlanden oder anderswo gesehen, oder selbst versucht habe, scheint mir obgedachte zweyte an der Dender übliche Methode auf trockenem, nicht schwerem Boden die vorzüglichste,

lichste, und zwar aus folgenden Gründen. Die Kartoffel findet in der Tiefe der Furche etwas Feuchtigkeit, die ihr zur Entwickelung des Keimes und zum Ansaugen der ersten Wurzeln in dem frischen Erdreiche dient, welches, wenn sie in dem Miste verwickelt läge, vielleicht nicht so gut von Statten gienge. Der Regen, wenn er die oberste Erddecke durchdrungen hat, schwemmt aus dem Miste die feinsten Nahrungstheile aus, und schwängert damit den Grund, aus welchem die Pflanze ihren ersten auswärtigen Nahrungsstoff zu ziehen hat. Da es ferner der Natur dieser Pflanze eigen ist, nicht unter sich, sondern über sich zu wachsen, so findet sie in ihrem Fortgange nach der Höhe das Mistbeet, wo sie sich eine gröbere und solidere Nahrung zueignen, und in diesem wärmeren, lockeren Beete nach Gefallen wuchern, und Brut ansetzen kann. . . Ich spreche indeß hier nur von trockenem Boden: denn auf feuchtem könnte diese Methode, besonders in nassen Jahren, ihre großen Nachtheile haben, und die Art, die Kartoffeln auf und nicht unter den Mist zu legen, würde ihr da vorzuziehen seyn.

Die gemeinste Art, die Kartoffeln zu überwintern, die ich in den Niederlanden gefunden, ist außer der, welche ich weiter oben bey der Campine berührt habe, diejenige, deren ich mich selbst bediene, und wobey ich mich wohl befinde. Landwirthe, die sie nicht kennen, wünschen vielleicht eine etwas umständlichere Beschreibung davon, und ich theile sie hier mit.

Ein

Ein verhältnißmäßig langes Parallelogramm, oder, wenn man will, mehrere runde Plätze von 8—10 Fuß im Durchmesser, werden auf freyem Felde, oder, besser noch, nahe bey der Wohnung abgestochen: an einem Orte, versteht sich, wo keine Feuchtigkeit sich anhäufen kann. Der abgestochene Platz wird einen Fuß tief ausgegraben, das Erdreich nach allen Seiten hingelegt, und der Boden dieser flachen Grube etwas geebnet. In Brabant werfen sie auch wohl ausgeeggte trockene Roggenstoppeln auf den Boden der Grube. Dann werden die Kartoffeln herbeygebracht, und in die Grube geschüttet, bis das Ganze einen spitzzulaufenden Grabhügel, oder, bey runden Haufen, einen stumpfen Kegel bildet. Die Höhe dieser Haufen wird von selbst durch ihre Breite bestimmt. Darauf werden sie rundum mit langem Roggenstroh bedeckt. Es ist gut, wenn das Stroh einen halben Fuß dick auf einander zu liegen kommt. Zuletzt schlägt man den ganzen Haufen mit der ausgeworfenen Erde zu, und klopft diese fest und glatt an. Man kann, im Falle man einen strengen Winter befürchten sollte, noch etwas Erde anfahren, um die Decke zu verstärken. Leichter aber wird es seyn, die Strenge des Frostes abzuwarten, dann strohigten Mist anzufahren, und damit den schon gefrornen Haufen zu überdecken.

Es bedarf rund umher der Abzugrinnen oder Gräben nicht, die man empfohlen hat: denn werden sie nicht gut angelegt und fleißig unterhalten, so dienen

sie

sie mehr, das Wasser zurückzuhalten als abzuführen. Hat man einen guten Platz gewählt, so sind sie durchaus überflüssig. . . Eine Hauptvorsicht, die man dabey zu beobachten hat, ist: die Kartoffeln nicht sogleich, wie sie aus der Erde kommen (es sey denn bey schönem warmen Wetter und trockenem Boden), auf den Haufen zu bringen, und einzuschlagen, sondern, wo möglich, sie einen halben Tag an der Luft liegen zu lassen. Sollten sie die Nacht über uneingeschlagen liegen bleiben, so ist es gut, die Haufen am Abend mit Kartoffelkraut zu bedecken, weil ein Nachtfrost eintreten könnte. Gefrorne Kartoffeln würden unvermeidlich den ganzen Vorrath verderben.

Die in meiner Gegend übliche Methode, die Kartoffeln zu bauen, ist folgende: Das Land wird vor Winters gebälkt, wo möglich zweymal, und dann abgeeggt. Im Winter werden dreyßig dreyspännige Fuder Dünger auf ein Bunder (9 auf den Morgen) gebracht, und flach untergepflügt. Nach dem Winter wird geeggt und sehr tief gepflügt, darauf geeggt, gewalzt, wieder geeggt und gewalzt. Gegen Ende des Aprils werden die Kartoffeln mit dem Pfluge gepflanzt. Man legt sie ganz in die Furche, in der Entfernung eines Fußes; und da man bey dem Einlegen stets eine Furche überschlägt, so fallen die Reihen zwey Fuß von einander. Um einen Pflug zu bedienen, ohne ihn aufzuhalten, werden 6 Personen zum Einlegen erfordert.

Der

Der Stelzenpflug ist bey dieser Arbeit vortrefflich, weil die Pferde daran so weit nach der Landseite eingehängt werden können, daß keines davon in die Furche zu treten braucht, die Kartoffeln also ungestört an Ort und Stelle liegen bleiben.

Ein Paar Tage, nachdem die Kartoffeln gepflanzt worden sind, wird das Land mit der Egge geebnet. Sind sie aufgegangen, so wird in die Kreuz und Quer, und zwar vorwärts oder scharf geeggt. . Man häufelt sie mit dem Spaten, oder auch mit der Forke. Zum Ausgraben der Aerndte bedient man sich meistens des Spatens, obgleich die Forke dazu bequemer zu seyn scheint *); doch pflügen die größeren Pächter meistens ihre Kartoffeln aus.

Die Operation des Auspflügens geht sehr gut und geschwind, wenn man 6 große Personen und 12 Kinder dazu annimmt. Die sechs ersten heben die Kartoffelsträuche mit der Forke aus dem umgeworfenen

*) In den Rheingegenden bedient man sich sowohl zum Pflanzen, als zum Häufeln und Ausheben der Kartoffeln des Karstes; und ich muß gestehen, daß kein Instrument zweckmäßiger zum Ausheben der Kartoffeln ist, als der längst bekannt Karst. Man hebt sie damit über die Breite und nicht nach der Länge der Reihen aus. Jeder Arbeiter nimmt 4 Büsche nach einander vor, wirft sie zu seiner Linken, und rückt dann um eine Reihe weiter vor. Der zweyte kömmt ein wenig von der Seite hinter dem ersten drein; dann folgt der dritte, wie beym Mähen. Kinder oder Weiber sammeln die ausgeworfenen Kartoffeln.

fenen Schnitte, und die Kinder sammeln sie. Nachher wird das Land scharf aufgeeggt, und die noch zum Vorschein kommenden Kartoffeln sogleich aufgelesen, noch ehe sie abtrocknen, weil sie sonst nicht mehr so leicht, wegen der daran klebenden Erdtheile, von dem Boden zu unterscheiden sind. Pflügt man das Land von neuem und in die Quer, so zeigen sich die zurückgebliebenen Kartoffeln noch besser. Nachher finden auch die Schweine noch einige Nahrung auf dem Acker.

Ob es nicht vortheilhaft seyn sollte, einen solchen zweymal tief gepflügten Acker bis zum Frühjahre liegen zu lassen, ihn dann durch und durch zu eggen, und mit Hafer oder Gerste zu bestellen? . Ich weiß gewiß, ein solches Sommerfeld würde den Wust von Hederich nicht aufzeigen, den ich jährlich auf den Feldern meiner Nachbaren erblicke. Außerdem sind auf Lehmboden, wenigstens bey mir, die Kartoffeln eine unbezweifelte Vorbereitung zu einer schlechten oder höchst mittelmäßigen Roggen-Aerndte. Aber das hilft nichts. Nach Brache und Brachfrucht muß ex officio bey meinen Landsleuten Wintergetreide folgen. So will's die Sitte; und Recht (sagt der Bauern-Advokat beym guten Gellert), muß ja doch Recht bleiben!

Man pflanzt in meiner Gegend 60, und ärndtet 500 bis 580 Körbe Speisekartoffeln vom Bunder, und 700 bis 750 Körbe Viehkartoffeln. Einsaat auf den Morgen 10, Ertrag 88 bis 104 Scheffel.

Wir

Wir wollen obige Data der Einsaat und des Ertrages der Kartoffeln in den Niederlanden unter einen Gesichtspunkt bringen.

Auf den Morgen	Einsaat. Scheffel.	Ertrag. Scheffel.
Contigh . .	16,13	170
Melle . .	16, 9	163,5
Waesland . .	.	150,5
Voorde . .	16,25	.
Alost . .	.	150
Hesbaye . .	10	96 *)

Einsaat sowohl als Ertrag wären also bey den Belgen sehr groß; und wer weiß, ob die Größe der ersteren nicht zum Theil die Ursache der Größe des letzteren ist! Dieses bestätigte meine anderswo geäußerte Meynung, daß der Kartoffeln-Ertrag in einem gewissen Verhältnisse mit dem Quantum der Einsaat stehe, und daß derjenige, der viel pflanzet, mehr ärndte, als der, welcher mit der Einsaat geizt. Einige Landwirthe, die den Gewinn nur nach der pythagorischen Tabelle berechnen wollen, werden den belgischen Kartoffel-Ertrag, der sich nur zehnmal für eins gegen die Einsaat vermehrt, sehr mittelmäßig finden. Die Niederländer begnügen sich ihrer Seits mit der Subtraktion, und fodern vor der Hand nicht mehr zurück, als sie Saamen vorgestreckt haben. Bleiben ihnen

*) Hr. G. Rath Thaer rechnete zu Celle 140,8 Scheffel auf den Berliner Morgen von seinen gedüngten Kartoffeln. S. Bergens Anleitung S. 199.

ihnen alsdann noch 145 Scheffel vom Berliner Morgen übrig, so glauben sie, sich nicht schämen zu dürfen; die Saat mag sich nun zehn oder zwanzig Mal vermehrt haben, das gilt ihnen gleichviel.

Uebrigens kann man nicht sagen, daß die Größe des Ertrags von der Güte des niederländischen Bodens herrühre: denn sonst müßte man annehmen, daß die vier Gegenden, deren Ertrag ich angeführt habe, einen durchaus ähnlichen, zur ersten Klasse gehörenden Boden haben müßten. Das ist aber nicht der Fall: denn der Mittelboden von Melle kömmt dem von St. Nikolas im Waeslande eben so wenig bey, als der Boden von Contigh dem kostbaren Boden von Voorde. Das beständige Rühren und Säubern, das tiefe Pflügen, das unaufhörliche Düngen, mit einem Worte, die Vortrefflichkeit der Cultur bringt alles ins Gleichgewicht, und befördert namentlich den Wachsthum einer Pflanze, die so gerne mit einem immer gequälten, aber auch immer gesättigten Boden zu schaffen haben will.

Der Kartoffel-Ertrag meiner Gegend steht mit dem niederländischen in demselben Verhältnisse, welches wir auch bey den Halmfrüchten gefunden haben; und das auf unserm von der Natur so günstig behandelten Boden! Quando sapient? —

Ob ich mich gleich bisher mit dem Kartoffelbaue im Felde im Großen selbst nicht abgegeben habe, indem ich immer einen guten Theil Neubrüche zu

ihrem Anbaue vor mir hatte; so scheint es mir doch nach meinen Versuchen auf dem Felde eben sowohl, als nach dem, was ich bey den Belgen gesehen habe, daß folgende Methode eine dieser Pflanze durchaus angemessene Cultur seyn muß.

Das Land wird im Herbste ins Kreuz gebälkt, und die Balken oder Felgen jedesmal vereggt. Darauf wird das Land auf Hohlfuhren gesetzt, und diese ihrer Seits im November geebnet und gewechselt: das heist, neue statt der alten angeschossen, so nämlich, daß jetzt die Furchen dahin fallen, wo sonst die Hügel waren.. Das Feld bleibt nun so bis ins Frühjahr, und zwar ungeeggt liegen.. Im März wird geebnet, strenge geeggt, und das Land zum dritten Male auf Hohlfuhren gesetzt.. Haben die ersten beyden dieser Pflugarten in die Breite des Beetes gegeben werden können, und diese letzte folglich in die Länge, so wird das Erdreich dadurch bestmöglichst zerkrümelt.. Kurz zuvor, ehe man zum Pflanzen schreitet, durchzieht man die Tiefen der Hohlfuhren mit einem Pfluge ohne Streichbrett und ohne Räder. Der Pflug wird so tief eingesetzt, als das Schaar nur dringen will, und die Kraft eines Pferdes es erlaubt. Das solche Erlaubniß sich auch von der Natur des Untergrundes verstehe, darf ich Leuten vom Handwerke wohl nicht sagen..

Die Kartoffeln werden in zwey Theile geschnitten (im Falle sie von ansehnlicher Größe sind; und andere sollte man nie pflanzen), und einzeln, das ist,

ein

ein Stück neben das andere, in die Furchen eingelegt. Die Entfernung der Pflanzkartoffeln hängt von der ihnen eigenthümlichen Fruchtbarkeit ab. Für feine Speise-Kartoffeln sind ein Paar Zoll hinreichend; groben oder Viehkartoffeln giebt man eine doppelte Entfernung. Indeß beschäftigen sich andere Arbeiter, mit der Haue oder dem Spaten ein Paar Finger hoch Erde von dem Rücken der Hohlfuhren über die schon eingelegten Kartoffelreihen herzuziehen.

Nach diesem wird der Mist aufgebracht, und sogleich in die Furchen gebreitet; auf den Rücken aber wird keiner gelassen. Nunmehr kann der Dünger acht Tage so liegen bleiben, ehe er seiner Seits mit dem übrigen Erdreiche der Rücken überdeckt wird. Dieses Ueberdecken geschieht auch mit der Haue oder dem Karste. Nach diesem kömmt die Egge, und ebnet das Feld.

Sind die Kartoffeln gelaufen, so wird über die Breite der Reihen, oder zwergüber geeggt. Später werden die Reihen mit der Handhacke, und die Zwischenräume mit der Pferdeschaufel gereiniget. Ist das Kraut eine starke Hand hoch über dem Boden, so häufelt man sie zum ersten Male mit dem doppelten Streichbrette an, und einige Zeit darauf zum zweyten Male. Bey diesem letzten Behäufeln geht der Pflug um ein weniges tiefer, als bey dem ersten: daher auch bey dieser letzten Operation überaus räthlich ist, vorher die Zwischenräume ohne Streichbrett zu durchziehen, um durch dieses Vorbohren (wenn ich es so

nennen darf) den Grund aufzulockern, und dem nachfolgenden doppelten Streichbrette den Gang zu erleichtern, welches dabey sehr reine und gute Arbeit machen wird. Alle diese Verrichtungen geschehen mit einem Pferde, und einem Pfluge ohne Räder.

Eine besondere Bemerkung, die ich den naturforschenden Freunden des Ackerbaues hier vortragen will, machte Herr Mettepenningen im Jahre 1792 zu Eeckeren. Er hatte eine Allee umgraben, und mit Kartoffeln bepflanzen lassen. Der Boden war leicht und sandig. . . Bekanntlich kommen die Kartoffeln etwa drey Wochen, nachdem sie gepflanzt worden, zum Vorscheine. Die von Herrn Mettepenningen lagen sechs Wochen, ohne sich zu zeigen. In Verlegenheit über dieses lange Ausbleiben untersuchte er einige Stellen, und fand, daß die Kartoffeln eben sowohl Junge angesetzt hatten, als andere auf dem Felde, die zu gehöriger Zeit ausgelaufen waren. Endlich fingen sie auch an, Kraut zu treiben, und wuchsen freudig.

Sie-

Siebente Abtheilung.

Anbau der Handels-Gewächse.

Es haben einige, und zwar unserer besten Agronomen diesen Artikel absichtlich in ihren Schriften übergangen.. Die Ursachen, die sie haben bewegen können, dem Publikum die Mittheilung der Cultur dieser Gewächse vorzuenthalten, sind mir nicht einleuchtend.

Ist es: weil ihr Anbau ohnehin bekannt genug ist? — Aber der des Getreides, der Kartoffeln u. s. w. ist es nicht weniger; und doch schreiben, doch untersuchen, doch theilen wir unsere Entdeckungen darüber Andern mit... Ist es vielleicht: weil jene Handelsgewächse nicht in jede Wirthschaft passen? — Aber Mais, Spörgel, Luzerne, Esparsette u. s. w., passen ja auch nicht überall hin!... Oder ist es: weil sie als blos zu verkaufende Waare nicht unmittelbar in das Hauptrad der Maschine eingreifen, das

heißt, sich außer dem Kreislaufe der aus dem Acker hervorgehenden, und großen Theils wieder dahin zurückkehrenden Produkte befinden; mit einem Worte: weil sie kein Stroh, keinen Dünger abwerfen? — Allein, wenn die Endabsicht jedes Landwirthes dahin zielt, anhaltend den höchstmöglichen Geldertrag von seinem Acker zu ziehen: was verschlägt es ihm, ob dieses vermittelst des Waizens, oder des Flachses geschehe? — Ich sagte anhaltend: denn, wer sein Feld auf einmal erschöpfen will, um Geld zu machen, der giebt die Kuh für das Kalb hin. Uebrigens aber: kein Geld, kein Schweizer! und eben so: kein Mist, kein Hanf!... Noch eins! sollte es vielleicht seyn: weil die Handelsgewächse ein Land zu sehr ausmagern, folglich als die Geißel des Getreidebaues zu betrachten sind?... Ungeachtet der vielen Anhänger dieser Meynung, sey es mir erlaubt, mich vor dem Beweise, der bis itzt noch fehlt, ihr nicht zu unterwerfen.

Weiter: Sind Stricke, Seile, Leinwand, Oel, welche Hanf, Flachs und Raps abliefern, nicht Gegenstände von der ersten Nothwendigkeit? Und würde es unserm wissenschaftlichen Bestreben um den Ackerbau zur Ehre, oder dem Menschen-Geschlechte zum Vortheile gereichen, wenn die Lehre ihrer Cultur vernachlässiget würde?.. Wozu treiben wir Stallfütterung, wenn diese uns nicht in den Stand setzt, uns mit Dingen abzugeben, deren Anbau den Vermögekreis der meisten Weidewirthe übersteiget?...

Ich

Ich habe schon anderswo gesagt, daß ich nicht selten die trockenen Nord-Ostwinde im Frühjahre anrief, um meine üppigen Saaten ein wenig zu dämpfen. Eben so säete ich Hanf, pflanzte Krapp, und würde eine noch mehr erschöpfende Frucht gewählt haben, wenn ich eine gekannt hätte, die mir meinen überflüssigen Dünger noch reichlicher bezahlt haben würde.

Ich, für meinen Theil, sehe die Handelsgewächse als die wahre und eigentliche Belohnung einer höhern Industrie an, als welche durch nichts anders so vollkommen belohnt werden kann.

Erster Abschnitt.

Flachs.

Ich mache mit dem Flachse, als dem ernährenden Vater der Provinz Flandern, den Anfang.

Wenn an jedem Sonnabende eines ganzen Jahres auf dem Wochenmarkte der Stadt Alost 600 Stücke Linnen verkauft werden, der großen Quantität von Zwirn nicht zu gedenken; und wenn in einem kleinen Bezirke von drey andern Städten, Gramont, Renaix und Ath, jede im Durchschnitte noch eben so viel verkauft: so kann man sich eine Vorstellung von der ungeheuren Quantität des Flachses machen, der in dieser Provinz gebauet wird; der Gegend von Cortryk und Menin, wo der beste Flachs gezogen wird, nicht zu erwähnen.

In dem Lande von Waes zumal, macht der Flachs den Hauptgegenstand der ganzen Cultur aus. Alle andern Feldfrüchte sind ihm untergeordnet. Man muß sich vorstellen, als sähe man alle sechs Jahre das ganze Land mit Flachs besäet. . . Zu St. Nikolas rechnet man, daß von vier Personen sich ihrer drey in jedem Hause vom Flachse nähren. Die rastlose Arbeitsamkeit, die ansehnliche Bevölkerung, das Beyspiel und der Wetteifer fodern stets Beschäftigung, um die langen Wintertage auszufüllen, und die vielen Freystunden des Sommers, die durch Frühaufstehen und Spätschlafengehen erübrigt werden, zu be-

benutzen. So groß also auch immer die im Lande producirte Quantität von Lein ist, so reicht sie doch nicht zu, um die Arbeitsucht des Waesländers zu befriedigen. Die meisten gehen also noch 5 — 6 Stunden weit von ihrer Heimath in das ehemals holländische Flandern, um da Flachs auszusäen.

Die Bedingnisse dieses sonderbaren Handels sind folgende. Der Holländer vermiethet ihnen ein Gemeth Land zu 60 — 70 Fl. (31 Fl. rheinisch vom Morgen), düngt und breitet es gehörig; dann läßt er den Miethsmann den Tag wissen, wo alles zur Einsaat fertig ist. Der Flamänder läuft nun 5 — 6 Stunden weit, und säet den Saamen, den er mitgebracht hat. Einige Wochen darnach läuft er wieder so weit, um ihn zu jäten. Endlich macht er den Weg zum dritten Male, um ihn auszuraufen, und läßt die nicht geringe Last von gezogenem frischen Flachse auf seine Kosten nach Hause bringen. Da gehts ans Riffeln, Röden, Spröden, Schwingen, Kämmen und Spinnen. . . Wenn seine Sache gut stehen soll, so muß er die Vergütung des Transports und aller Arbeit bey dem grünen Flachse in dem gewonnenen Saamen finden; alsdann wird ihm seine übrige Arbeit mit Einschluß des Pachtgeldes sattsam durch den Flachs bezahlt. . . Steht der auf dem Felde gewachsene Flachs dem Miethsmanne nicht an, so kann er, wenn ihm der Verpächter keinen Erlaß gewähren will, von seinem Kaufe abstehen; dabey aber verfällt der Flachs ohne Vergütung des Saamens und Jätens

an dem Verpächter. Zuweilen wird der Handel auch unbedingt geschlossen, und der Pächter bleibt auf alle Fälle an den Contrakt gebunden. . . So wie der Flachs gezogen wird, muß das Geld an den Holländer erlegt werden. . Es ist unglaublich, wie viel Flachs jährlich auf solche Art in den holländischen Poldern erbaut, und von den thätigen Flamändern verarbeitet wird. Doch ist zu bemerken, daß dieser auf fettem Boden gewonnene Lein die Güte des inländischen nicht hat. . . . Auch diesseits der Schelde, in die Gegend zwischen Antwerpen und Mecheln, kommen die Waesländer, um Flachs auszusäen.

Flandern versieht einen guten Theil Europa's mit Zwirn und Linnen. Die Haupt-Niederlage davon ist in Antwerpen, aus welcher Stadt jährlich 30 bis 40 Schiffe voll verführt werden. . . Das Pfund Zwirn, woraus die schönen Brüsseler Spitzen oder Kanten gemacht werden, verkauft sich allda zu 60 — 120 brabanter Gulden. Der feinste kömmt gar auf einige hundert Gulden zu stehen.

„Ein bedeutender Zweig der Cultur, sagt Abbé „Man, in dem Lande längst der Leye und Schelde, „und vornämlich in den Districten von Courtrai und „Menin, ist der Flachsbau. Dieser wird hier in un„geheurer Quantität und von der feinsten Art gezo„gen. Die zur Cultur des Flachses erfoderlichen Un„kosten sind freylich beträchtlich; die Arbeit, die we„gen des beständigen Jätens darauf verwendet wer„den muß, nimmt fast kein Ende, und der Nach„theil

„theil für das Land, dessen Vegetationskräfte er er„schöpft, ist unermeßlich (!): aber dagegen macht „sich durch eine einzige gute Aerndte der Grund und „Boden beynahe bezahlt. Damit sich das Land „nach einer Flachsärndte wieder erhole, werden Klee „und Spörgel darauf ausgesäet und zur Düngung „untergepflügt."

„Der Reichthum des Waeslandes rührt, nach „Hrn. Man eben sowohl als nach Hrn. von Pon„derle, von dem Ertrage des Hanfes und Flachses „her: denn die andern Früchte sind hauptsächlich zu „eigenem Gebrauche, und für die Consumtion der „Fabriken bestimmt. Die Einkünfte von diesen bey„den Pflanzen sind sehr beträchtlich, da sie hier außer„ordentlich gut gerathen, und dem Landwirthe den „vollen Werth seines Grundes und Bodens einbrin„gen, ja in guten Jahren ihn fast übertreffen sol„len... Dagegen, setzt Hr. Thaer hinzu, hat „man in den hannöverischen Gegenden häufig die Be„merkung zu machen die Gelegenheit, daß Dörfer, „die viel Flachs bauen, ärmer als andere sind: ohne „Zweifel, weil sie ihren wenigen Dünger ganz zum „Flachsbaue verwenden."

Also wäre es auch hier wieder die Art und Weise, und nicht der Gegenstand selbst, worin die Quelle des Unheils liegt. Wenn das schöne Rad nicht in die Lumpen-Maschine eingreift, so geschieht's nicht, weil es nicht taugt, wohl aber umgekehrt.. Der Waesländer seiner Seits sucht nicht den Anbau dieser edeln

Pflan-

Pflanze in eine elende Wirthschaft herabzuwürdigen, sondern vielmehr diese bis zu jenem zu erheben. Ich sage unbezweifelt, daß eben die Aufnahme des Flachsbaues in seine Wirthschaft das Hauptmittel war, seinen Boden zu veredeln: denn, welches andere Produkt hätte ihm die auf seinen leichten Boden verwendete Mühe so gut vergelten können? Welches Produkt hätte seiner Industrie die Nebenzweige verschafft, wodurch er sich in den Stand gesetzt sah, einen höheren Aufwand auf diese Veredlung zu machen? Wenn der Flachs, als rohes Produkt betrachtet, nicht schon lohnte, wie könnte der Pacht des Bodens in diesem Lande, wo man weder Städte noch Schlösser findet, so hoch gestiegen seyn? Nach Hrn. de Beunier stand der Pacht vor der Vereinigung mit Frankreich, außer dem Zehnten, doch die Grundlasten mit inbegriffen, zu 11 rheinischen Gulden für den Morgen, also dreymal so hoch als auf dreymal besserm Boden in meiner Gegend.

Daß aber der Flachs-Ertrag im Waeslande dem Werthe des Grund und Bodens gleich kommen solle, wie angeführte Herren versichern, das ist übertrieben. Wer wird mit 600 brab. Gulden (und das ist wohl der höchst mögliche Werth eines Bunders Flachs im Waeslande) daselbst auch nur ein einziges Gemeth dieses kostbaren und gesuchten Bodens kaufen? — Nach demjenigen, was ich zu St. Nikolas erfuhr, wird daselbst ein Faß lein auf 100 Ruthen, also 9 Faß aufs Bunder, gesäet, und auf dem Felde

stehend

stehend zu 36 — 54 Gulden auf das Faß Aussaat verkauft: das giebt im Durchschnitte 405 Gulden vom Bunder. Zu Alost schlägt man den Werth zu 400, und zu Voorde zu 450 Gulden an. — Unter diesem Leine ist aber kein lin ramé, geländerter Flachs, zu verstehen: denn diese Methode ist in obgedachten Gegenden nicht im Gebrauche.

Man führt zu St. Nikolas 10 — 12 zweyspännige Fuder kurzen Mist auf jedes Gemeth, oder 6 Fuder auf einen Morgen. Der Flachs giebt die Einsaat doppelt zurück, und dabey 230 Steine Flachs. Der Stein von 6 Pfunden verkauft sich zu 1 Fl. 54 Krzr. rheinisch.

Zu Alost wird zu Flachs vor Winters gedüngt und der Dünger untergepflügt. Im Frühjahre erhält das Land noch zwey Pflugarten. Nach der Einsaat wird zuerst scharf, dann flach geeggt, und zuletzt geschleift. Man zieht das Schleifen dem Walzen vor, weil jenes die Fußstapfen der Pferde besser füllt als dieses.

Zu Melle werden 24 Fuder Dünger auf ein Bunder gebracht, und dreymal gepflügt.

Zu Voorde säet man den Flachs vorzugsweise nach dem Klee. Zu dem Ende wird die Kleestoppel vor Winters drey Zoll tief umgepflügt. Im Frühjahre wird das Land vor der Aussaat wohl acht, ja zehnmal nach allen Seiten vereggt, darauf gesäet, der Saamen flach eingeeggt, und zuletzt geschleift, oder

auch

auch wohl gewalzt. Um den jungen Flachs gegen die Erdflöhe zu schützen, zerschneiden Einige Knoblauch, mischen ihn unter den Saamen, und lassen die Mischung 24 Stunden lang liegen. Der Geruch soll, wie man sagt, sich den Pflanzen und dem ganzen Felde mittheilen, und die Erdflöhe verscheuchen. . . Wenn dieser Erfolg gegründet ist, so wäre das Mittel auch sehr leicht bey Raps und Rüben anzuwenden.

In Brabant wird der Flachsbau bey weitem nicht mit gleichem Eifer getrieben als in Flandern; und je größer die Pachthöfe in jenem Lande werden, desto weniger Flachs wird gesäet. Von der andern Seite: da die Größe der Pachthöfe in dem Verhältnisse zunimmt, als der Boden schwerer wird, und eben dieser Boden dem Flachse weniger, und der kalte störrige ihm gar nicht günstig ist, so sieht man leicht ein, warum die Brabanter nicht den zwanzigsten Theil des Flachses erzielen, der von den Flamändern erzielt wird.

Der Flachs erheischt einen guten, reinen, nicht ausgesogenen Boden. Würde ein abgemagertes Feld auf einmal auch noch so stark zum Flachse gedüngt, so käme es doch einem, sich von jeher in gutem Zustande befindenden, wenn schon für dießmal ungedüngten Acker, in Erzeugung dieser Pflanze nicht bey. Die Waesländer, die in der Gegend zwischen Mecheln und Antwerpen ihren Flachs auszusäen gehen, ziehen ein ungedüngtes Land, das den Herbst und Winter

über

über gebraacht hat, einem andern vor, das im Frühjahre wohl gedüngt worden ist, aber im vorhergehenden Spätjahre noch Rüben getragen hat.

Man bauet um Antwerpen selbst nicht viel Flachs. Der Handel und die Manufakturen beschäftigen zu viele Hände. Wem aber daselbst an gutem Flachse gelegen ist, der säet ihn nach Klee. Die Art, ihn nach dem Klee zu bestellen, ist dieselbe, die wir schon bey Voorde gesehen haben. Der Flachs folgt hier auch nach dem Hafer. Hierzu werden die Stoppeln umgebälkt, und das Land noch vor Winters gedoppelpflügt. Beym Froste oder bey trockener Witterung wird kurzer Mist aufgefahren, und über den rauhen Acker gebreitet. Im Frühjahre harkt man das Stroh ab, im Falle der Dünger nicht kurz genug gewesen ist, und vereinigt den Mist durch die Egge mit dem Boden. Der Pflug wird nicht mehr gebraucht, die Egge aber nicht gespart. Darauf wird leicht gewalzt, gesäet, eingeeggt, und wieder gewalzt.

Zu Warloos wird das Land nach dem Winter, aber so früh als möglich, umgepflügt. Man giebt ihm zwey Pflugarten, doch keine tiefer als vier Finger. Das umgeackerte Land wird mit Asche überstreut, und nach dem Säen wird gewalzt. Man säet $3\frac{1}{2}$ Viertel aufs Bunder, und verändert alle Jahre, oder längstens alle zwey Jahre, den Saamen, den man über Meer bezieht, vermuthlich von Riga.

„Das

„Das Land, sagt Hr. Man, auf welchem „man im wallonischen Brabant oder dem nördlichen „Hennegau Flachs bauen will, muß sorgfältig vom „Unkraute gereinigt, und gut gedüngt werden. Einige säen ihn auf Kleegrund, um bessere Flachs-Aerndten zu erhalten. Sie düngen diesen zu Ende des „Septembers, und pflügen ihn nachher. Der Flachs „aus diesem Bezirke steht dem in der Gegend von Cortryk und Menin weit nach. . Man säet 180 Pfund „Leinsaamen auf ein Bunder, und gewinnt, wenn „die Aerndte gut ausfällt, 400 Pfund Flachs." Das Irrige dieser Angabe von Aussaat und Flachsgewinn wird sich weiter unten ergeben.

Die Art, den Flachs in meiner Gegend zu säen, ist folgende. Man läßt ihn im Nothfalle nach Allem folgen, doch am besten und liebsten nach Möhren und Kartoffeln. Man führt vor Winters 40 dreyspännige Karren Mist auf jedes Bunder (87 ares), und pflügt ihn flach unter. Im Frühjahre wird das Land abgeeggt, wieder flach gepflügt, gewalzt, und noch einmal geeggt und gewalzt. Gegen Ende Aprils giebt man dem Felde eine tiefe Pflugart, man eggt rückwärts und walzt; dann wird noch zweymal vorwärts geeggt, und nach jedem Eggen wird wieder gewalzt. Man säet dann 10 tongersche Faß (28 décalitres) aufs Bunder. Die Saat wird vorwärts, das ist, scharf eingeeggt, gewalzt, wieder scharf geeggt, und am folgenden Tage erst gewalzt. Der Flachs wird hier, wie überall, gejätet, wenn er einige Zoll lang

ist.

ist. Man schätzt ein Bunder zu 110 rhein. Gulden, die Rückgabe der Einsaat nicht mit inbegriffen.

Um die Uebersicht der Einsaat und des Ertrags des Flachses in den Niederlanden dem deutschen Leser zu erleichtern, will ich beyde hier nach dem Berliner Morgen und Scheffel reduziren.

zu	Man säet Schfl.	Flachs, auf dem Felde geschätzt.	Verarbeiteter Flachs, Pfund.	Geldwerth dieses Flachses.
St. Nikolas	0,85	65 fl. 4 Xr.	260	82 fl. 4 Xr.
Alost		69 fl. 35 Xr.		
Melle	1,36		293½	82 fl. 29 Xr.
Voorde		78 fl. 17 Xr.		
Contigh	1,00			
Medium	1,07	70 fl. 78 Xr.	276¾	82 fl. 16 Xr.

Die Einsaat zu St. Nikolas scheint mir sehr geringe; vielleicht ist da ein Irrthum. Die Angabe des Hrn. Man aber, nach welcher gar nur 0,45 Scheffel Einsaat, und 76½ Pfund Flachs auf den Morgen fallen, ist offenbar irrig.

In meiner Gegend thut die Einsaat 1,50 Scheffel, der Werth des Flachses auf dem Felde 32 fl. 12 Xr. Man hat gewöhnlich 235 Pfund Flachs, die 64 fl. 24 Xr. werth sind. Dieses beweiset wieder, wie groß der Abstand ist, der uns von den Belgen trennt. Daß aber davon die Schuld nicht an unserm

Boden liege, beweisen meine eigenen Flachs-Aerndten. Ich habe den Morgen nie unter 44, aber auch nie über 59 fl. verkauft, das einzige Jahr 1806 ausgenommen, wo 17 große Ruthen Flachs für die Summe von 498 hiesiger Gulden zugeschlagen wurden, der Berl. Morgen also auf 96 rhein. Gulden kam. Eine Sache ohne Beyspiel für hiesige Gegend! Zur Entzifferung derselben verweise ich den Leser auf das, was ich im zweyten Abschnitte der 4ten Abtheilung gesagt habe. . Gedachte 17 Ruthen bestunden aus 3 Stükken.

Das erste trug:

1803 und 4. Krapp, vollkommen gedüngt.
1805. Runkeln und Möhren.
1806. Lein.

Das zweyte trug:

1804. Hanf, reichlich gedüngt.
1805. Runkeln.
1806. Lein.

Das dritte trug:

1804. Kartoffeln, gedüngt.
1805. Hafer.
1806. Lein.

Das erste gab den schönsten, und das dritte den geringsten Flachs; aber überall war er schön, obgleich überall ohne Dünger.

Nach einem Bonitirungs-Geschäfte zu Melle, wo alle Hand- und Gespann-Arbeit zu Gelde angeschlagen

schlagen ist, fallen auf ein Bunder Flachs, ganz verarbeitet, an Unkosten und Ertrag, wie folgt:

Einsaat $3\frac{1}{2}$ Sack à 14 fl.	49	brab. Guld.
Jäten	14	—
Ausziehen, Riffeln, Röden .	48	—
Aus dem Wasser nehmen, Trocknen	13	—
Binden, Einbringen . .	9	—
Brechen, Kämmen u. s. w. .	180	—
Landpacht und Grundlasten .	55	—
Drey Pflugarten . . .	$25\frac{1}{2}$	—
Der Dünger und das Auffahren desselben wird nicht in Anschlag gebracht.		
Total-Unkosten . . .	$394\frac{1}{2}$	—
256 Steine Flachs zu 2 Gulden	512	—
7 Säcke Leinsaamen . .	98	—
Ganzer Ertrag . . .	610	brab. Guld.

Der Geldertrag vom Morgen wäre also	98 fl. 20 Xr.
Die Unkosten	63 " 13 "
Reiner Gewinn vom Morgen .	35 fl. 7 Xr.

Was man auch immer von der, das Land in einem hohen Grade aussaugenden Kraft des Flachses geschrieben hat, so sind doch nicht Alle mit dieser Meinung einverstanden. In meiner Gegend zum Beyspiel

behaupten die Landwirthe, daß unter allen Braachfrüchten der Flachs die allerwenigst aussaugende Frucht sey, und daß man auf ihn jede Wintergetreide-Art ungedüngt mit dem besten Erfolge könne folgen lassen. So widersprechend sind also die Volksmeinungen, und so unsicher ist folglich die daraus zu ziehende Lehre!

Der Flachs erfodert freylich Dünger, aber doch nur mäßig. Düngt man zu stark, so hat man Lager, und wenig oder gar nichts davon zu erwarten. Es kömmt bey demselben weit mehr auf die vernünftige Auswahl des Bodens, als auf die Quantität des Düngers an. In einem guten, milden, von langer Zeit her väterlich behandelten Lande kömmt er, besonders wenn es noch keinen Flachs getragen hat, auch ohne Dünger fort. Die Unverträglichkeit mit sich selbst, da er vor dem sechsten Jahre sich auf demselben Felde nicht folgen darf, hat er mit mehrern Früchten gemein; desto verträglicher aber ist er mit allen andern Feldfrüchten, vorzüglich mit dem Hanfe. Wer Flachs nach Hanf säet, sagen meine Nachbaren, der hat ihn in der Hand. Zu diesem Flachse wird nicht gedüngt; aber freylich versteht es sich, daß solches vorher gehörig zu dem Hanfe geschehen sey.

Diese Erfahrung hat sich bey mir vollkommen bestätiget, und gereicht eben so wohl dem Flachse als dem Hanfe zur Ehre. Die Rede ist hier von gutem Lehm- oder Mittel-Boden, nicht von Garten-Lande. Wir werden beym Hanfe Gelegenheit finden, auf diese Erfahrung zurück zu kommen. Einstweilen erinnere man

sich

sich an den Frucht-Umlauf, den die Herren Man und v. Ponderle für einen Theil des Landes von Terremonde angegeben haben.

Der vorzüglichste Dünger zum Flachse ist ohne Zweifel das, was ich zu Antwerpen in einige Schiffe auf der Schelde gießen sah, und was nicht allzu wohl roch. Es ist in den Niederlanden unter dem Namen der vlaemschen Genoeffel bey Groß und Klein bekannt. Die Art, diesen Dünger anzuwenden, habe ich nicht gesehen, glaube aber so viel verstanden zu haben, daß er über den Flachs gesprengt wird, wenn dieser eine gewisse Höhe hat.

Geländerter Flachs.

Lin ramé.

„Flandern, sagt Hr. Balsamo, ist wegen seines Flachsbaues, und zwar mit Recht berühmt. „Man säet ihn in großer Menge, und er macht den „Hauptgewinn der Landwirthe, und zum Theil den „Reichthum des Landes aus. Man hat eine besondere Art, ihn zu cultiviren, die man das Ländern „nennt, wovon ich hier eine Beschreibung beyfügen „will. . . Das dazu bestimmte Land wird vor Winters gepflügt und gedüngt. Im Merz, auch wohl „eher, wenn's die Witterung gestattet, wird sehr tief „gepflügt. Einige Tage vor der Einsaat streut man

„Taubenmist über den Acker hin. Die Leinsaat wird „eingeeggt und gewalzt."

„Sobald der Flachs 4 — 5 Zoll ist, wird er „mit vieler Sorgfalt gejätet, worauf die Geländer auf „folgende Art darüber her errichtet werden. Man „steckt längst dem Rande der Beete ziemlich starke und „dicke Holzgabeln in die Erde, und läßt sie einen hal„ben Fuß darüber hervorragen. In diese Gabeln wer„den, zwerg über die Beete, Stangen gelegt, und diese „ihrer Seits ins Kreuz mit kleinen Stecken bedeckt, „wodurch das Ganze das Ansehen eines Geländers „oder Gitters erhält. Nach Maaßgabe, daß der Flachs „wächst, sticht er zwischen dem Gehölze hervor, und „wird dadurch gegen Winde und Regen, die ihn umle„gen würden, geschützt. Dabey werden die Wurzeln „eben so wohl gegen ausdorrende Hitze als verderbende „Feuchtigkeit gesichert."

„Der Ertrag eines solchen Flachsstückes ist aus„nehmend groß, und übersteigt den Werth des Bodens. „Bey meiner Anwesenheit verkaufte ein Pachter zu „Tournay ein Journal geländerten Flachs zu 40 Louis„d'or (366 rheinische Gulden pro Morgen), statt daß „der nach gewöhnlicher Art gesäete zwischen 8 und 11 „Louisd'or (88 Gulden pro Morgen) im Durchschnitte „verkauft wird. Die Cultur des geländerten Leins „ist aber auch sehr kostspielig. Ein Pachter versicherte „mir, daß es ihn zwölf Karoline blos an Holz koste, „ein Journal zu geländern, und daß das Holz „nachher den vierten Theil von seinem Werthe verliere.

„Alle

„Alle Landwirthe in Flandern stimmen aber darin über-
„ein, daß es die beste aller Methoden sey, den Flachs
„auf gutem Boden zu bauen."

Hr. Balsamo sagt sehr richtig: auf gutem Boden. Denn es wäre lächerlich, dem Flachse auf einem Lande eine so kostspielige Stütze bereiten zu wollen, wo er keine Gefahr läuft, vor Fett umzufallen. Man wählt zu dem Ende den russischen Flachs, der bekanntlich ungleich länger wird als der gewöhnliche, und man nimmt jedesmal neuen Saamen. Schade, daß Balsamo uns weder den ganzen Umfang der Kosten, noch die Quantität und Qualität des Düngers, noch die Beschaffenheit des Bodens und der Cultur mitgetheilt hat! Mit etwas Taubenmist ist, wie ich sicher weiß, die Sache nicht abgethan. . Den Verlust am Holze finde ich sehr geringe: denn was bedeutet der Verlust von 3 Karolinen, wenn ich durch ihn viermal so viel von einem Journale einnehme, als ich ohne ihn eingenommen haben würde? Doch wird Mancher, der mit seiner Braache nicht zu geizen pflegt, auch diesen Aufwand sehr unnöthig finden.

Ich habe die Gegend nicht besucht, wo der Lein geländert wird, kann aber etwas weniges davon aus eigener Erfahrung sagen, welches denjenigen, die diesen Versuch machen wollen, und mit den Handgriffen gar nicht bekannt sind, von einigem Nutzen seyn wird.

In einem seit einigen Jahren ausgetrockenten Fischteiche, von moorigtem nassen Boden, wo die ve-

getabilische Erde durch fünf nach einander folgende Hanf-Aerndten nicht erschöpft werden konnte, wurden im Jahre 1804 einige Beete mit Flachs besäet. Ich war überzeugt, daß er sich lagern werde; und Lagern und Faulen in einem so tief gelegenen feuchten Grunde ist einerley. Auch säete ich blos, um den Versuch mit dem Geländern zu machen. Zu dem Ende hatte ich im Winter eine Partie sechsjähriges Erd- oder Schlag-Holz gekauft, und die Stangen aushauen und in Büschel binden lassen. Vorzüglich ließ ich alle Gabeln sorgfältig aussuchen. Man gab ihnen die Länge von 2 Fuß. Für festen Boden müssen sie einen halben Fuß kürzer gemacht werden, weil sie da nicht tiefer, als die gewöhnliche Ackerkrume ist, eindringen können. Das kleinere Gehölze oder Reisig wurde auch in Büschel gebunden. Man ließ ihm die Länge von 4 — 5 Fuß. Das dicke und krumme Gehölze kann zu der Arbeit nicht dienen.

Nachdem der Lein gejätet war, wurden die Gabeln in geraden und parallelen Linien über die Länge des Beetes hingesteckt, und bis auf einen halben Fuß in den Boden eingedrückt. Die Entfernung der Gabeln wurde durch die Länge und Stärke der Stangen bestimmt. Zu diesen Parallel-Linien wurden die geradesten und stärksten Stangen genommen, weil sie die Zwergstangen tragen sollten, die über die Breite des Feldes gelegt werden mußten. Die Entfernung der Parallel-Linien unter sich hängt also wieder von der Länge und Stärke der Zwergstangen ab. Diese werden

den unter sich, etwa drey Fuß von einander, angelegt; und über sie wird das Reisig, welches ein wenig gleich gehauen worden, damit es sich nicht zu sehr erhebe, gebreitet.

Der Lein wuchs bald so freudig durch, daß kein Gitter mehr zu sehen war. Die Samenknoten wurden auf dem feuchten fetten Lande so schwer, daß der Lein zuletzt nicht mehr stehen konnte, sondern er sich über das Gitter hin lagerte. Ich bereuete einen Augenblick, daß ich dieses nicht einen ganzen Fuß hoch über der Erde angelegt hatte, wodurch ich hoffen konnte dem Lager ganz vorzubeugen; allein ich irrete. Der Endzweck des Geländers ist nicht so wohl, den Flachs abzuhalten, daß er sich nicht lege, sondern nur, daß er sich nicht auf die Erde lege. Auf fettem Boden, in guten Jahren, ist es nicht zu vermeiden, daß der Flachs sich wegen seiner Länge oder aus Geilheit lagere. Legt er sich dabey auf die Erde, und es tritt Regen-Wetter ein, so fault natürlich die untere Rinde. Geschieht dieses frühe, so ist der Flachs ganz verloren; geschieht es spät, so verliert er einen Theil seiner Länge und die Hälfte seines Werthes. Dieses geschieht aber nicht, wenn er sich über dem Gitter lagert. Der Regen fällt durch, und der Kreislauf der Luft, der zwischen dem Gitter und dem Boden statt hat, dient eben so wohl, die überflüssige Feuchtigkeit wegzunehmen, als dem Stängel der Pflanze die nöthige Festigkeit zu geben. Das Höhersetzen des Gitters würde auch schaden: denn dadurch würde die bis zu einer ansehnlichen Höhe auf-

recht gehaltene Pflanze durch ihr Gewicht auf sich selbst zurück drücken, und nach der Erde zu einen Brunk (eine Knie oder Ellenbogen) bekommen. . Ich fürchtete, daß der Flachs bey dem Ausziehen nicht aus dem Reisig zu bringen seyn werde; aber auch diese Sorge war, wie ich nachher sah, überflüssig.

Die Aussaat dieses geländerten Flachses betrug anderthalb tongersche Faß. Sie gab 8 Faß Saamen, die zu 8 Schillingen verkauft wurden, und 144 Pfund Flachs, den Stein von 4 Pfund zu 2 lütticher Gulden. Dieser Ertrag giebt für den Morgen

an Saamen 8,07 Scheffel,
an Flachs 282 Pfund,
an Geldwerth 111 Gulden 34 Xr. rheinisch.

Zum Unglück hatte ich keinen rigaischen Leinsaamen, sondern von unserm gewöhnlichen Landflachse gesäet; sonst würde ich freylich nur die Hälfte des Saamens, dagegen aber auch das Doppelte des Flachses erhalten haben.

Zweyter Abschnitt.

Hanf.

Eine Pflanze, die ich nicht ohne dankbare Erinnerung nennen kann! denn immer lohnte sie mir reichlich die Mühe, die ich darauf wendete, ob ob ich sie gleich schon seit 10 Jahren im Großen baue. Der Hanf war gleichsam der Mann, durch den ich alle Handarbeit, die ich jährlich aufs Jäten und Hacken meiner andern Feldfrüchte verwenden mußte, bezahlte, ohne daß er für seinen Theil etwas davon zurück foderte. Denn weit entfernt, daß er solcher Reinigungs-Mittel zu seinem eigenen Gedeihen bedürfte, ist er vielmehr an sich selbst eine das Feld reinigende Frucht; und ich sahe nie etwas dazwischen aufkommen, als Nesseln, die dann die Höhe des Hanfes selbst erreichten.

Der Hanf bedarf vielen und guten Mist, einen tief gebrochenen, höchst mürbe gemachten Acker, und einen nicht zu festen, nicht zu leichten, nicht zu trockenen Boden. Ein milder körniger Kley, wie bey Tirlemont, ein etwas feuchter fetter Sandboden, wie im Lande von Terremonde und in der Gegend der Stadt Hasselt, sind für ihn am meisten geeignet, und bringen den besten Bast hervor. . Kömmt er gleich in etwas trockenem Sandboden nicht fort, wie der Flachs, so wächst er dagegen in tiefen Gründen und ausgetrockenten Mo-

rästen,

rästen, wo Flachs und Getreide nur Mist werden würden.

Er ist nicht so unverträglich mit sich selbst, wie der Flachs, der (wie ich schon S. 116. gesagt habe) nur aller 6 Jahre wieder erscheinen darf, und zwar vermuthlich nur auf rigoltem Boden; statt daß ich den Hanf 6 Jahre nach einander auf eben demselben Stücke gebauet habe.. Doch nahm, wie ich dabey beobachtete, der Ertrag an Saamen von Jahr zu Jahr merklich ab; der Bast aber verbesserte sich in demselben Verhältnisse. Diese ununterbrochene Folge hatte aber nicht auf dem Felde, sondern in entwässerten Teichen statt, wo ich keinen Dünger hinbringen durfte.

Ueberdem hat der Hanf keine Feinde; kein Ungeziefer befällt ihn; er wird nie Lager. Das einzige, was man für ihn zu befürchten hat, sind die Stürme die seine Stängel zerknicken, oder doch krümmen, wodurch er viel von seinem Werthe verliert.. Er magert ohne Zweifel das Land mehr ab, als Flachs, aber doch nicht so viel als Kartoffeln; und von dem Roggen, den man nach beyden Pflanzen säet, ziehe ich ohne Anstand den Hanfroggen vor: seine Aehren sind zwar nicht lang, aber schwer und vollkörnigt.

Im Lande von Terremonde wird viel Hanf gebauet; ich hatte aber keine Gelegenheit, mich näher darnach zu erkundigen.. Um die Stadt Tirlemont baut man ebenfalls viel und sehr guten Hanf. Die Cultur

da-

daselbst ist folgende. Man düngt das Feld vor Winters, und pflügt den Mist sogleich unter. Im Frühjahre wird noch 3 — 4 mal gepflügt. Vor dem Säen wird Asche und allerhand kurzer Dünger aufgestreuet, und dieser ganz flach untergeackert. Auf diese Fahre wird nun gesäet. . Man trägt kein Bedenken, mit diesem Dünger Tauben- und Hühner-Mist, wie auch Straßen-Kehrigt zu vermischen, so reich diese Dinge auch gewöhnlich an Unkrautsamen sind, weil der Hanf alles unter sich erstickt. . Er wird auf dem Felde stehend zu 2 bis 400 brab. Gulden pro Bunder verkauft; das thut auf den Morgen im Durchschnitte 49 rheinische Gulden.

Das ist das Wenige, was ich von dem niederländischen Hanfbaue weiß. Da ich aber selbst einige Erfahrung über diesen Artikel habe, so wird man mir erlauben, ihn daraus zu ergänzen.

Ich cultivirte den Hanf theils auf dem Felde in einem guten Lehmboden, theils in ausgetrockneten, oder vielmehr abgewässerten Fischteichen, die in der Vorzeit ein Torfmoor gewesen sind, worüber sich aber durch das Wasser seit einigen Jahrhunderten ein reicher Modder erhoben hat. Dieser Modder besteht aus einer dunkelgrauen mit vielen weißen Punkten und Muscheln vermischten Erde, deren Oberfläche, ungeachtet der immer feucht bleibenden Unterlage, nach jedem kleinen Regen an der Luft wie Asche zerfällt. *) Daß der Hanf

*) Ich werde den Zustand dieser feuchten Gründe und ihre Abwässerung vielleicht in diesem oder einem andern Werke beschreiben.

Hanf in einem solchen reichen Boden sich 5 — 6 mal, und bey guter Cultur noch mehrmal, folgen könne, ist nicht schwer zu begreifen. Allein daß er schon im ersten Jahre in einem solchen Moraste gedeihen kann, das ist vielleicht weniger bekannt; und es wird demjenigen, der sich mit Entwässerungen dieser Art abgeben will, angenehm seyn, zu wissen, was er schon im ersten Jahre auf einen so feuchten Modder, der zwar vom Wasser befreyet ist, aber doch kaum den Zutritt der Menschen erlaubt, säen kann. Gewöhnlich ist ein solches Teichland zu nichts als zu Senf oder allenfalls zu Sommer-Raps zu gebrauchen.

Man hatte das Abwässerungsgeschäft im Nachsommer unternommen, und zu Ende des darauf folgenden Aprils wurde gesäet. Die Saat wurde mit einer kleinen, durch Menschen gezogenen Egge untergebracht. Der Hanf ward 7 — 8 Fuß hoch. Er wurde auf dem Platze versteigert, aber zu keinem hohen Preise getrieben, weil die Käufer noch nicht in dem Falle gewesen waren, Hanf auf einem solchen Boden zu sehen. Der Bast versprach wirklich nicht viel; aber der Saamen-Ertrag war außerordentlich. Sieben Faß Aussaat gaben 140 Faß Saamen, der Morgen also 15,13 Scheffel.

In dem genannten Teiche war der Hanf wenigstens auf reinen Boden gesäet worden; aber ein anderer Teich, der zehn Jahre über vernachlässiget, und ohne Fische und Wasser gelassen worden war, bot weiter nichts als ein Schilfmeer dar, und zwar dergestalt, daß man nach abgemahtem Schilfe, ohne alle Gefahr, im Schlam-

me

me zu versinken, über die Stoppeln oder Stümpfe hingehen konnte. Die Rigolen waren vor Winters ausgeschnitten, und der daraus kommende Wust von Schilf-Wurzeln und Morast über die bezeichneten Beete hergeworfen worden. Der Winterfrost benahm diesem Boden einen Theil seiner Spröde. Im Frühjahre wurde darüber hergesäet. Es war keine Möglichkeit, den Saamen durch die Egge oder den Rechen unterzubringen: daher wurde er nur mit der Forke und dem Spaten untergerührt. Auch in diesem furchtbaren Boden wuchs der Hanf!

Die einzigen Stellen, wo er in den abgewässerten Gründen nicht fort wollte, waren die, wo der schwarze Torf ganz oben auf lag, oder wo sich unterirdische Quellen, sogenannte Sandpisser, befanden, und überhaupt wo die Feuchtigkeit von der Oberfläche, es sey nun wegen der Lage oder ihrer wasseranhaltenden Eigenschaft, nicht gehörig abgeleitet werden konnte.

Ich habe zu verschiedenen Zeiten Waizen, Winter- und Sommer-Gerste, Hafer, Colsat, Krapp, Flachs, Mohn, Runkeln, Mais, Erbsen, Pferde-Bohnen, Taback, Oelrettig, Sommer-Rübsen, in gedachten Teichen anzubauen versucht; aber bey keinem stand ich mich besser, als beym Hanf, und etwas später an den trockensten Orten bey Kartoffeln. Doch verursachen diese letztern in einer Lage, wo man gar nicht, oder doch nicht immer mit dem Karrn hinkommen kann, viele Arbeit und Beschwerniß, sind auch zum Verspeisen für die Menschen nicht die schmackhaftesten. Ich

rathe

rathe also in solchem Boden unbedingt zu Hanf, da nämlich, wo man ihn auf dem Stiele stehend verkaufen kann. Ist das aber auch nicht, so bleibt es doch, wie wir gesehen haben, am vortheilhaftesten, im ersten Jahre Hanf zu säen, wenn man auch nichts als den Saamen davon zu benutzen wüßte, und die Hanfstängel zum Einheizen verwenden sollte. Das aus dem Hanfsaamen gezogene Oel ist zum Brennen und selbst zum Verspeisen für Arme sehr brauchbar, und dem Leinöle in dieser Rücksicht bey weitem vorzuziehen.

Ich komme zu dem Hanfbaue auf freyem Felde oder gewöhnlichem Acker. Die hieländische Methode, deren ich mich größtentheils bedient, und wobey ich mich sehr wohl befunden habe, ist folgende. Vor Winters wird gebälkt; gegen Ende des Merzes wird abgeeggt, und das Feld zu gleicher Zeit flach umgepflügt. In der Mitte des Mayes wird bey schönem trockenen Wetter geeggt, und dann der Dünger darauf gebracht. Man rechnet 40 drey- oder vierspännige Fuder auf das Bunder (12 pro Morgen). Der Dünger wird sogleich gebreitet, und flach untergepflügt. Zehn Tage nachher wird zum dritten male, aber tief gepflügt. In der ersten Woche des Juni wird die Saatfuhre, die tiefste von allen, gegeben. Man eggt rückwärts, und säet dann 5 Faß Saamen auf das Bunder (0,76 Scheffel pro Morgen): doch muß der Saame gut seyn, und keinen tauben enthalten; sonst muß verhältnißmäßig mehr genommen werden. Nach der Saat wird, im Falle das Land etwas zähe ist, einmal scharf geeggt; ist es

aber

aber milde, so eggt man zweymal rückwärts, d. h. flach. Nie wird die Walze bey der Hanf-Cultur angewendet, indem das Land nie zu locker seyn kann.

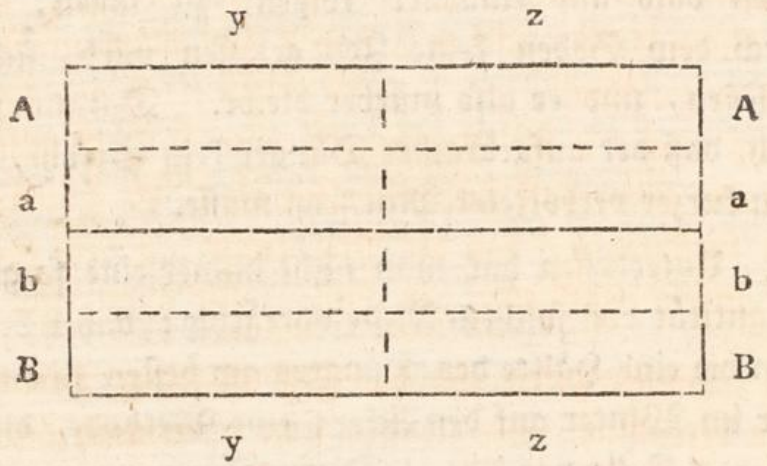
In Rücksicht der Tiefe der vierten Pflugart ist zu bemerken, daß sie die für jede andere Fruchtart gewöhnliche übertreffen muß. Man hat die Erfahrung gemacht, und diese Erfahrung hat sich bey mir bestätigt, daß der Hanf für jeden Zoll einer mehr als gewöhnlichen Tiefe, den man dieser letzten Pflugart giebt, einen halben Fuß höher wächst. Diese Bemerkung ist für die Liebhaber des Hanfbaues sehr wichtig. . . Es ist auch sehr gut, die zwey letzten Pflugarten bald auf einander folgen zu lassen, wodurch dem Boden keine Zeit gelassen wird, sich zu schließen, und er also mürber bleibt. Daraus folgt auch, daß der aufgebrachte Dünger kein Stroh-, sondern kurzer verrotteter Mist seyn müsse.

Unterdessen hat man nicht immer eine so große Quantität von solchem Miste vorräthig: daher bringt man die eine Hälfte des Düngers am besten schon vor oder im Winter auf den Acker; eine Methode, die ich in jedem Falle vorziehe. Dieser Dünger mag dann immer lang, frisch und strohigt seyn. Man kann ihn entweder sogleich unterpflügen, oder auf dem schon gepflügten Acker den Winter über oben aufliegen lassen. Ich habe Beydes versucht, und weiß nicht, welchem ich den Vorzug geben soll.

Es fragt sich endlich, welche Gattung Dünger dem Hanfe am angemessensten sey. Ich antworte:

der hitzigste, also Tauben-, Schaaf- und Pferdemist, oder der kräftigste, also ein guter Compost. . . Ich machte im Jahre 1804 über diese Mistarten folgende Erfahrung.

Ein Streifen von 120 hiesigen Ruthen, etwas mehr als ein Berliner Morgen, war zu dem Versuche bestimmt, um zu sehen, welcher Dünger, und wie weit eine übergroße Quantität desselben auf den Ertrag des Krapps Einfluß habe. Zu dem Ende theilte ich mein Feld in vier Streifen, die ich zu leichterem Verständnisse auf nachstehender Figur mit A, a, b, B, angegeben habe.



a wurde mit 8 Fuder Schaafmist, und A mit 13 befahren. Auf b kamen 8 und auf B 13 Fuder Pferdemist. Nachdem dieser Dünger im Frühjahre untergepflügt war, welches auf A und B nicht ohne Mühe geschehen konnte, so ließ ich über die eine Hälfte der ganzen Breite des Feldes y noch 50 Sturzkarren eines vortrefflichen verjährten Compostes streuen, so

daß

daß die ganze Oberfläche davon, wiewohl dünner, überdeckt wurde. . . Unterdessen hatte ich meinen Plan, Krapp darauf zu pflanzen, verändert, und nicht wissend, was ich sonst auf ein zum Theil so übermäßig gedüngtes Land säen sollte, entschloß ich mich zum Hanfe. Das Feld wurde also mit 0,76 Scheffel Hanfsaamen besäet.

Der große Unterschied, den ich im Sommer an diesem Hanfe fand, bewog mich, ihn bald mit diesem, bald mit einem andern Pachter zu besuchen. Alle, ohne von der Düngungsart der Stücke unterrichtet zu seyn, gaben den Stücken A und B den Vorzug. A schien ihnen etwas stärker, B etwas höher. . War der Unterschied zwischen A und B nur unbedeutend, so war er zwischen a und b desto größer: b gab dem B wenig nach; a im Gegentheile war äußerst schlecht, und um anderthalb Fuß niedriger als b. Es schien uns also entschieden, daß der Pferdemist bey dem Hanfe auf gutem Lehmboden den Schaafmist übertreffe.

Bisher hatten wir das Feld in seiner Breithälfte zz betrachtet: wir giengen nun auch nach der andern yy. Hier verschwand alle Verschiedenheit: A und B, und b und a, waren gleich groß, gleich schön, gleich vollkommen. Die mächtige Wirkung des Compostes hatte unter den Streitenden alle Rivalität ausgeglichen. Ist aber die Macht dieses Düngers so groß, daß er allen Vorzug, den eine Sorte Mist vor der andern hat, durch sein Dazwischenkommen aufhebt: so scheint es mir, daß er entweder für sich allein

die beyden andern an Wirksamkeit übertreffe, oder daß bey dem Hanfe alles auf ein zweytes Düngen mit Compost ankomme. Vielleicht hat Beydes seine Richtigkeit. . . Ich machte bey diesem Compost noch eine besondere Bemerkung. In einem Winkel jenes Hanffeldes, wo er seit anderthalb Jahren auf einem Haufen gelegen hatte, kam im Anfange gar kein Hanf zum Vorschein. Später zeigten sich zwar Pflanzen darauf, allein sie wurden nicht zwey Fuß hoch, und blieben gelb und elend.

Um dem Leser, der mit dem Hanfe nicht bekannt ist, von meiner Art, denselben zu bauen, von der Arbeit, die darauf verwendet werden muß, von der Zeit, wo diese Arbeit erforderlich ist, und von den Kosten, die der Hanfbau verursacht, eine kurze Uebersicht zu geben: so wähle ich ein Stück von 3,8 Morgen, welches im Jahre 1803 Roggen getragen hatte, und 1804 mit Hanf besäet wurde. Es ist eins meiner schlechtesten Felder, indem es eine Vertiefung und zum Theil sehr leichten Boden hat, wo die Früchte selten ihre natürliche Höhe erreichen, und oft vor der Zeit reif werden.

Hier seine Cultur.

	Tagwerk der Pferde.
In der Mitte Oktobers das Land gefelgt	$3\frac{1}{2}$
Zu Ende Oktobers die Balken oder Felgen abgeeggt . .	1
Den 10ten November gehohlfuhrt	1
In der Mitte des Märzes die Hohlfuhren abgeegt . .	$\frac{1}{2}$

Arbeitslohn. Fl. Krzr.

Zu

	Tagwerk.	Arbeitslohn.
Zu Ende des Märzes 81 einspännige Sturzkarren Stalldünger*) aufgebracht . .	6	
Den Mist zu laden und zu breiten		2 Fl. 13 Kzr.
Den Mist sogleich flach untergepflügt	$2\frac{1}{4}$	
Medio May das Feld geeggt	1	
Zugleich 148 Sturzkarren Compost von Flachsgruben-Auswurfe mit untermischtem Taubenmiste aufgefahren . .	$4\frac{1}{4}$	
Diesem Compost zu laden .		2 — 6 —
Ihn zu streuen . .		1 — 49 —
Den 25. May in die Queer gepflügt	5	
Den 29. May in die Länge gepflügt	5	
Den 30. May gesäet, geeggt	1	0 — 10 —
Einsaat von 2,7 Scheffel Hanfsaamen . . .		5 — 50 —
Die Saat gehütet . .		0 — 35 —
Landpacht und Grundlasten .		19 — 15 —
Total der Pferdearbeit	$30\frac{1}{2}$ Tage.	
— des Arbeitlohns		31 Fl. 58 Kzr.
Schlagen wir das Tagwerk eines Pferdes, mit Inbegriff eines halben Knechtes, zu 50 Kzr. an, so geben die $30\frac{1}{2}$ Tage		25 — 20 —
Tot.-Unkosten mit Ausschl. des Düngers		57 — 18 —

*) Dieser Dünger bestand aus Kuh- und etwas Pferdemist, der auf dem Misthofe, meiner Gewohnheit nach, eine kleine Zeit in einem Haufen gestanden hatte.

Der Hanf wurde auf dem Felde stehend versteigert, für die Summe von . . .	225 Fl.	0 Kzr.
Drey Scheffel Saamen wurden für die Einsaat zurückgegeben	6 —	36 —
Total-Ertrag . .	231 —	36 —
Unkosten abgezogen . .	57 —	18 —
Bleibt reiner Gewinn .	174 —	18 —

Hr. G. Clemens säete auf diesen Acker nach abermaliger Düngung im folgenden Jahre noch einmal Hanf, welcher dem vorhergehenden aber, besonders im Saamenertrage, nicht beykam. Er wurde zu 187 Gulden rheinisch verkauft. Hätte aber mein Freund nach dem ersten Hanfe Flachs, nach dem Flachse Roggen gesäet, so hätte er den Dünger erspart, und es wäre aus dem Stücke weit mehr reiner Vortheil gekommen. Der Flachs wäre wenigstens zu 180 Gulden verkauft worden, und der darauf folgende nüchterne Roggen ihrer 120 werth gewesen. Ich führe dieses nur an, um zu beweisen, wie unrichtig es ist, zu glauben, daß der Hanfbau eine gute Wirthschaft zu Grunde richten könne. Wenn wir annehmen, daß die Bestellung des Flachses ohngefähr so viel gekostet haben würde, als die des Hanfes, und den Werth eines Sturzkarrns Dünger zu 30 Kzr. anschlagen (ein Preis, wozu ich ihn oft haben kann), und zuletzt für die Bestellung des Roggens die ganze Wicken-Aerndte zugeben, die nach dem Rog-

gen

gen noch ungedüngt folgen kann: so haben wir eine Total-Ausgabe von 229 Gulden, welche, aus der Einnahme von 531 Gulden gezogen, uns im Durchschnitte einen ganz reinen Gewinn von 75½ Gulden auf jedes der vier angeführten Jahre, oder 22 Gulden für den Morgen anbietet.

Man wird bemerkt haben, daß von den 30½ Pferdetagen nur 8¾ in eine Zeit fallen, wo die Pferde anderswo dringende Beschäftigung haben. Wäre aber der Dünger, statt im März, im Winter aufgebracht worden, so würden kaum 3 Tage zu einer unbequemen Zeit eingefallen seyn. Hierinn hat der Hanfbau einen unverkennbaren Vortheil vor dem Flachse, dessen Bestellung stets zu einer mit Arbeit überladenen Zeit fällt. Die Arbeit bey dem Hanfe im Gegentheil nimmt dann erst ihren Anfang, wenn alle andere aufhört. Vor Anfang des Junius muß man den Hanf nicht säen, es sey denn in feuchten fetten Gründen, wo er bey späterer Aussaat allzuschnell aufschießen und wegen seiner Ueppigkeit allzuweiche und gebrechliche Stängel liefern würde. An solchen Orten säete ich ihn um vierzehn Tage früher.

Bey allem Vorhergehenden habe ich nicht von dem Hanfe sprechen wollen, dessen männliche und weibliche Pflanzen auf einmal gezogen werden, noch ehe sich der Saamen ansetzt. Dieser Hanf, als blos zum Spinnen bestimmt, wird einen Monat früher gesäet, und daher Frühhanf genennt.

Von der Zeit an, wo der Hanfsaamen anfängt zu keimen, bis dahin, wo er 4 — 6 Blätter hat, ist es nothwendig, ihn durch ein oder mehrere Kinder gegen den Anfall der Sperlinge hüten zu lassen. Um den armen Kindern das Schreyen, wovon sie in einigen Tagen heiser werden, zu ersparen, ließ ich ihnen hölzerne Klappern machen. Man muß diese jungen Gäste so stellen, daß sie nicht zusammenkommen; sonst werden die Sperlinge über dem Spielen vergessen. Sie müssen dabey längst des Feldes auf- und abgehen; und ist das Stück breit, so muß einer sich durch die Mitte desselben einen Pfad treten. Wer noch keinen Hanf gebauet hat, der weiß nicht, mit welcher Wuth die Sperlinge über das damit besäete Feld herfallen.

Obgleich der Hanfsaamen dem Ausarten nicht unterworfen ist, so ist doch nothwendig, dahin zu sehen, daß man immer guten Saamen erhalte; und diesen bekömmt man immer bey dem Vorschlage oder ersten Ueberdreschen. Nachdem der Hanf einmal überdroschen ist, so wird er wieder aufgerichtet und hingestellt, damit der weniger vollkommene Saame, der die Hülsen noch nicht verlassen hat, darinn nachreife, und sich dann bey dem zweyten Drusche davon trenne. Die Käufer oder Theilhaber an dem Hanfe mischen natürlich nach der Hand diesen schlechten Saamen unter den ersten bessern, besonders, wenn sie das Saatgut zurückzugeben haben. Es ist also nothwendig, sich mit ihnen darüber zu vergleichen, um gegen ein kleines Opfer von dem vorgeschlagenen Saamen zu erhalten.

Es

Es ist hier der Ort nicht, wo ich mich mit der Beschreibung der Manipulation der Verarbeitung des Hanfes abgeben kann. Ich theile aber hier eine genaue Angabe mit, was ein Scheffel Einsaat in meiner Gegend im Durchschnitte abwirft.

An Saamen 10 Scheffel, werth	22 Fl.	0 Kzr.
— feinem Hanfe 24 Steine .	14 —	16 —
— Hanfe zweyter Sorte 20 Steine	11 —	0 —
— Hanfe dritter Sorte 36 Steine	18 —	0 —
— Werg 10 Steine . .	1 —	24 —
— Holzbüschel 68 . .	5 —	40 —
Total-Ertrag eines Scheffels Hanf	72 —	20 —

Unter dem Hanfe erster Sorte versteht man die männliche zuerst gezogene Pflanze, die allein zum Spinnen bestimmt ist. Die zweyte und dritte Sorte nennt man Schälhanf, weil der Bast von dem Stocke abgezogen oder abgeschält wird. Dieser kömmt von der weiblichen Pflanze, und dient zur Verfertigung der Seile u. s. w. Dieser Schälhanf wird sortirt: der bessere kömmt von den starken, der geringere von den kleinen schwachen Pflanzen. Der Stein hat 4 Pfund. . . Aus den abgeschälten Stängeln werden hier zu Lande die Schwefelstöcke gemacht; sollte man sie aber zum Heizen des Backofens bestimmen, so würde man mit jedem Büschel so weit reichen, als mit 2 Büschel Stroh. Ueberdem geben die Wurzeln, die auf einen Fuß lang von den Stängeln abgebrochen werden, noch einen guten Theil Brennstoff.

Betrachten wir nun den Hanf in dieser Rücksicht, so giebt ein Morgen desselben uns mehr Brennmaterial als zwey Morgen Roggen.

Ich bedaure, daß ich bey dieser Stelle nicht fragen kann: Wo in aller Welt sieht man das Stroh als Brennmaterial an? Freylich wohl nur in der Barbarey; aber leider giebts der Barbaren so viele! Diese wenigstens würden ihrem Lande keinen Schaden thun, wenn sie das Stroh von zwey Morgen mehr einstreuten, und damit einen zum Hanfe düngten.

Ungeachtet der Hanf, der Regel nach, einen doppelten Aufwand von Dünger fodert (eine Regel, die sich wohl nur daher leitet, weil er mehr Dünger vertragen kann, als das Getreide, und bey einem doppelten Aufwande auch doppelt lohnt; ein Vortheil, den das Getreide nicht hat, weil es bey überflüssigem Miste selbst nur Mist wird), ungeachtet, sage ich, des vielen Düngers, den der Hanf gewöhnlich verlangt, so kann er dessen auch unmittelbar entbehren, dann nämlich, wenn zur vorhergehenden Frucht ungemein gut gedüngt worden ist. 2 Morgen 40 Ruthen trugen bey mir in den Jahren 1802 und 1803 Krapp, zu dem außerordentlich stark gedüngt worden war. Auf diesen ließ ich 1804 Hanf folgen. Im Jahre 1805 kam Flachs darauf. Hanf und Flachs waren ohne allen Dünger bestellt worden. Auf den Flachs folgte 1806 Klee, über den man für 13 Fl. 30 Kreuzer Taubenmist streute. Es war der schönste Klee, der je gesehen worden war... Für 1807

deckt dieses Feld ungedüngter Roggen, der wenigstens 25 Scheffel verspricht.

Der Krapp wurde verkauft für	365	Gulden	rhein.
Der Hanf versteigert für	170	—	—
Der Flachs — —	137	—	—
Der Klee war werth zum wenigsten	55	—	—
25 Scheffel Roggen, nach hiesigem Mittelpreise werth	55	—	—
	782	Gulden	rhein.

Demnach gab der Morgen in sechs Jahren, und in einem einzigen Dünger, einen rohen Ertrag von 352 Gulden.

Der Anbau des Hanfes im Großen kann nur da in großen Wirthschaften mit Vortheil betrieben werden, wo man ihn auf dem Felde stehend verkaufen kann, ohne sich mit seiner Manipulation abgeben zu dürfen. Ein Produkt, um das der Landwirth von dem Augenblicke an, da es über der Erde ist, sich nicht mehr zu bekümmern braucht, wobey kein Hakken, kein Jäten, kein Aerndten u. s. w. vorfällt, ist eine angenehme Sache und ein gemächlicher Erwerb... Wer in dem Falle ist, daß er den Hanf theilweise versteigern kann, der thut wohl, das Feld nach der Einsaat in eben so viele Theile zu theilen, als er halbe Scheffel gesäet hat. Diese Vertheilung geschieht mit einem leichten Zuge des Pfluges über das Feld... Ich fand oft, daß ich mehr Vortheil davon hatte, ihn nach Vierteln als nach halben Scheffeln

feln zu verkaufen... Die Bearbeitung des Hanfes ist eine Sache kleiner Handwerker und Taglöhner, die oft an einem halben Scheffel zu viel haben, und sich doch nicht gerne mit einem Andern zum Ankaufe verbinden mögen... Der Verkauf geschieht, nachdem der männliche Hanf seinen Staub über das Feld hat fliegen lassen. Man garantirt dem Käufer eine Entschädigung, im Falle eines erheblichen Wetterschadens, worunter aber nur die Stürme verstanden werden. Der Zahlungstermin wird bis zum Verkaufe des Saamens ausgesetzt. Der Verkäufer wird in den meisten Fällen den ausgezogenen weiblichen Hanf bis zur Rödgrube führen müssen, wenn diese abgelegen, oder der Käufer gar von einem andern Dorfe ist.

Der Hanf hat noch für große mit Industrie betriebene Wirthschaften den Vortheil, daß, indem er dem Taglöhner (für welchen im Winter oft keine Arbeit auf dem Hofe vorfällt, und der dann, besonders bey rauher Witterung, an seinem vergangenen Verdienste nagen, oder gar auf Rechnung des zukünftigen sich verschulden muß) zu Hause Nahrung verschafft, daß, sage ich, es dadurch solchen Wirthschaften in der Zeit der Noth nicht an Arbeitern gebricht. Die Klage über Menschen-Mangel auf dem Lande, wo rührt sie anders her, als weil die gewöhnlichen Bauerwirthschaften dem Taglöhner höchstens nur 6 Monate Brod zu verschaffen im Stande sind, und der Arme doch das ganze Jahr leben muß?

Drit-

Dritter Abschnitt.

Raps oder Kohlsaamen.

Der Raps, flamändisch Slooren, französisch Colza, gehört eben so sicher zum Kohl-Geschlechte, als der Rübsen zum Geschlechte der Rüben gehört. Es giebt Winter- und Sommerraps, Winter- und Sommerrübsen. Wir werden uns in diesem Abschnitte blos mit dem Winterrapse beschäftigen, und in einem der folgenden etwas von den übrigen sagen.

Was der Flachs für Flandern ist, das ist in gewisser Hinsicht der Raps für Brabant und für die Ufer der Dender. Es scheint sonderbar, daß diese Pflanze, die in der Gegend von Alost, Ninove u. s. w., in so großer Verehrung steht, in dem Waeslande wenig oder gar nicht gebauet wird; allein da der Flachsbau das Material liefert, womit sich eine große Anzahl Menschenhände das ganze Jahr hindurch beschäftiget, welche sonst zum Theil, besonders in den rauhen Tagen und langen Abenden des Winters müßig liegen würden, so sucht man in einer so stark bevölkerten Gegend, wie das Waesland, mit Recht den Flachs in der möglichst kurzen Zeit folgen zu lassen. Da solches nun alle 6 bis 7 Jahre geschehen kann; da man neben ihm noch Klee und Kartoffeln nöthig hat: so würde für den Getreidebau nicht viel mehr übrig bleiben, wenn man noch den Raps in jenen Umlauf einschieben wollte.

Der

Der Raps bleibt entweder an Ort und Stelle stehen, wo er hingesäet worden, oder er wird verpflanzt. Ersteres ist, so viel ich weiß, die Methode, nach der man ihn in Deutschland behandelt; die belgische Methode, und die in meiner Gegend, ist, den Raps zu verpflanzen. Dennoch trifft man in den Poldern unterhalb Antwerpen Bezirke an, wo er stehen bleibt. Einige behaupten, dieser Polder-Sloor sey von dem Colza verschieden; Andere versicherten mir, der ganze Unterschied bestehe blos in der Verschiedenheit der Cultur. . . Es ist möglich, daß nicht-verpflanzter Raps seiner Seits eben so gut ausarte, wie Rüben, und durch eine gröbere Erziehung auch nach und nach härter, und gegen den Frost unempfindlicher werde. Die Belgen behaupten sonst durchgehends, daß der nicht-verpflanzte Raps gegen das Erfrieren weit weniger gesichert sey als der verpflanzte, und weniger, auch schlechtern Saamen gebe als dieser. Erstere Meynung herrscht auch in meiner Gegend, und hat sich unter meinen Augen mehr als einmal bestätiget: die andere aber hat ceteris paribus nicht ihre Richtigkeit, wie die Folge darthun wird.

Es giebt in den Niederlanden zwey verschiedene Gattungen oder Varietäten von Raps. Der eine, von jeher bekannte, dessen Schoten sich an den Blumenstängeln von unten nach oben, also übereinander ansetzen; der andere, dessen Blumenstängel nach der Höhe zu eine Unförmlichkeit bekömmt, daselbst platt und breit wird, sich krümmt, und die Schoten zusammen-

mengedrängt in einem Kreise herabhängen läßt. Man nennt diesen daher Kronen-Raps. Er wurde eine Zeitlang gesucht und gepriesen; man ist aber davon auf den ersten, als ergiebiger, zurückgekommen... Selbst unter dem gewöhnlichen Rapse findet man Stöcke, die von blaurother Farbe sind, und etwas später als der übrige reifen; dann wieder ganz grüne, die beständig blühen, und nur verkrüppelte Schoten ansetzen. Beyde sind Ausarten; erstere taugt wenig, letztere gar nicht. Da aber alles untereinander gedroschen wird, so ist es nicht gleichgültig, woher man den Saamen zur zukünftigen Einsaat nehme. Wer Unkraut säet, wird Unkraut einärndten. Ich schneide daher die schönsten Stängel zum Saatgut aus, und zeichne oft, noch ehe der Saame reift, die Pflanzen von stolzem üppigen Wuchse aus.

Bevor ich zur Beschreibung der niederländischen Raps-Cultur schreite, erlaube man mir die Ehren-Rettung dieser von Einigen verschrieenen und übelberüchtigten Pflanze zu übernehmen.

Die meisten ökonomischen Schriftsteller erheben sich mit solcher Gewalt gegen den Rapsbau, daß man ihn für nicht weniger, als für den Verderber einer ganzen Wirthschaft, und den Vampir des Ackers halten sollte. Man behauptet, daß unter allem, was der Mensch säen kann, die Oelpflanzen den meisten Kohlenstoff zur Zeitigung ihrer Saamenkörner aus der Erde ziehen. Nun aber soll in diesem Kohlenstoffe die Kraft des Ackers bestehen: daher u. s. w... Ich bin

kein

kein Gelehrter, kann mich also auf ein Argument a priori nicht wohl einlassen, denke aber, daß, wenn dermaleinst das kohlensaure System von einem jüngern Lavoisier umgestoßen, und zu dem horror vacui des Vaters Aristoteles in den Winkel einer Bibliothek verwiesen werden sollte, welches bey dem beständigen Revolutioniren unserer Wissenschaften und dem vacuo unserer Kenntnisse nothwendig zu erwarten steht, — ich dann des ganzen Arguments überhoben seyn werde.

Bis zu ausgemachter Sache ist es daher für uns Praktiker sicherer, bey der sinnlichen Erfahrung stehen zu bleiben. Diese Erfahrung aber hat mich und meine Nachbaren in Hinsicht des Rapses eines andern überzeugt. Es ist bey uns als gewiß angenommen, daß ein Land, worauf gepflanzter Raps gestanden, einer reinen Brache wenig oder gar nichts nachgebe. Und damit man sich nicht einfallen lasse, dieses einem Ueberflusse von Dünger zuzuschreiben, so erinnere ich vorläufig: daß in meiner ganzen Gegend zu dem verpflanzten Rapse nicht gedüngt wird; daß dieses Land unmittelbar vor dem Rapse nüchternen Hafer, und vor demselben gedüngten Roggen getragen hat, wie es in der gewöhnlichen Dreyfelderwirthschaft der Fall zu seyn pflegt.

Außer dem, daß auf einem Rapsfelde der Roggen nie umschlägt, so finden sogar manche Landwirthe, deren Aecker in einem guten Stande sind, die Rapsstoppeln noch zu gut für Roggen, und lassen die-

diesem erst noch Wintergerste vorher gehen, und zuletzt noch Wicken darauf folgen. Es scheint sich also daraus zu ergeben, daß der Raps noch einige Kraft im Acker müsse zurückgelassen haben. Wenn ich reine Braache hielte, so wäre ich erbötig, das dazu bestimmte Land Jedem unentgeltlich zum Einpflanzen seines Rapses zu überlassen, wenn er dazu auf jeden Morgen nur 3 Fuder Mist, also die Hälfte des zum künftigen Getreide benöthigten Düngers, auffahren wollte; sollte mir aber Jemand 6 oder gar 8 Fuder auffahren wollen, um Kartoffeln darinn zu pflanzen, so würde ich sein Anerbieten nicht annehmen.

An der Dender, wo der Bau des Rapses sehr stark betrieben wird, säet man nach dem Rapse Wintergerste, nach dieser Meng-Korn (ein Gemisch von Waizen und Roggen), nach dem Meng-Korne Roggen; und in diesem gewaltsamen vierjährigen Umlaufe wird nur einmal, und zwar zum Rapse gedüngt: doppelt, versteht sich wohl von selbst; aber um drey Wintergetreide-Aerndten und eine Raps-Aerndte in vier Jahren zu haben, kann man, glaube ich, auch doppelt düngen, ohne der Wirthschaft zu schaden.

Ich glaube, daß vorstehende, in den Niederlanden allgemein bekannte Erfahrungen und durch einen guten Erfolg gekrönte Gebräuche hinreichen werden, um den Widersachern der Oelgewächse zu erweisen, daß ihre Meinung auf einem Argumente beruhe, dessen Vorder- oder Hinter-Satz falsch ist. Denn zieht der Oelsaame den meisten Kohlenstoff aus dem Acker, so be-

steht die große produktive Kraft des Ackers nicht in der Kohle; oder macht die Kohle wirklich seine größte Kraft aus, so eignet sich der Oelsaame diesen Stoff in keiner ungebührenden Menge zu. . . Mit einem Worte: die Lehre von der Ausmagerung des Ackers durch reifen Saamen tragende Gewächse ist noch sehr dunkel, und die Privat-Meinung der noch größern Schädlichkeit der Oelgewächse in jener Rücksicht ein bloßes Vorurtheil.

Doch ich gebe zu, daß der nicht-verpflanzte Raps stark und sehr stark magere, wie die Erfahrung in Deutschland gelehrt haben soll. Ich frage aber: Ist es die Bildung des Saamens an sich selbst, oder die Struktur und Bildung der Pflanze, die diesen Nachtheil bewirkt? — und antworte unbedingt: es ist diese letztere. Niemand kann diese Wahrheit so beurtheilen, als der sich mit dem Verpflanzen des Rapses abgiebt; weil bey dieser Verrichtung die Gegenstände getrennt werden, der Vergleich also statt hat.. Wenn bey uns nach einer Kohlsaat-Pflanzschule erträglicher Roggen wachsen soll, so müssen für die Erziehung der Rapspflanzen 12 dreyspännige Fuder Mist auf den Morgen gebracht worden seyn; wenn aber diese Pflanzen auf ein anderes Land, worunter ich Haferstoppeln verstehe, versetzt werden, und daselbst reifen Saamen tragen sollen, so darf man nur 6 Fuder, das ist, den gewöhnlich zum Roggen erfoderlichen Mist, für den zu pflanzenden Raps darauf bringen, und man wird nach ihm bessern Roggen haben, als auf dem doppelt gedüngten Pflanzenlande. Daher man auch bey uns nach den Rapspflanzen lieber Spelz (Dinkel) als Roggen säet.

Ich

Ich eile nun zur Beschreibung der Handgriffe bey der Cultur des Rapses, der, wie gesagt, in den Niederlanden allemal verpflanzt wird. . Aber, wird man sagen, wozu so viele Umstände mit einer Pflanze, die man gerade zu an Ort und Stelle säen, und daselbst stehen lassen kann? . . . Antwort: weil, außer der größeren Gefahr, im Winter zu erfrieren, der nicht-verpflanzte Raps eine vorhergehende reine Braache erfodert, und schon der Name Braache dem Belgen unausstehlich ist. . Ich gestehe für meinen Theil, daß mir der Entschluß schwer fallen sollte, ein Land ein ganzes Jahr braachen zu lassen, um im zweyten eine Braachfrucht davon zu nehmen, deren Aerndte ohnehin noch sehr zufällig ist, und die mir in jedem Falle wenig oder gar keinen Dünger giebt. Wenn daher erleuchtete deutsche Landwirthe den Rapsbau dieser Art nicht würdig achten, ihn in ihren Fruchtumlauf aufzunehmen, aus dem Grunde, weil der Acker dabey in zwey hinter einander folgenden Jahren kein Düngmaterial abwirft, sind sie wohl deshalb zu tadeln? — Wenn der Belge, der noch einmal so viel Pacht und Grundlasten von seinem Boden zu zahlen hat, als der Landwirth meiner Gegend, sich nicht zu einem solchem Baue, wo er zwey Jahre aus dem Ertrage eines einzigen zu vergüten hat, entschließt, so finde ich sein Verfahren sehr vernünftig.

Das Verpflanzen des Rapses geschieht entweder mit dem Pfluge, oder dem Spaten, oder dem Pflanzstocke. Ersteres ist in dem wallonischen Brabant, der Gegend von Tirlemont, Löwen, und der meinigen im

Gebrauche; bey Mecheln, Antwerpen, Alost pflanzt man ihn mit dem Spaten, und zu Voorde mit dem Pflanzstocke. . Da ich allen diesen Operationen persönlich beygewohnt, und die mit dem Pfluge seit mehreren Jahren selbst betrieben habe, so kann ich sie genau beschreiben.

Verpflanzen mit dem Pfluge.

Hierzu gehört vor allem eine gute Pflanzschule: denn kleine elende Pflanzen sind dabey nicht anwendbar, indem sie von dem Pfluge nicht gehörig bedeckt und fest gelegt werden können. Ueberdem (ich spreche hier namentlich von meiner Gegend) ist das Land, das sie aufzunehmen hat, selten gehörig zubereitet: die Zeit der Verpflanzung fällt spät (nach geendigter Wintergetreidebestellung); der Boden (es sind Haferstoppeln) ist mager und ausgemergelt, und Dünger selbst wird dem verpflanzten Rapse nicht gegönnt. Es ist also unmöglich, daß schwächliche Pflanzen, die man überdem noch auf dem Felde hat abwelken lassen, an ihrem neuen Standorte dicker und vollkommener werden, als sie vorher waren. Sie treiben, wenn sie den Winter überleben, im Frühjahre nur einzelne magere Schüsse; und wie könnten an Brombeerranken sich palästiner Trauben ansetzen? Zur Schande des Rapses sieht man bey mir manchmal solche Felder. . Hat man das Unglück, keine andern als solche Pflanzen zu besitzen, so müssen sie entweder auf eine andere Art verpflanzt, oder bey guter Zeit dem Viehe Preis gegeben werden, damit

man

man das Feld noch zu gehöriger Zeit mit Winterfrüchten bestellen kann.

Unter gute Pflanzen darf man auch nicht die hochbeinigten rechnen, wenn sie gleich noch so stark sind, und nach der Krone eine Menge Zweige angesetzt haben. Alle diese Zweige gehen in starken Wintern verloren; die Fäule setzt sich ins Herz, und es ist ein besonderes Glück, wenn der Stamm an der Erde von neuem ausschlägt. Unterdessen sind diese Pflanzen nicht wegzuwerfen, müssen aber mit besonderer, weiter unten zu beschreibenden, Sorgfalt eingelegt werden.

Die wirklich guten Pflanzen sind die kurzstämmigen, welche die Nebensprossen, im Falle sie welche haben, kurz bey der Erde ansetzen. Diese Sprossen so wohl, als der kurze Stamm, sind, wenn sie bey dem Einlegen gehörig mit Erde bedeckt werden, dem Erfrieren nicht ausgesetzt.

Um solche Pflanzen zu gewinnen, ist ein von Natur gutes Land, kurzer reicher Dünger, ein möglichst mürbe gemachter Acker, und eine nicht zu dicht gemachte Aussaat erforderlich. Das dichte Säen der Pflanzen ist der größte Fehler, den man dabey begehen kann: denn, ist das Land mager, so bleiben sie klein und elend; und ist es fett, so giebt es lauter hochbeinige Pflanzen. Um zu viel haben zu wollen, bekommt man oft am Ende nichts. Wie viel Saamen man nehmen soll, ist nicht wohl zu bestimmen. Die Erfahrung kann es jeden vernünftigen Säer in einem Jahre lehren.

Etwas dünner als Winterrübsen, und etwas dichter als Braachrüben, wird ohngefähr der Maaßstab seyn. Man säet um Kiliani, das ist, vor der Mitte des Julius. Jeder gute Landwirth jätet seine Pflanzen, wenn die Blätter ohngefähr einen halben Fuß lang sind; der schlechte kann thun, was er will. Dieses Jäten ist nicht beschwerlich, weil nur das größere Unkraut ausgezogen wird.

Gegen die Zeit, wo die Bestellung des Wintergetreides zu Ende geht, also im Oktober, werden die Pflanzen gezogen. Bey dem Ausziehen auf festem Boden ist wohl Acht zu haben, daß die Arbeiter die Pflanzen kurz bey der Erde anfassen, weil sonst manche von ihnen abgebrochen werden würde. Man schlägt die ausgezogenen Pflanzen mit der Wurzel gegen den Schuh, damit alle Erde abfalle, und legt sie dann in kleine Haufen, oder besser reihenweis auf den Boden nieder. Liegen sie zu dick auf einander, und bleiben nun eine oder ein paar Wochen zum Welken liegen, so entsteht eine faulende Entzündung in den Haufen.

Indessen wird das Land, wo die Pflanzen eingelegt werden sollen, zubereitet. Dieses Zubereiten besteht in nichts, als in dem Felgen, oder vielmehr Schälen und Vereggen der Stoppeln. Wenn man zu dem Rapse düngen will, so wird der Mist nach gedachtem Vereggen aufgebracht und sogleich über das Land gebreitet, aber nicht untergepflügt.

Nach-

Nachdem die Pflanzen hinreichend abgewelkt sind, werden sie an dem Tage, der dem Verpflanzen vorher geht, mit Stroh in Büschel gebunden, und nach dem Felde hingefahren. Hier wirft man sie im Vorbeyfahren nach und nach ab, damit man sie nachher überall zur Hand habe. Man rechnet, daß ein Morgen Pflanzschule zureicht, um zwey Morgen Land damit zu besetzen. Es werden ohngefähr 18 einspännige Sturz-Karren Pflanzen auf einen Morgen fallen... Der Unterschied, der zwischen meiner Cultur und der meiner Nachbaren obwaltet, besteht darinn, daß ich den Raps in Wintergetreide-Stoppeln einlege, und allemal dazu dünge. Davon habe ich, außer einer ungleich bessern Raps-Aerndte, über sie noch den Vortheil, daß ich, wenn der Raps im Winter oder Frühjahre zu Grunde geht, oder keine befriedigende Aussicht gewährt, sogleich den Pflug ansetzen, und das Feld mit Sommergetreide bestellen kann, statt daß sie das ihrige auf Gerathewohl müssen liegen lassen.

Ich nehme zum Einlegen 14 junge Leute oder erwachsene Kinder, welche ich bey solchen Arbeiten den Alten vorziehe; doch muß man ihnen einen Wächter geben, der stets auf und abgehet, um zu sehen, ob und wie sie ihr Werk vollbringen. Dieser Aufseher, der mit einem Spaten versehen ist, hilft auch hier und da mit etwas Erde nach.. Sobald der Pflug die zwey ersten Schnitte gegen einander angeworfen hat, werden die Pflanzen von beyden Seiten angelegt, und zwar so, daß der Stamm auf dem Hange des aufgeworfenen

nen Hügels ruhe, und die Wurzel sich in der Furche befinde. 7 Kinder stehen auf einer, 7 auf der andern Seite. Damit aber die Arbeit für alle gleich sey, so mißt man die Länge der Furche mit Schritten ab, und bezeichnet jedem die Strecke, die er besetzen muß. Man deutet ihnen an, daß sie die Pflanzen eher etwas zu tief, als zu hoch legen, weil nachher der aufgeworfene Boden noch zusammen sinkt, und die zu hoch liegenden Pflanzen dadurch entblößt werden. Bey langen Pflanzen besonders ist die nothwendige Vorsicht zu gebrauchen, sie etwas schief einzulegen, d. h. in einem Winkel, dessen Spitze nicht gegen den Pflug hin, sondern von ihm abgekehrt ist. Die Pflanzen oder ihre Wurzeln sind oft so lang, daß, wenn man sie senkrecht legen wollte, sie nicht tief genug in den Boden kommen würden; und hätten sie auch bey dem Anlegen die Tiefe einer gehörigen Lage, so würde sie der Pflug beym Decken doch immer etwas in die Höhe stoßen. Eben dasselbe würde geschehen, wenn man sie zwar schief, aber mit der Wurzel nach dem Pflugschaar legen wollte; statt daß, wenn sie von ihm abgekehrt sind, sie ungestört liegen bleiben, indem das Streichbrett schon einen Theil Erde auf ihren Stamm geworfen hat, noch ehe des Schaares Spitze das Ende der Wurzel erreicht. Der Boden muß der Regel nach den Stamm bis an seine Krone decken. Die Enfernung der Pflanzen wird durch ihre Stärke bestimmt, und kann von 6 bis 18 Zoll seyn. Da die Furchen alle besetzt werden, so kommen die Reihen einen Fuß von einander zu stehen.

Der

Der belgische oder Stelzenpflug ist ganz für diese Arbeit gemacht, weil er das Land nicht, wie die gewöhnlichen Räderpflüge mit flachem Streichbrette, blos nach der Seite schiebt, sondern es in der Wölbung des seinigen bis zu einer gewissen Höhe erhebt, und über die Pflanzen hinlegt; dann auch, weil die Pferde an dem Pflug-Kamme, den man bey dieser Gelegenheit umkehrt, so weit nach der Landseite eingehängt werden können, daß keines von ihnen in die Furche zu treten braucht, wodurch sonst unausbleiblich die großen Pflanzen in ihrer Lage gestört werden würden. Die Pferde haben dabey keinen Handführer nöthig, und gewöhnen sich leicht, längst der Furche hinzugehen. . . Ist das Feld überdüngt worden, so folgt dem Pfluge ein Mann mit der Forke, um den Mist ein wenig in der Furche zu ordnen.

Da die Pferde nicht so lange in einem Athem fortgehen können, als die Arbeit der Taglöhner dauert, so lasse ich zwey Gespann mit einander abwechseln. Das erste geht von Morgens 6 bis halb 9, und Nachmittags von halb 2 bis halb 4; das andere Morgens von halb 10 bis 12, und Nachmittags von halb 4 bis zum Abend. Mit obigen Personen und Pferden lege ich $\frac{3}{4}$ Bunder oder drittehalb Morgen ein. . Will man aber zwanzig Anleger und zwey Pflüge zugleich anstellen, so sind die Kosten noch etwas geringer: denn man kann alsdann sieben Morgen in 15 Stunden Zeit bestellen.

Eine sehr gute Vorrichtung bey dem verpflanzten Rapse, die aber nur auf schmalen Ackerbeeten statt finden kann, ist die, den Raps, so bald er angeschlagen und seine Blätter erhoben hat, mit dem Erdreiche der Rigolen vermittelst des Spatens durchzuschießen, wodurch alle Pflanzen, die zu sehr entblößt waren, wieder bedeckt werden. Dadurch gewinnt auch das Winterwasser seinen Ablauf. Denn nichts ist dieser Pflanze schädlicher, als das darauf stehende Wasser, sollte es auch nur eine kurze Zeit darauf stehen. Wenn schmale Ackerbeete irgendwo recht nützlich sind, so sind sie es bey dem Rapse.

Einige meiner Nachbaren lassen auch wohl die Walze über den verpflanzten Raps laufen, unter dem Vorwande, den Boden an die Wurzel anzudrücken; andere aber verwerfen, und wie mir scheint, mit Recht, diese Vorrichtung. Das Austrocknen der Pflanzen ist in dieser Jahrszeit nicht zu befürchten, und in einigen Wochen schließt sich der Boden von selbst. Das Walzen hat seiner Seits den Nachtheil, daß es alle kleine Unebenheiten des Bodens wegnimmt, in welchem sich im Winter stets etwas Schnee erhält, der den Stamm nicht selten gegen den Frost schützt. Ueberdem wird manche Pflanze beym Walzen von dem Hufe der Pferde beschädiget oder vernichtet. Auf äußerst sprödem Boden könnte dennoch gedachtes Walzen von Nutzen seyn. . . Um den Vortheil des Andrückens bey den Pflanzen nicht zu verlieren, habe ich meine Einleger gewöhnt, mit dem Fuße jedesmal einen Druck auf den

um-

umgeworfenen Schnitt zu thun, ehe sie eine neue Pflanze anlegen. Es kostete im Anfange etwas Mühe, sie an eine solche nicht allzugemächliche Arbeit zu gewöhnen; aber gelinde und scharfe Worte brachten sie endlich doch dahin.

Verpflanzen mit dem Spaten und Pflanzstocke.

Da zu dem Verpflanzen mit dem Pfluge keine andern als starke Pflanzen mit Vortheil gebraucht werden können, und da, um dergleichen zu gewinnen, außer vielem Miste, auch ein wohlzubereitetes Land und eine frühe Aussaat erforderlich ist: so sieht man leicht, daß die Pflanzschule nicht anders als auf einem Braachfelde angelegt werden kann. Allein, das Land vom Winter an bis zur Mitte des Juli unbestellt liegen zu sehen, ist für das landwirthschaftlich karge Auge des Belgen ein unausstehlicher Anblick. Noch weniger aber gefällt es ihm, obgleich zum Besetzen eines Bunders nur ein halbes Bunder Pflanzen gehört, dieses ein Jahr unbenutzt dafür herzugeben, und also den Ertrag eines Bunders auf anderthalb vertheilen zu müssen: ihm, der gewohnt ist, vermittelst seiner Rüben und Möhren aus einem Bunder anderthalb zu machen!

Das Verpflanzen mit dem Pfluge schien dem Belgen also noch zu kostbar; und um der Braache für die Pflanzschule ganz überhoben zu seyn, und zugleich reinere und bessere Arbeit zu machen, griff er zum Spaten,

und

und erfand sich einen Pflanzstock: eine Methode, die in jeder Rücksicht bey dem Rapse den Vorzug verdient, und, was man nicht glauben sollte, noch weniger Arbeit, als die mit dem Pfluge kostet, und daher mit Recht immer mehr und mehr Aufnahme findet.

Bey dieser Methode ist keine Braache zum Erziehen der Pflanzen nöthig, weil man keiner großen Pflanzen bedarf, und die Mittelsorte allen andern vorzieht. Ein Land, das in demselben Sommer Flachs oder verpflanzten Raps getragen hat, giebt hier die Pflanzschule ab. Da beyde Gewächsarten das Feld sehr früh räumen, so scheinen sie sehr geschickt, die Vorgänger der Pflanzen zu seyn, die als zweyte Frucht statt der Rüben und Möhren auf ein solches Feld gesäet werden. Sie schlagen aber auch manchmal darauf fehl: namentlich auf dem Flachslande, bey sehr trockener Witterung; und nach dem Rapse selbst, wenn irgend ein Zufall einen Theil der Körner ausgeschlagen hat, wodurch sie so dichte wie Gras in einander wachsen. Man zieht daher in den Jahren, wo die Getreide-Aerndte frühe einfällt, eine gute Roggenstoppel, besonders wenn dem Roggen Klee vorhergegangen war, obigen Feldern vor. Solche Pflanzen mißrathen nicht leicht. Das Land aber, das sich unter allen am besten zu einer Pflanzschule schickt, ist ein Kleeland. Man verwendet es aber nur dann dazu, wenn man reich genug an Futter ist, und des zweyten Kleeschnittes, der dabey aufgeopfert werden muß, nicht nothwendig bedarf. Diejenigen, die nur so viel Raps pflanzen, als sie zu ihrem

häus-

häuslichen Gebrauche nöthig haben, säen die Pflanzen auch wohl mit den Stoppelrüben aus, welches, da jene früher ausgezogen werden, diesen nicht sonderlich schadet.

Da hier Alles gejätet wird, so kann man denken, daß dieses auch bey den Rapspflanzen nicht vergessen wird.

Das Verpflanzen geschieht zu Ende Septembers, oder zu Anfang Oktobers, also vor und zwischen der Wintergetreidebestellung, weil es dann um so leichter geschehen kann, da zu dem Verpflanzen keine Pferde erfordert werden. Dieses frühe Versetzen trägt nicht wenig zur Erhaltung des Rapses im Winter bey.

Die Pflanzen werden an eben dem Tage, wo sie gezogen werden, oder doch so bald als möglich, verpflanzt, und nicht, wie in meiner Gegend, 8 oder 14 Tage nach dem Ausziehen. Man behauptet bey mir, daß, wenn die Pflanzen sogleich eingelegt werden, sie im Winter aufschießen und verloren gehen. In wie weit das bey starken üppigen Pflanzen seine Richtigkeit habe, will ich nicht entscheiden; ich glaube aber meinen Landesleuten anrathen zu dürfen, im Falle sie nur kleine Pflanzen haben, oder die Zeit der Verpflanzung bis zur letzten Hälfte des Oktobers verschoben worden ist, die Pflanzen sogleich nach dem Ausziehen zu stecken.

Die Zubereitung des Feldes, worauf der Raps gepflanzt werden soll, verhält sich folgender Maßen.

Zu

Zu Contigh, also auf sandigem Boden, werden gegen die Zeit, wo das Verpflanzen vor sich gehen soll, die Getreide-Stoppeln aufgeeggt, und dann mit der Schleife wieder glatt gezogen, die aus der Erde gerissenen Stoppeln- und Unkraut-Wurzeln mit Handrechen in Häufchen zusammengeharkt, dann auf den Karrn geladen und nach dem Stalle gefahren. . Das Land wird von neuem aufgeeggt, geschleift und überharkt; doch da dießmal des Unkrauts nicht mehr so viel ist, so begnügt man sich, es mit dem Rechen in die Rigolen der alten Beete zu ziehen. Nun wird kurzer Mist aufgebracht, derselbe in kleine Haufen geschlagen, das Land 6 Zoll tief gepflügt, und der Mist mit der Forke in die Furchen oder Fahren gebreitet. Mit dieser Pflugart wird das Land zugleich in neue Beete gelegt, die mit den alten, worauf das Wintergetreide stand, abwechseln, das heißt, ihre Höhen da erhalten, wo diese ihre Vertiefungen hatten. Denn nie wird bey den Belgen der Raps auf ein flaches oder ungedüngtes Land gepflanzt. Das umgeackerte wird nicht geeggt.

Zu Alost hat eine durchaus ähnliche Vorbereitung statt.

Zu Voorde, wo man den Raps auf Hafer folgen läßt, und der Boden etwas schwerer ist, wird das Stoppelland zuerst mit dem Pfluge geschält, geeggt, abgeharkt, und der Mist aufgefahren. Um den Mist unterzubringen, pflügt man nicht über die Länge, sondern über die Breite des Stückes her. Das Land wird wird geeggt und von neuem gepflügt. Der Pflug be-

fährt

fährt dießmal die Beete der Länge nach, und giebt ihnen die gehörige Gestalt. Nach dem wird nicht geeggt. Die Pflanzen werden aufgefahren und in die Rigolen geworfen.

Wird mit dem Spaten *) gepflanzt, so nimmt jeder Stecher, wozu ein Mann erfordert wird, ein Beet vor, und stößt den Spaten, den er mit beyden Händen an der Krücke faßt, vier- oder fünfmal neben einander über die Breite des Beetes. Bey jedem Stiche macht er mit dem Spaten eine Bewegung von sich weg, und eine auf sich zu, wodurch sich die Oeffnung des Stiches erweitert und offen stehen bleibt. Darauf tritt er rückwärts, und stößt wieder vier- oder fünfmal ein; und so fort, bis er zu dem Ende des Beetes gekommen ist, und ein neues vornimmt. Drey Pflanzer werden erfordert, um ihm zu folgen. Sie rutschen auf den Knieen vor ihm hin, und legen zwey Pflanzen in jedes Loch, das ist, eine in den einen und die zweyte in den andern Winkel des Stiches. Sie drükken mit der Hand oder dem Kniee zwischen die beyden Pflanzen ein, und befestigen sie dadurch. Man sieht daraus, daß sie beständig über das Gepflanzte hinrutschen, welches ihm aber nicht schadet.

Von den drey Pflanzern, wozu Kinder von 12 Jahren gebraucht werden können, haben zwey jedes zwey Stiche zu bedienen, also vier Pflanzen einzulegen.

Das

*) Ich sah nirgends einen besondern Spaten, sondern den in jeder Gegend gebräuchlichen dazu anzuwenden.

Das dritte hat nur einen Stich; dafür muß es aber die Pflanzen aus der Rigole herbeyholen, und vor den Pflanzern über das Beet hinstreuen, damit es keinen Aufenthalt bey der Arbeit giebt. Die Pflanzen fallen ohngefähr 6, die Reihen 12 Zoll von einander. Jene 4 Menschen beendigen ein Journal oder 231 berl. Ruthen in einem Tage. Zu Alost ist ebenfalls ein Journal, 216 Ruthen, das gewöhnliche Tagwerk. Zu Voorde pflanzen 4 Kinder, und ein Mann, der den Pflanzstock führt, anderthalb Journal oder 324 Ruthen in einem Tage. Doch fallen die Reihen hier etwas weiter (14 Zoll) von einander.

Der Taf. 7. Fig. 5. abgebildete Pflanzstock ist ein zu dieser Absicht durchaus passendes, und leichter als der Spaten zu führendes Instrument, weil dabey außer dem Einstoßen keine weitere Bewegung zu machen ist. Das viermalige Einstoßen des Pflanzstocks in den durch ein zweymaliges Pflügen mürbe gemachten Boden erfodert nur einen Athemzug. a zeigt den doppelten Pflanzstock von vorne, b einen einzelnen ausgezogenen Stiel von der Seite. Die Keile sind mit Eisen bedeckt. Die vordere und hintere Platte sind in einem spitzen Winkel zusammengeschmiedet, machen also nur ein Stück aus. Wenn das keilförmige Holz in diesen eisernen Schuh eingeschoben ist, so wird es mit ein paar Schrauben oder Nägeln darinn befestiget, und auf jeder der zwey andern Seiten ein eisernes Plättchen angenagelt, welches alles auf der Figur untrüglich zu erkennen ist. Die flache Spitze oder Schneide der

Keile

Keile ist 3 centimètres breit, der obere oder dickere Theil des hölzernen Keils, wiewohl das Eisen nicht ganz so hoch hinauf reicht, ist vierkantig, und hat 6 centimètres Breite nach allen Seiten. Die zwey Hauptplatten, welche die Schneide formiren, haben 25 centim. in der Länge. Die Keile selbst sind, von ihren Mittelpunkten aus, 16 centim. unter sich entfernt. Die Stäbe haben 3 centim im Durchschnitte. Das obere Zwergholz, oder der Griff, ist 45 centim. lang, das ganze 93 centim. hoch. Die gedachte Figur zeigt den Pflanzstock zehnmal verjüngt. Da die Löcher sich bey dem Gebrauche desselben weiter als mit dem Spaten öffnen, so können die kleinen Pflanzer bey der Arbeit stehen, und die Pflanzen mit dem Fuße antreten. *)

Sobald der verpflanzte Raps sich erholt hat, werden die Zwischenräume der Reihen mit dem Erdreiche, das man mit dem Spaten aus den Rigolen hebt, durchschossen; daher auch diese Rigolen bey dem Pflügen nicht aufgeräumt worden. Ein Mann fertigt bey dieser Arbeit ein Journal im Tage ab. . Diejenigen, die ihrem Rapse etwas zu gute thun wollen, fahren während des Frostes noch Jauche darauf, welches die herrlichste Wirkung hervorbringt . Alle ohne Ausnahme behacken im Frühjahre die Zwischenräume der Rapslinien. . Selbst da, wo man in Brabant den Raps mit

*) Ich halte diesen Pflanzstock bey dem Runkeln- und Kohl-Verpflanzen ebenfalls für sehr brauchbar.

mit dem Pfluge einlegt, wird das Durchschießen der Pflanzen mit dem Erdreiche der Rigolen beobachtet; ob aber auch das Behacken im Frühjahre, das weiß ich nicht.

Ich sagte oben, daß die Unkosten, die auf das Verpflanzen mit dem Spaten fallen, geringer sind, als mit dem Pfluge: wenigstens ist es so, wenn ich ersteres mit dem zusammen halte, was mich selbst letzteres kostet. Wenn ein Mann zu 25 Xr., und 4 junge Leute, jeder zu 15 Xr., ein Journal im Tage bepflanzen, so kömmt der berl. Morgen 1 Fl. 6 Xr.; und wenn ich in demselben Taglohne $\frac{3}{4}$ eines hiesigen Bunders mit 2 großen und 14 kleinen Leuten vermittelst des Pfluges einlege, so kömmt der Morgen 1 Fl. 42 Xr. Die Pferdearbeit hebt sich gegen einander auf, weil bey der einen Methode der Acker während des Einlegens, bey der andern vor demselben umgepflügt wird.. Ich gestehe aber, daß 5 Personen nicht überall 230 berl. Ruthen in einem Tage pflanzen werden. Die Arbeiter sind nicht alle Belgen; und man muß diese dabey beschäftiget gesehen haben, um sich eine Vorstellung von ihrer Aemsigkeit zu machen.

Hr. Man sagt zwar, das Verpflanzen mit dem Pfluge gehe geschwinder von statten, als das mit dem Spaten; allein das versteht sich nur davon, daß zur Bedienung eines Pfluges mehr Menschen auf einmal an die Arbeit gestellt werden, als sonst. Der Pflug kann nicht mehr als zwey Journale auf einen Tag umpflügen, und dabey werden nach Hrn. Diercxsen 8

gro-

große Menschen erfodert: denn wenn Kinder darunter sind, so zwingen sie es nicht. Diese 8 großen Menschen fördern also nicht mehr Arbeit, als zwey Mann und 6 junge Leute mit dem Spaten. Setzen wir aber auch die Kosten von beyden Seiten gleich, ja verdoppelten wir sie selbst zum Nachtheile des Spatens oder des Pflanzstockes, so erhalten diese doch durch die Ersparung einer Braache zur Pflanzen-Zucht, und durch die ungleich bessere Arbeit, ein so entscheidendes Ueber-Gewicht über den Pflug, daß dieser mit Recht immer mehr und mehr von denkenden Wirthen verworfen wird. Auch muß man nicht glauben, daß eine solche Pflanzerey blos die Cultur kleiner Bauern sey. Es giebt zu Ninove, zwey Stunden von Alost, Pachthöfe, deren jeder oft über 10 Bunder Raps hat, die mit dem Stokke gepflanzt worden sind.

Gedrillter Raps.

Als ich im Jahre 1803 sechzehn Morgen meist verpflanzten Raps umpflügen mußte, weil die Erdflöhe und ein übler Witterungs-Zufall ihn in der Blüthe zerstört hatten, und dieses mir einen Verlust von 300 rhein. Gulden an baarem Verlage zuzog, so lernte ich der Sache etwas reifer nachdenken.

Der Zufall hatte mich, und vermuthlich auch die Belgen belehrt, daß der nicht-verpflanzte Raps dem Froste weit mehr ausgesetzt sey, als der, den man verpflanzt; und da der Verlust des nicht-verpflanzten Raps-

ses nothwendig den Verlust eines ganzen Jahres nach sich zieht, in welchem zu seiner Ansäung gebraacht werden mußte, so suchte der Belge diesen Verlust durch Einschränkung eines Theiles der müßigen Braache zu vermindern, und kam auf den Einfall, die Pflanzen gleich dem Kohle auf einem kleinern Stücke zu erziehen, und von da auf ein größeres in gehöriger Entfernung zu verpflanzen. Dieses Verpflanzen geschah vermuthlich zuerst mit dem Pfluge. Um aber zuletzt der Braache gänzlich überhoben zu seyn, so fieng er an, die Rapspflanzen statt der Rüben nach dem Roggen zu säen. Da aber diese Pflanzen die Stärke der Braachpflanzen nicht erlangen, dem Winter also weniger als jene widerstehen konnten, so suchte er durch eine bessere Verpflanzungsmethode dasjenige zu ersetzen, was seinen Pflanzen an Vollkommenheit gebrach.

Um des Verpflanzens aber ganz überhoben zu seyn, und durch Ersparung dieser Unkosten das Risico noch mehr zu verringern, und den reinen Ertrag des Bodens zu erhöhen, machte ich im Herbste 1803 den Versuch, den Raps als zweyte Frucht zu säen, und an Ort und Stelle stehen zu lassen, ihm aber zugleich den nämlichen Vortheil des Schutzes gegen den Winter zu verschaffen, den der Raps durch das Verpflanzen erhält. . Wenn mein erster Versuch hiermit gleich nicht durchaus befriedigend war, so war er doch mehr als zureichend, mich sogleich zu einem zweyten zu bewegen, bey dem ich die Erfahrung nutzte, die mir mein erstes Lehrjahr gegeben hatte.

Die-

Dieser neue Versuch geschah auf einem Stücke von 6⅘ Morgen, welches Roggen trug, dessen Aerndte 1804 zu guter Zeit einfiel. So wie der Roggen gehauen wurde, ließ ich ihn aufrichten, und die Zelten davon reihenweis aufsetzen, um dem Pfluge sogleich den Zugang zu bahnen. Den 25. Julius war man mit dem Bälken fertig geworden. Den 26sten wurde der Roggen eingebracht, und sogleich wurden die Streifen, auf welchen die Zelten-Reihen bis dahin gestanden hatten, auch gebälkt, und das ganze Stück abgeeggt. Von da bis zum 2. August wurde Dünger aufgefahren, von welchem schon ein Theil an dem Rande des Feldes in einem Haufen in Bereitschaft lag, den man in müßigen Stunden früher dahin gebracht hatte. Der Mist wurde sogleich gebreitet und untergepflügt. Den 3. und 4. August wurde das Land gewalzt, geeggt und geebenet. Am letzten dieser Tage wurde auch gesäet.

Zum Säen stellte ich sieben Männer ins Feld, von denen zwey den Reihen-Zieher schoben, und fünf säeten. Die Reihen waren 22½ Zoll von einander. Der Saame wurde mit der Hand in die flachen Furchenstriche eingeworfen, und mit Hülfe einiger Dornen zugescharret. Die Bestellung dieser 6⅘ Morgen erfoderte fünf und eine halbe Stunde, und kostete nach hiesigem Taglohne 1 Fl. 20 Xr., also kaum 12 Xr. vom Morgen. Bey dem allen wurden keine Pferde gebraucht, weil das Werk ohne sie reinlicher abgethan werden konnte.

Den 6. September wurden die Zwischenräume mit dem Schaufelpfluge bearbeitet. Den 13ten fieng man an, das Unkraut, worunter beynah nichts als Acker-Senf und Acker-Rettig zu verstehen ist, mit der Hand aus den Reihen zu ziehn. Zugleich wurden die zu dicht stehenden Pflanzen ausgerissen, und an andern Orten die leeren Stellen mit Rapspflanzen, die ich anderswoher nahm, ergänzt. Dieses Ausdünnen und Ergänzen hielt zweymal so lange auf als das Jäten, und ist, wenn man keine Säemaschine hat, beynah nicht zu vermeiden: denn immer säet ein Arbeiter zu dünne, der andere zu dichte, der dritte zu nachlässig. Auf jeden Fall habe ich es lieber, daß man etwas zu dichte als zu dünne säet. Das Einpflanzen ist ungleich kostspieliger, als das Ausziehen. Uebrigens muß man nicht denken, daß die Pflanzen nur einzeln auf den Reihen stehen sollen; bey dem breiten Zwischenraume der Reihen können ihrer mehrere recht gut bey einander stehen. Wenn auch gleich die Sträuche nicht so buschigt werden, so hat man doch desto mehr Herzstängel.

Den 28. September wurden die Pflanzen zum ersten Male, und 14 Tage darauf zum zweyten Male mit dem Doppel-Streichbrettspfluge angehäufelt. Das dritte Behäufeln hatte im Frühjahre statt. Bey der ersten dieser Verrichtungen gieng der Pflug etwas flach: denn sonst wären die noch kleinen Pflanzen ganz überschüttet worden. Sie nahmen nach dieser Operation ungemein zu. Bey dem zweyten Behäufeln setzte man den Pflug so tief, als es zwey Pferde in dem ziem-

lich

lich festen Boden zwingen konnten. Nun befanden sich die Pflanzen bis an die Krone in die Erde vergraben; und sicher konnte selbst der mit dem Spaten gepflanzte Raps nicht besser bedeckt seyn. Ohne Ackerbeete zu haben, konnte kein Wasser an den Pflanzen stehen bleiben, weil jede Reihe für sich einen Hügel bildete. Dabey blieb der Schnee in den Rigolen liegen, und sicherte der Wurzel und dem Stamme allen möglichen Schutz und Gedeihen. Mein Raps hatte also eben so wenig von einem strengen als von einem nassen Winter zu befürchten. Das Behäufeln im Frühjahre hatte zur Absicht, den Pflanzen wieder frischen Erdboden zu geben, und die Stämme späterhin gegen die Windstöße zu befestigen.

Das Unternehmen lohnte über alle Erwartung. Eine Thräne der Wonne glänzte in meinen Augen; ich empfand eine Freude, die mir jeder Freund des Ackerbaues nachempfinden wird. Ungeachtet die Aerndtezeit des Rapses 1805 äußerst regnigt war, und dadurch mehr als 10 Scheffel Saamen auf dem Felde verloren giengen, so gab das Stück doch noch 107 Scheffel, oder 15,73 vom Morgen.

Einen ganz genauen Vergleich dieses Ertrags gegen den verpflanzten Raps kann ich nicht angeben: denn ich hatte in diesem Jahre keinen, und der meiner Nachbaren war in Haferstoppeln ohne Dünger gelegt, also von der Seite zu schlecht ausgestattet. Doch man rechne ab, was abzurechnen ist. Auf gleichem Boden hatte der herrschaftliche Pachter Thewisen von 245 hie-

siger Ruthen $33\frac{1}{2}$ tongersche Faß oder 8,24 Scheffel vom Morgen geärndtet.

Noch muß ich bemerken, daß bey der Aerndte zwey Personen mehr von diesem gedrillten Rapse abschneiden können, als ihrer drey bey dem verpflanzten zu leisten vermögend sind.

Da der Versuch des gedrillten Rapses, so viel ich weiß, neu ist, so wird man den ganzen Kosten-Betrag zu wissen begierig seyn. Die Tagwerke der Arbeiter sind zu Gelde angeschlagen. Der Mann hat bey mir zu dieser Jahreszeit 25, die Frau $16\frac{3}{4}$, das Kind $13\frac{1}{3}$ Xr. Taglohn. Hier also die Kosten von jenen

$6\frac{4}{5}$ berliner Morgen.

	Pferde.	Fl.	Xr.
Das Land abzuschälen und zu eggen	$9\frac{1}{2}$		
231 Sturz Karren Mist aufzufahren	$14\frac{1}{4}$		
Werth dieses Düngers à 30 Xr. pro Karrn, wovon jedoch nur die Hälfte hier zu verrechnen, weil die andere den künftigen Saaten zu gut kömmt,	—	57	45
Den Mist zu laden und zu streuen an Handarbeit, ganz . .	—	11	47
Zu Pflügen, Walzen, Eggen, Schleifen	$12\frac{1}{2}$	—	—
Den Mist bey dem Pflügen in die Furche zu stoßen . . .	—	—	38
Linien zu ziehen, zu säen, zu bedecken	—	1	20
Seite:	$36\frac{1}{4}$	71	30

Die

	Pferde.	Fl.	Xr.
Transport:	$36\frac{1}{4}$	71	30
Die Zwischenräume zu schaufeln	2	—	—
Der Leiter des Pferdes bey dieser Arbeit . . .	—	—	26
Die Reihen zu jäten, zu verdünnen, nachzupflanzen . . .	—	10	53
Das erste Mal zu häufeln .	2	—	—
Der Leiter . . .	—	—	26
Das zweyte Mal zu häufeln .	6	—	—
Die Leiter . . .	—	—	40
Das dritte Mal zu häufeln .	4	—	—
Der Leiter . . .	—	—	26
Den reifen Raps zu schneiden .	—	6	—
zu binden, auf- und abzuladen	—	3	33
nach Hause zu fahren . .	4	—	—
zu dreschen und zu reinigen .	—	11	32
Landpacht und Grundlasten von $6\frac{-}{5}$ Morgen . . .	—	38	30
Total des Pferdetagewerks .	$54\frac{1}{4}$	—	—
Der Unkosten an Handarbeit und Dünger . . .	—	143	56
Die Tagearbeit jedes Pferdes, mit Inbegriff eines Knechtes auf zwey Pferde, angeschlagen zu 50 Xr., thun auf $54\frac{1}{4}$ Tage . .	—	45	12
Summa aller und jeder Unkosten		189	8

Der Ertrag von 107 Scheffel wurde verkauft für 553 rheinische Gulden. Stängel und Hülsen waren mir zum wenigsten 22 Gulden werth. Der reine Ertrag that also 56 Fl. 45 Xr. auf jeden Morgen.

Um zu sehen ob, und welchen Vorzug diese Art der Cultur vor dem gewöhnlichen Verpflanzen mit dem Pfluge hat, wollen wir zum besten dieses letztern denselben Ertrag annehmen, den uns die andern gaben. Zur Erreichung dieses Ertrages aber wird, außer einer sehr guten Pflanzschule, noch nothwendig erfodert, daß zum Verpflanzen wenigstens eben so viel Dünger aufgefahren werde, als ein mageres, zum Roggen bestimmtes Land erfodern würde. Die Handarbeit des Jätens, Reihenziehens und Pflanzens, wird in folgendem Conto nach demjenigen berechnet werden, was mich diese Gegenstände in den Jahren 1801 und 1802 gekostet haben.

Auf die Pflanzschule von $3\frac{2}{5}$ Morgen fallende Kosten.

	Pferde.	Fl.	Xr.
Landpacht und Grundlasten .	—	19	15
Bälken	4	—	—
160 Sturz-Karren Dünger, wovon nur die Hälfte zu berechnen ist	—	40	—
Den Dünger aufzufahren .	$9\frac{1}{2}$	—	—
Seite:	$13\frac{1}{2}$	59	15

Den-

	Pferde.	Fl.	Xr.
Transport:	$13\frac{1}{2}$	59	15
Denselben zu laden, zu streuen, einzustoßen	—	6	12
Zweymal zu pflügen und zu eggen	18	—	—
Die Pflanzen zu jäten . .	—	10	50
auszuziehen, zu laden . .	—	8	49
wegzufahren . . .	4	—	—
Auf das Rapsland von $6\frac{4}{5}$ Morgen fallende Kosten.			
Landpacht und Grundlasten .	—	38	30
Bälken oder Felgen . .	8	—	—
144 Sturz-Karren Dünger, zur Hälfte berechnet . .	—	36	—
Den Dünger aufzufahren .	9	—	—
zu laden und zu streuen .	—	5	—
Die Pflanzen mit dem Pfluge einzulegen an Pferdearbeit . .	$10\frac{1}{2}$	—	—
an Handarbeit . . .	—	11	52
Den reifen Saamen zu schneiden	—	8	—
zu binden, aufzuladen . .	—	3	33
nach Hause zu führen . .	4	—	—
zu dreschen und zu reinigen .	—	11	32
Total der Pferdetage . .	67		
» » anderer Unkosten . . .		199	33
Die Gespannarbeit thut in Gelde .		55	50
Summa aller Unkosten . .		255	23

Die-

Diese Summe mit den Unkosten des gedrillten Rapses verglichen, findet sich, daß der verpflanzte 66 rhein. Gulden mehr kostet, als der gedrillte; ein Umstand der die Aufmerksamkeit aller Rapspflanzer verdient. Nehmen wir ferner an, daß der Raps aller acht Jahre einmal total umschlägt (ich wünschte zur Ehre dieser Pflanze, daß es nicht öfter geschähe), so wächst der größere Verlust des verpflanzten Rapses jährlich um 9 Fl. 25 Xr., und die Unkosten des gedrillten sind jährlich um eilf Gulden vom Morgen geringer, als die des andern. Reichte also eine verpflanzte Raps-Aerndte gerade zu, um die Kosten zu decken, und gäbe also durchaus keinen reinen Gewinn, so stünde die Sache mit dem gedrillten Rapse noch auf einem sehr guten Fuße, weil sie durch den geringeren Aufwand von Kosten, den sie fodert, einen ganz reinen Ertrag von 11 Gulden vom Morgen gäbe, ein Ertrag, den nicht leicht ein Pachter von jedem Morgen ziehen wird.

Raps-Aerndte.

Man läßt den Raps, besonders bey heißem Wetter, nicht gerne zu reif werden, weil ein starker Wind leicht die halbe Aerndte ausschlagen kann. Wenn der größte Theil der Körner in den Hülsen braun ist, so ist es Zeit, ihn zu schneiden. Man wird daher wohlthun, gegen die Zeit der Reife das Feld alle Tage zu untersuchen, nicht blos an dem Rande desselben, sondern auch im Inneren: denn da verhält es sich oft anders als an dem Rande. Ich läugne nicht, daß der Saame beym

frühern Abschneiden etwas zusammenschrumpfe: aber eben so gewiß ist es auch, daß beym späten Abschneiden der beste Saame durch einen einzigen Windstoß ausfallen wird; und ist die Aerndte allzu sehr verspätet, so wird, auch ohne Windstoß, beym Abschneiden und Trocknen eine bedeutende Menge Saamen verloren gehen.

Um das Ausfallen so viel als möglich zu verhindern, wird der Raps bey Mondenschein, oder wenn dieser gerade nicht da ist, mit dem Anbruche der Morgen-Dämmerung geschnitten, und gegen 9 — 10 Uhr damit innegehalten. Es versteht sich, daß man dieser Vorsicht bey regnigtem Wetter nicht bedarf. Man bedient sich zum Einschnitte der Sicheln und krummen Messer. Die Schnitter legen ihn in kleinen Haufen hinter sich. Nachdem diese Haufen oder Gelege in einigen Tagen abgetrocknet sind, werden sie mit Behutsamkeit umgewendet, und 8 oder 12 Tage darauf gedroschen.

Dieses Dreschen geschieht entweder auf dem Felde, oder in der Scheune. Ersteres ist das gemeinnützlichste, und hat wegen der geschwinderen Abfertigung seine Vorzüge; allein die Unbeständigkeit des Wetters verursacht dabey nicht selten vielen Aufenthalt, oft großen Schaden, und wenigstens stete Unruhe und Besorgniß, daher ich jetzt das Einfahren und das Abdreschen in der Scheune für das zuträglichste halte, so wie es auch das weniger kostspielige ist, und weniger Menschen erfodert.

Wenn

Wenn auf dem Felde gedroschen werden soll, so bereitet man einige Tage vorher eine oder mehrere Tennen, die mit dem Spaten geebnet und dann fest geschlagen werden. Ein großes Tuch von 20 — 30 Fuß ins □ wird darüber hingelegt, damit der Saame, besonders beym Anfange, nicht in den Boden geschlagen werde. Weiber und Kinder tragen die Rapsbündel in groben Betttüchern zu, und zwey Anleger ordnen ihn in einen Kreis. Vier Mann dreschen vor; hinter ihnen folgt dann einer mit einer hölzernen Gabel, und wendet den überdroschenen Raps um. Dann kommen drey Nachdrescher, denen der Abwerfer nachgeht, welcher mir einer Gabel die ausgedroschenen Stiele auf die Seite bringt. Die Arbeit geht ununterbrochen in der Runde, indem sich Anleger, Vordrescher, Umwender, Nachdrescher und Abwerfer immer auf dem Fuße folgen, so lange es die Drescher abhalten können. Es ist ein Fest für Groß und Klein, indem Drescher und Zuträger mit einander wetteifern, wobey aber der Eigenthümer durch das Schäkern oft mehr an Körnern verliert, als an Taglohn erspart wird.

Wenn sich die Hülsen in dem Kreise zuletzt allzu sehr angehäuft haben, so werden sie mit Rechen abgeharkt, und nach der Seite, der Saame aber nach der Mitte gebracht. Um zu verhindern, daß mit den Hülsen nicht allzuviel Saame verschleppt werde, werden sie, nachdem sie eine Zeitlang hin und her geharkt worden sind, gegen ein Brett angeworfen, das man der Breite nach auf einer Seite der Tenne vermittelst einiger

Stek-

Stecken aufgerichtet hat. Indem man die Hülsen schnell dagegen anharkt, fährt die Spreu darüber; und was noch von Saamen dazwischen stak, bleibt vor dem Brette liegen. . Diese und noch mehrere vortheilhafte Handgriffe, die zu weitläufig zu beschreiben sind, wird der Gebrauch jeden aufmerksamen Landwirth selbst lehren.

Wenn das Geschäft vollbracht ist, so werden drey starke Stangen mit einer Kette an ihrem obern Theile zusammen gebunden, und auf der Tenne durch Auseinanderziehen der Sturz-Enden aufrecht gestellt, um zwischen ihnen das Scheuer- oder Schaukel-Sieb aufhängen zu können. Während die Männer den Saamen durch dieses Sieb treiben, und ihn darauf in Säcke füllen, beschäftigen sich die Frauen, das Stroh in Büschel zu binden, und die Hülsen in Säcke zu stopfen. Diese Hülsen, wenn sie trocken einkommen, sind bey der Winter-Fütterung der Kühe, Schafe und Pferde von sehr bedeutendem Werthe: denn außer dem Strohe, das dadurch erspart wird, gewinnt man noch einen guten Theil an Zeit und Arbeit, die auf das gewöhnliche Häckselschneiden verwendet werden müssen. Die Hülsen halten sich vollkommen gut auf dem Boden. Die Quantität derselben ist sehr beträchtlich: man kann annehmen, daß sie fünfmal so groß ist, als die des Saamens, den sie enthalten. Ein Morgen lieferte also im Durchschnitte 40 Scheffel Hülsen. . . Um von dem Raps-Stroh oder den Stängeln Nutzen zu ziehen, müssen sie unter Obdach gebracht werden, wo sie in kur-

zer

zer Zeit trocknen und ein gutes Material zum Heizen des Backofens liefern. Ich habe sie auch eingestreuet, wenn sie nicht allzu stark waren.

Um den Raps in der Scheune zu dreschen, ist nöthig, wenn man ihn im Großen bauen will, daß die ganze Scheune, oder doch ein guter Theil derselben, eben so zubereitet werde, wie die Tenne selbst, nur mit dem Unterschiede, daß der Lehm daselbst nicht so dick aufgetragen zu werden braucht, weil dieses Pflaster nicht dazu dienen soll, um darauf zu dreschen, sondern nur um zu verhindern, daß sich kein Saame verliere. Es ist dies eine Ausgabe, die nur einmal gemacht werden darf, und die bey jeder Getreideart von Nutzen seyn wird, weil ein solches Pflaster dem Ungeziefer nicht so viele verborgene Schlupfwinkel gewährt.

Um den ungedroschenen Raps von dem Felde einzufahren, werden die Leiter-Karren oder Wagen mit großen Tüchern belegt, damit der ausfallende Saame nicht unterwegs verloren gehe. Außer diesem großen Tuche hat man noch zur Bedienung jedes Karrns ein paar kleinere von 5 — 6 Fuß im □ nöthig. Die zum Laden bestimmten Personen breiten sie auf der Erde aus, packen eine angemessene Anzahl von Rapsgelegen hinein, und überreichen sie dem Fuhr-Knechte, der, auf dem Wagen stehend, das Tuch aufknüpft, ausleert und dem Lader wieder zuwirft. Andere Wirthe lassen auch die Gelege mit Stroh in Garben oder Büschel binden. Dies geschieht ebenfalls auf einem Tuche, und man reicht dann die Garben mit der Gabel auf den Karren.

Hat

Hat man nicht sehr vielen Raps, oder giebt es mehrere Tennen in der Scheune, so kann man ihn, so wie er vom Karrn geworfen wird, gleich abdreschen lassen; allein bey dem Rapsbaue im Großen, oder bey drohendem Regenwetter, ist solches nicht thulich. Man wirft ihn also in den gepflasterten Theil der Scheune, und läßt ihn, so lange man will, liegen. Diese Methode hat den großen Vorzug, daß noch alle Körner nachreifen, und der Raps sowohl an Masse als schöner Farbe gewinnt. Man übereile sich daher nicht mit dem Dreschen. Selbst, wenn der Raps beregnet, oder nicht ganz trocken eingefahren worden wäre, so schadet ihm dieses nicht; die Hülsen faulen zwar zum Theil, aber eben dadurch lassen sie den Saamen da los, wo er oft mit Schlagen nicht herauszubringen gewesen seyn würde.

Ich kenne die belgische Art, die Rapsärndte zu behandeln, nicht. Sowohl Hr. Man, als Hr. von Ponderle sagen, der Raps werde gemähet (ob wohl in diesem Ausdrucke kein Irrthum liegt?), bleibe dann 10—12 Tage auf dem Felde, und werde daselbst auf großen Tüchern ausgedroschen. Wenn die Aerndte gut sey, so erhalte man 40 rasières vom Bunder (11,32 Scheffel vom Morgen). Das Wort gut soll hier befriedigend heißen: denn sonst wäre es wirklich nicht viel für die sorgfältige Cultur der Belgen. Im Jahre 1801 hatte ich 10, und im Jahre 1802 14,37 Scheffel vom Morgen. Von dieser letztern Aerndte stand aber ein Theil auf einem umgebrochenen

Grasanger, der Jahrs vorher Hafer getragen hatte. 1803 hatte ich gar nichts, weil die Erdflöhe die Blüthe durchaus zerstört hatten. 1804 hatte ich 5,3 Scheffel, daher der Saame im folgenden Jahre so theuer verkauft wurde. 1805 gab der gedrillte Raps 15,73 Scheffel vom Morgen.

Der reine Gewinn, den mir der Raps in gedachten Jahren gab, war vom Morgen

1801		35	Gulden rheinisch.	
1802		38	Fl.	20 Kzr.
1803	Schaden	17	—	40 —
1804		7	—	00 —
1805		56	—	45 —

Das schadhafte Jahr abgezogen, bleibt auf die übrigen vier Jahre im Durchschnitte ein jährlicher reiner Gewinn von 29 Fl. 51 Kzr. vom Morgen.

Ehe ich den Artikel vom Rapse beschließe, wage ich noch dem Leser einen bloßen Gedanken über die Art, ihn bey der Aerndte zu behandeln, vorzulegen; ein Gedanke, den ich zwar bisher noch nicht Gelegenheit hatte auszuführen, der aber auf mehreren von mir bey der Rapsärndte gemachten Beobachtungen beruhet, und dessen Ausführung (im Falle sie meiner Erwartung entsprechen sollte) von großem Nutzen seyn würde.

Es ist unglaublich, wie viel Raps in manchen Jahren bey dem Nachreifen auf dem Felde und beym

Zusam-

Zusammentragen verloren geht. Wie oft sah ich nicht Stellen, wo man den ausgefallenen Saamen mit den Händen zusammenscharren konnte! Wie oft war das Feld in wenig Tagen nach der Aerndte wieder mit einem grünen Teppiche überzogen! Ein Uebel, das bey der gewöhnlichen Methode, den Saamen in Gelegen nachreifen zu lassen, unvermeidlich ist. Mein Vorschlag ist daher, den geschnittenen Raps sogleich in Fiemen zu bringen. Zu dem Ende ebnet man an demselben Tage, und auf demselben Felde, wo er geschnitten wird, einen oder zwey Plätze mit der Schaufel, trägt am folgenden Morgen die Gelege, noch ehe die Sonne sie ganz abgetrocknet hat, auf diese Plätze zusammen, und ordnet sie in Fiemen, zu deren Errichtung keine große Kunst gehört, da sie mehr lang als hoch seyn müssen. In dieser Lage hat der Raps vollkommen Zeit, nachzureifen, und hat weder von Regen noch Sonnenschein und Winden etwas zu fürchten. Man kann sich die Zeit zum Dreschen nach Belieben wählen; und alle Sorge, Unruhe und Verlust schwinden. Der Saame gewinnt, statt zu verlieren.

Kömmt es zum Dreschen, so fertigt man die Tenne am Fuße des Fiemens an, damit man den Raps unmittelbar darauf werfen kann. Ist man daher in dem Falle, zwey Fiemen auf dem Felde nöthig zu haben, so errichtet man sie einander gegenüber, so daß der Zwischenraum gerade so groß ist, als man ihn zu einer gemächlichen Dreschtenne bedarf... Der Saame wird nun mit einer ungemeinen Leichtigkeit aus

den Hülsen fallen; und drey Männer mit einigen Beyhelfern werden eben so viel davon ausklopfen, als sieben bey der andern Methode mit einer Armee von Gehülfen.

Das, was ich hier von dem Aufeinandersetzen des noch frischen Rapses in Fiemen gesagt habe, verstehe ich auch von dem Einfahren desselben in die Scheune, und bin überzeugt, daß, wenn er auch beregnet eingebracht wird, kein Nachtheil davon zu befürchten stehe. . . Wer meinen Vorschlag verdammen will, der beliebe wenigstens, ihn vorher zu prüfen.

Dritter Abschnitt.

Verschiedene Oelgewächse.

Rutabaga.

Das Mißgeschick, das im Jahre 1803 mich, so wie meine ganze Gegend, bey dem Rapse betroffen, bewog mich, unter andern Versuchen auch einen mit der Rutabaga oder schwedischen Rübe zu machen, von deren Saamen-Ergiebigkeit ich in gedachtem Unglücksjahre die vollkommenste Erfahrung gemacht habe.

Ich bestimmte ihr ein Bunder, auf welchem ich den Raps im Frühjahre umgepflügt hatte, und ließ es auf die vollkommenste Weise zu ihrem Empfange vorbereiten. Dreyßig dreyspännige Karren guten Mistes wurden aufgefahren, und das Feld durch ein fünfmaliges Pflügen in einen Aschenboden verwandelt. Um das Aufgehen der Rutabaga bey damaliger trockenen Witterung zu befördern, wurde sie an zwey Abenden (den 25. und 26. Julius 1803) gesäet, eingeeggt, und an dem darauf folgenden Morgen nach Sonnenaufgange gewalzt. Man verwendete auf das Stück zwey Metzen Saamen.

Die schwelgerische Pracht dieses Stückes vor Winters ist nicht zu beschreiben. Nichts kam ihr gleich. Die Pflanzen erhielten sich vollkommen bey der Kälte, statt daß ein kleines Stück mit unver-

pflanztem Rapse, das der Zufall mitten in das Rutabaga-Feld gebracht hatte, durchaus erfror. . . Der Anschein des Frühjahrs gab dem Zustande der Pflanzen im Herbste nichts nach. Um aber meine Freude um vieles zu mäßigen, führte der Unstern die ägyptische Plage, den zerstörenden Erdfloh, und was sonst noch für andere ungünstige Zufälle, über mein Feld her. . . Ich gab alles verloren; und schon war das Urtheil gesprochen und die Sense gezückt, als die Sache eine andere Wendung nahm, und die Blumen an dem obern Ende der langen nackten Stängel Saamenspindeln anzusetzen anfingen. Mir ward also die Hoffnung, den dritten Theil des Versprochenen noch zu erhalten.

Der Saamen-Ertrag des ganzen Stückes war 27,87 Scheffel, die für 225 Gulden verkauft wurden. Dieser ungeheure Preis beweist sattsam, wie viel die andern Oelgewächse überhaupt in diesem Jahre gelitten haben mußten. Ohne den Zufall der Erdflöhe wären 70, wo nicht 80 Scheffel von diesem einzigen Bunder gewonnen worden. Die Unkosten beliefen sich auf 120 rhein. Gulden, der reine Ertrag auf eben so viel. Der an dieses Feld unmittelbar anstoßende gedüngte und verpflanzte Raps gab 18½ Scheffel. Sein reiner Ertrag war 24 Gulden. Der Unterschied zwischen ihm und seiner Nachbarinn ist also außer allem Vergleiche.

Obgedachter Versuch befriedigte mich nicht ganz. Eine Braachfrucht durch eine vorhergehende reine Braa-

che

che zu erzwingen, stimmt nicht zu meinem Systeme. Es ist wahr, daß Pacht, Lasten, und alle Arbeit des ersten sowohl als des zweyten Jahres in angeführten Unkosten mit begriffen, also gedeckt sind. Allein der Landwirth lebt von seinem Gewinne, und nicht vom geheilten Schaden: denn sonst wäre der Umlauf, in welchem die reine Braache ein Jahr über das andere wiederkehrt, unstreitig der beste, weil das Getreide unstreitig nach einer reinen Braache am besten schockt. Die güsten Kühe müssen aber nothwendig in die milchenden eingerechnet werden, wenn man sehen will, was bey der Wirthschaft herauskömmt. Dem zufolge war der jährliche Gewinn, den die Rutabaga aus dem Felde hervorbrachte, nicht mehr als 60 Gulden, der des Rapses 16. Der verpflanzte Raps gewinnt also etwas bey dieser Berechnung. Er steht hier gegen die Rutabaga wie 1 gegen $3\frac{3}{4}$, statt daß er oben nur wie 1 gegen 5 stand.

Der Versuch blieb also noch zu machen, ob man der reinen Braache bey der Cultur der Rutabaga gänzlich entbehren könne. Ich hatte diesen Versuch in eben dem Jahre unternommen, und er war durchaus mißlungen. Ich wiederholte ihn für das Jahr 1805. Ein Bunder, das Wintergerste, und ein anderes, das Roggen getragen hatte, wurden mit Rutabaga besäet. Das erste war mit dem größten Fleiße behandelt, reichlich mit Compost gedüngt, und früh besäet worden; das andere, als blos zur Frühlingsweide der Schafe bestimmt, wurde nachlässig bearbeitet, nicht

gedüngt, und um 18 Tage später bestellt. Noch ehe der Winter sich fühlen ließ, waren die Pflanzen auf dem Gerstenlande schon alle verschwunden; die auf dem Roggenlande im Gegentheil grünten, wurden nicht abgeweidet, und brachten, ungeachtet alles Unkrauts, mit dem sie überwachsen waren, noch $20\frac{2}{3}$ Scheffel Saamen. Dieses war freylich keine befriedigende, aber doch in Hinsicht auf die schlechte Behandlung eine mehr als lohnende Aerndte.

Meine Nachbaren warfen die Schuld des Mißlingens auf dem ersten der gedachten Felder auf die vorhergegangene, mit allen Rübenarten unverträgliche Gerste; und ich bin geneigt, ihnen beyzustimmen. Doch hatte ich im vorhergehenden Jahre auch nach dem Roggen ein gleiches Schicksal an der Rutabaga erlebt: diese war so elend gewesen, daß ich sie im Frühjahre wegmähen ließ. Es war mit Taubenmist und Asche zu derselben gedüngt worden, und es ist zu vermuthen, daß die damals so lange anhaltende große Dürre, in Verbindung mit diesem trockenen Dünger, einen nachtheiligen Einfluß auf die Rutabaga gehabt habe. Die Pflanzen schwanden nicht von dem Felde weg; aber die Stängel erhärteten vor der Zeit, das Laub wurde blau und roth, und das Geschäft der Vegetation war zu Ende, als die feuchte Witterung eintrat. Die Sense machte im folgenden Frühjahre diesem Bilde des Elendes ein Ende.

Zum Glücke hatte ich mich mit jenen zwey Versuchen nicht begnügt, und der Rutabaga auch einen

Platz

Platz auf dem Roggenfelde gestattet, worauf der Raps eingedrillt war, dessen Beschreibung der Leser im vorhergehenden Abschnitte gefunden hat. Da die Rutabaga hier einerley Cultur mit dem Rapse genoß, so darf ich selbige hier nicht wiederholen.

Der Vergleich dieser beyden Gewächse ist bey meiner Abwesenheit nicht ganz genau gemacht, und der Saame untereinander gemengt worden; aber nach Hrn. Clemens, eines glaubwürdigen Beobachters Versicherung, hatte die Rutabaga verhältnißmäßig einen dritten Theil mehr geladen als der Raps. Hieraus folgt, daß, wenn das ganze Stück mit Rutabaga besäet gewesen wäre, die Aerndte 138 Scheffel betragen haben würde; und wäre es im Gegentheile durchaus Raps gewesen, so hätte das Feld nur 92 Scheffel gegeben. Die Rutabaga stünde also hier wie 100 gegen 67... Dieser Versuch beweist triumphirend die Entbehrlichkeit der reinen Braache, sowohl für diese Pflanze, als für den Raps.

Der Vortheil eines größern Ertrages ist nicht der einzige, den die Rutabaga über den Raps hat. Ihre Eigenschaft, nichts von dem Winterfroste zu leiden, ist zwar bey uns noch nicht hinreichend erprobet; aber so viel ist doch gewiß, daß sie ihm besser als der Raps widerstehe. Da also, wo die Gewohnheit nicht herrscht, diesen zu verpflanzen, scheint mir die Rutabaga entscheidend den Vorzug zu verdienen.

Der Saame giebt, wenn mich meine Proben nicht trügen, etwas mehr, und, nach der Aussage

meiner Nachbaren, besseres Oel, als der Raps. . . Der Stamm und die Zweige sind von einer zäheren Struktur, daher sie nicht brechen, noch sich auf die Erde legen, wie dieß beym verpflanzten Rapse oft der Fall ist. Sie wölben sich blos übereinander, wann die Extremitäten anfangen von Saamen schwer zu werden, welches aber die gleichzeitige Reife nicht hindert, indem die Stämme stehen bleiben, und die Luft unter ihnen herspielt. Herr Clemens will zwar in dem letzten Jahre bemerkt haben, daß der Wind die Stämme umwirft, welches dann geschieht, wenn die Rüben in der Erde anfangen zu verwesen; da ich aber solches vorher nicht erfahren habe, so halte ich es für zufällig. Doch kann die in Reihen gesäete Rutabaga wegen der Breite der Zwischenräume diesem Zufalle stärker unterworfen seyn.

Unter die guten Haupteigenschaften der Rutabaga zähle ich noch die, daß sie sich des Saamens auf dem Felde nicht so wie der Raps entlediget. Man kann sie also ohne Gefahr auf dem Felde stehen und zu ihrer vollen Reife kommen lassen, ohne daß ihr die Abwechselung von Sonnenschein und Regen schaden wird. Daraus folgt auch, daß sie eben so, wie der Rübsen, mit der Hausense gepickt werden kann; sollte sie aber stark von Kopf, und folglich ineinander gewachsen seyn, so müßte der Picker sie blos anhauen, und ein Andrer das Angehauene sammeln und in Gelege bringen.

Ein

Ein mageres Land und eine verspätete Aussaat stehen ihr nicht an. Eine sehr frühe Aussaat ist jedoch auch nicht anzurathen. Im Jahre 1804 säete ich ein kleines Stück am 7. Junius. Die Pflanzen wurden ausnehmend stark, aber allzu hoch von Stamm, litten etwas vom Winter, trieben aber im Frühjahre von neuem mit solcher Macht aus, daß sie die übrigen auf allen meinen andern Feldern übertrafen... Dieses Oelgewächs kömmt auch sehr gut auf einer frisch umgepflügten Grasnarbe, wie ich in demselben Jahre erfahren habe... Auch säete sie ein Pachter meiner Gegend mit vielem Glücke auf ein Wickenfeld, dessen ersten Schnitt er grün abgefüttert hatte. Dadurch kann also auch die Braache erspart werden; eine Erfahrung, die mancher Stallfütterungswirth wird zu nutzen wissen... 1805 sah ich mit Vergnügen zu Westmael in der brabantischen Campine ein vielversprechendes Feld mit Rutabaga von meinem Saamen in der schönsten Blüthe. Sie war in die Roggenstoppel gleich den Rüben gesäet worden, und stand auf einem etwas feuchten Sandboden.

Der Versuch wäre noch zu machen, ob das, bey dem Rübenbaue der Brabanter beschriebene, wiederholte scharfe Eggen nicht auch der Rutabaga angemessen seyn dürfte.

Durch die Behandlung als Oelgewächs wurden die Rüben bey mir von Jahr zu Jahr kleiner, so daß sich jetzt wenig Unterschied mehr zwischen ihren und den Wurzeln des Rapses zeiget. Sobald aber der

Stamm

Stamm zum Blumentragen aufschießt, zeigt sich in seiner Struktur, den Schoten und dem Saamen selbst ein merklicher Unterschied. Blüthezeit und Saamenreife fallen um zehn Tage später, als bey dem Rapse.

Der Saame will eben so, wie der von allen andern Oelgewächsen, nach dem Ausdrusche eine Zeitlang auf dem Boden auseinander gebreitet, und täglich getreten, oder mit den Füßen gescharret seyn, damit er nicht schimmlicht werde.

Sommerraps

wird in den Jahren, wo der Winterraps zu Grunde gegangen, ziemlich häufig in Brabant gesäet, doch nur in kleinen Quantitäten. Er ist noch mehr Zufällen unterworfen, als der Winterraps, und fodert ein gutes fettes Land, das nicht Jedermann ihm gerne einräumen wird. Mir selbst ist er nur ein einziges Mal recht geglückt, und zwar in einem der abgewässerten Teiche, wovon ich bey dem Hanfe gesprochen habe. Er war im Jahre 1796 in meiner Abwesenheit gesäet worden. Bey meiner Rückkunft im September war mein erster Gang nach den Entwässerungen. Ich lief unbedachtsam zwischen den Raps hinein, und versank in dem Moraste bis an die Kniee. Kein Winterraps gab je so schönen und häufigen Saamen, als dieser Sommerraps. — Er scheint also mit dem Hanfe in gleichem Falle und für ähnlichen Boden geeignet zu seyn.

Rüb-

Rübsen.

Ich glaube nicht, daß er bey den Belgen viel bekannt ist, und ich selbst habe ihn blos des Versuchs wegen cultivirt. . . Steht der Winterrübsen zu dichte, so ist ihm das scharfe Eggen im Frühjahre sehr vortheilhaft. . . Der Sommerrübsen dient nur dann als Nothhülfe, wenn alle andere Oelgewächse fehl schlagen: daher allen großen Wirthschaften anzurathen ist, stets etwas Sommerraps und Rübsensaamen vorräthig zu haben, um im Nothfalle auf Spekulation, oder doch zum häuslichen Bedarf, etwas davon säen zu können.

Ich ziehe beynahe den Sommerrübsen dem Sommerrapse vor, weil er viel geschwinder reift, und das Feld viel früher als jener verläßt, der gehörigen Wintergetreide-Bestellung daher kein Hinderniß in den Weg legt. 12 — 14 Wochen sind alles, was er von der Einsaat an bis zu seiner Reife bedarf. Er wird dichter als alle andere Oelgewächse gesäet. Wenn er lohnen soll, so muß er fett stehen.

Der Saame aller jener Oelgewächse hält sich, meiner Erfahrung nach, viele Jahre lang recht gut. Bey dem Rapsverpflanzen ist es sogar eine Nothwendigkeit, immer so viel Saamen von der vorjährigen Aerndte vorräthig zu halten, als man zum Besäen der Pflanzschule bedarf, weil die heurige oft zu spät zum Säen der Pflanzen eintrifft.

Der

Der Chinesische Oelrettich

scheint mir, nach dreyjährigen Versuchen, wenigstens in meiner Gegend keine Empfehlung zu verdienen. Er blühet ohne Ende, verspricht Berge, und gebiert Mäuse. Um seines Saamens habhaft zu werden, muß noch erst eine besondere Dreschmaschine erfunden werden. Selbst bey dem stärksten Froste sind die Körner kaum aus den Schoten zu bringen. Unterdessen freuen sich die Schaafe bey dem Strohe, und fressen die nicht entledigten Schoten mit vieler Begierde... Ich säete ihn auch zum Viehfutter, also mitten im Sommer. Die Rüben oder Rettiche waren ansehnlich genug; aber leider schoß der größte Theil in Stängel, und die Rüben verloren dabey ihren ganzen Werth.

Etwas besser schiene mir der weiße oder

Englische Senf,

wenn sein Oel nicht sogar abschmeckend wäre, und die Pflanze sich nicht so gern lagerte, wiewohl ich nicht finde, daß dieses letztere ihr, auf einem von Unkraut freyen Felde, schade. 15 — 16 Wochen reichen zu seiner Reife hin; der Chinesische Oelrettich im Gegentheil erfodert eine Ewigkeit dazu... Die beste Eigenschaft des weißen Senfes ist seine Unempfindlichkeit gegen den Anfall der Insekten, die sich nicht leicht bey ihm zu Gaste laden; dabey ist sein Wuchs schnell genug, um ihn ihrer Gefräßigkeit zu entziehen... So leicht der Saame bey dem Dreschen aus den Hülsen geht,

so

so vermag ihn doch kein Wind herauszureiben; und von dieser Seite ist kein Verlust dabey zu befürchten.

Der Leindotter

ist nur eine Spekulation armer Bauern, die etwas Saamen davon unter ihre Möhren werfen. Das Stroh giebt schöne feine Besen. Die Pflanze verdient durchaus keine Aufmerksamkeit.

Mohn oder Magsaamen.

Nach dem Berichte des Hrn. de Beunier wird in dem Lande von Waes auch Mohn gebauet. Da ich keinen daselbst angetroffen habe, so will ich seine Bauart, so wie er sie beschreibt, hier angeben.

„Man bestimmt dem Mohn ein leichtes nur wenig gedüngtes Land, das im vorhergehenden Jahre Wintergetreide und darauf Stoppelrüben getragen hat... Er wird im März oder April sehr dünne ausgesäet. Um ihn gehörig zu säen, wird ein Theil Saamen mit einem Theile feiner Erde und zwey Theilen Holzasche vermischt. Man rechnet, daß drey Unzen Mohnsaamen auf ein Gemeth zureichen: denn je weiter die Pflanzen von einander stehen, desto besser werden sie. Daher werden bey dem Jäten alle zu dicht stehenden ausgezogen. Zwey Zoll ist die geringste Entfernung, die man ihnen gestattet."

„Der Mohn kömmt gegen die Mitte Augusts zur Reife. Einige schütteln die Köpfe in einen Sack aus;

aus; darauf werden die Stämme ausgezogen, der Sonne ausgesetzt, und später noch einmal ausgeschüttelt. Andere schneiden die Köpfe sogleich ab, und füllen sie in Säcke, um sie darinn an Luft und Sonne nachreifen zu lassen; dann leeren sie die Säcke auf ein ausgebreitetes Tuch aus, und rütteln den Saamen vollends aus den Köpfen."

„Man bauet dreyerley Gattungen von Mohn: eine mit grauem, die andere mit schwarzem Saamen. Beyde haben offene Köpfe. Die dritte Gattung ist geschlossen, und dient blos für die Apotheker, an die er, in Büschel gebunden, unausgedroschen verkauft wird. Der Saame wird zum Theil im Lande geschlagen. Sein Oel ist süß und angenehm. Die gemeinen Leute und die Bäcker bedienen sich desselben statt der Butter, und die Maler zum Auftragen heller Farben. Der größte Theil des Saamens aber wird den Holländern zugeschickt, die damit das gemeine Olivenöl versüßen, und solches nachher für Provenceröl verkaufen."

So weit Hr. de Beunier... In der Gegend von Lille, wo bekanntlich eine große Menge Mohn gebauet wird, ist, so viel ich weiß, die Gattung mit offenen Köpfen gewöhnlich. Die geschlossene bringt, ungeachtet der Dicke ihrer Köpfe, nicht so viel Saamen. — Geht's doch oft bey Menschenköpfen eben so!

Ich halte die früheste Aussaat bey dem Mohne für die vortheilhafteste, selbst, wenn sie schon im

Fe-

Februar geschehen kann. Ich bemerkte stets, daß der Saame, der von dem gefüllten Mohn im Garten ausgefallen war, weit schönere Pflanzen gab, als der, den ich im Frühjahre selbst säete. Ich habe das Reihensäen und Anhäufeln dieser Pflanze sehr vortheilhaft gefunden.

Das Aerndtegeschäft bey dem geschlossenen Mohne ist äußerst einfach. Sicheln und Messer sind dabey überflüssig, und die holzigten spröden Stängel brechen sich über der Erde mit der Hand weit leichter und geschwinder ab, als mit einem Werkzeuge geschehen kann. Sie werden sogleich in Haufen oder Zelten gegen einander aufgestellt. Je größer diese Haufen im Umfange sind, je weniger haben sie von dem Winde zu befürchten. Man umzieht jeden Haufen mit einem Strohseile. Wenn die Köpfe sämmtlich trocken sind, werden sie nach der Scheune gefahren, und gleich dem Getreide gedroschen; nur schlägt man dabey nicht zu hart auf, welches auch überflüssig seyn würde. Man thut wohl, im Anfange etwas Stroh über die Tenne zu breiten, damit der Saame nicht durch den Flegel auf der harten Tenne gequetscht werde. Es wird zuletzt auf der Staubmühle vollkommen rein gemacht.

Bey dem offenen Mohne ist die Sache beschwerlicher, und er kann ohne Verlust nicht anders als auf obgedachte, von Hrn. de Beunier angeführte Weise abgebracht werden. Ich bin aber keineswegs für das Ausziehen der Stämme weder dieses noch des geschlossenen Mohnes: denn die Erde, die zwischen den Wurzeln hängen bleibt, und bey dem Trocknen oder Dre-

schen zu feinem Staube wird, vermischt sich so mit dem Saamen, daß sie nicht anders als durch ein feines Haarsieb wieder davon abzusondern ist. Läßt man den Staub aber unter dem Saamen, so kann man sicher seyn, daß man einen guten Theil Oel weniger erhalten werde. Dieses verbindet sich nämlich mit dem erdigen Staube, so viel dieser nur annehmen will, und ist nicht wieder herauszubringen.

Um die Arbeit des Saamensammelns bey dem offenen Mohne zu erleichtern, ließ ich mir einige 6 Zoll hohe Reifen oder Ringe von Weiden flechten, und einen zwey Fuß langen Sack um jeden befestigen. Da der Sack durch den Reifen offen gehalten wird, und der Sammler ihn vermittelst einer Schnur wie eine Trommel anhängen kann, so befördert dieses die Arbeit ungemein. Ist eine hinlängliche Quantität in dem Sacke, so wird er in einen andern gewöhnlichen Sack ausgeleert. Darauf werden die Stängel ohne Zeitverlust und behutsam abgeschnitten, und auf dem Felde so, wie der geschlossene Mohn, in Haufen aufgerichtet. Sind die Köpfe endlich alle nachgereift, so breitet man ein Tuch ganz nahe am Haufen aus, senkt ihn theilweise und schnell auf das Tuch hinab, und schüttelt die Köpfe vollends aus, oder zerschlägt sie mit einem Stocke.

Der weiße geschlossene Mohn giebt noch etwas weniger Saamen, als der blaurothe; auch giebt er kein schöneres Oel. Der Mohnsaame fodert im Anfange viele Achtsamkeit, und will sehr dünne auseinander liegen, welches, wenn man nicht mit hinreichend großen

und

und guten Böden versehen ist, sehr beschwerlich fällt. Auf einem schlechten Boden muß er nothwendig auf Tüchern ausgebreitet werden, wenn man nicht außerordentlich dabey verlieren will.

Der Mohn ist ohne Zweifel ein sehr schätzbares Produkt, besonders da, wo man das Oel gehörig geschlagen und als Speise-Oel zu einem anständigen Preise anbringen kann. Allein dazu gehört eine besonders dazu bestimmte Mühle oder Presse: denn sonst nimmt es den wilden Geschmack anderer Oele an, die durch dieselbe Presse gegangen sind. Da man aber an wenigen Orten in dem Falle ist, eine eigne Mühle zu finden, auf welcher nichts als feine Oele zubereitet werden, so nimmt man die Zeit wahr, wo der Oelschläger neue härne Säcke nimmt, läßt die Steine und Pressen sorgfältig reinigen, und die ganze Provision nach einander schlagen. Das erste Oel, was durchgeht, wird noch immer einen unangenehmen Beygeschmack haben, giebt aber ein sehr gutes Oel für den Tisch des Gesindes. Man läßt den Saamen zuerst kalt schlagen, und dieses giebt das Speise-Oel; dann wird das Geschlagene erwärmt, und noch einmal auf die Presse gebracht, um das Oel vollends auszudrücken. Dieses letztere wird besonders gefüllt, und für das Gesinde bestimmt.

Obgleich das Mohn-Oel bey der Kälte weder gefriert noch gerinnt, und eine schöne helle Flamme beym Brennen giebt, so halte ich doch seine Anwendung zu diesem Entzwecke für schädlich, weil es die Consistenz des gemeinen Rüb-Oels nicht hat, und sich daher bey

dem Brennen geschwinder verzehrt als dieses. Sein Verdienst besteht also vorzüglich in seinem Geschmacke, und darinn steht es dem Oel-Rettich eben so weit vor, als dieser dem Rüb-Oele. Im Ertrage ist überdem gar keine Vergleichung zwischen beyden Pflanzen zu machen, so daß ich denken muß, daß diejenigen, die den Rettich empfahlen, den Mohn gar nicht gekannt haben müssen.

Hr. Clemens zu S'Heeren-Elderen erhielt im Jahre 1805 dieselben Resultate, die sich bey mir schon vorher ergeben hatten. Er hatte ein Stück von genau zwey berl. Morgen düngen, und die eine Hälfte mit Mohn, die andre aber mit chinesischem Rettich besäen lassen. Dieser wurde den 24sten September, jener den 1sten Oktober eingefahren. Der Mohn wurde sogleich gedroschen, und gab 6, 8 Scheffel; der Rettich gab bey dem Ausdrusche im Winter nur 3, 5 Scheffel Saamen.

Da der Mohn keinem Insekte, weder in seiner Jugend, noch während seiner Blüthe, noch in den Saamen-Köpfen unterworfen, sein Ertrag also beynahe sicher und gleichförmig ist; da er keiner vorhergehenden Braache, keines Verpflanzens bedarf; da er als ein Sommergewächse das Land nicht zu lange einnimmt; da sein Saame, wo nicht einen dritten, doch gewiß einen vierten Theil Oel mehr giebt, als der Rapssaame; und da sein Oel an Güte alle andere Oele des nördlichen Europa übertrifft: so bin ich überzeugt, daß, ungeachtet der Mohn zum Rapse im Saamen-Ertrage nur wie 3

zu

zu 5 steht, daß, sage ich, wenn man eine gewisse Anzahl von Jahren zusammenrechnete, der Mohn allen andern Oelgewächsen den Rang streitig machen, und sie besonders da bey weitem übertreffen würde, wo man ihn zu einem angemessenen Preise, obgleich noch etwas unter seinem wahren Werthe, verkaufen kann.

Schlüßlich muß ich doch noch erinnern, daß auch der Mohn seine Feinde hat, und diese sind die Feld-Mäuse, die ihm, so lange er noch nicht ganz zeitig ist, nachstellen. Diese Gaudiebe beißen nicht selten den Stamm an, wodurch er sich senkt und ihnen einen gemächlichen Zutritt zu den Köpfen gewährt. Ja wenn er in Haufen steht, so schleichen sich die Mäuse dazwischen in die Höhe und fressen die noch nicht trockenen Köpfe an. Da dieses von unten geschieht, so fällt selbst der Saame, den sie nicht verzehren, aus, und geht verloren. Bey völliger Reife ist nichts mehr für den Mohn zu fürchten.

Fünfter Abschnitt.

Verschiedene Handelsgewächse.

Man baut in den Niederlanden sehr viel Hopfen, etwas Toback, und sehr wenig Wau und Krapp.. Ich übergehe den Wau und Toback, deren Cultur ich nicht hinreichend kenne, und den Hopfen, weil er nicht zu der Ackerwirthschaft, sondern zur Gärtnerey gehört. Man kann sich einen Begriff von der Quantität des Hopfens machen, der in den Niederlanden gebauet wird, wenn ich sage, daß aus einem Bezirke von 2 deutschen Meilen im □, der zwischen Alost und Brüssel liegt, im Durchschnitte jährlich drey Milionen Pfund Hopfen nach den holländischen Provinzen verfahren werden. Da nun der Mittelpreis des Hopfens zu 23½ deutschen Gulden für den Zentner steht, so bringt dieser Handelszweig jährlich über 700000 rhein. Gulden ein. Doch wird das Aestchen bald auf seinem Stamme dorren, wenn die Ausfuhr nach Holland einigen Bierbrauern zu Gefallen untersagt bleibt. Hoffentlich aber werden diese Herren den Hopfen mit der Zeit darum nicht wohlfeiler einkaufen. Denn natürlich: was wenig gesucht wird, dessen wird wenig gebaut.

Die Haupt-Niederlage jenes Handels ist in Alost, wo der Hopfen untersucht, der schlechte verworfen, und der gute mit dem Stempel der Stadt versehen wird. Dieses Approbationszeichen vermehrt seinen Werth im Auslande immer um einige Gulden. Hr. von Boe-

der-

derdael, Maire von Alost, versicherte mir, nach einem aus den Registern dieser Stadt genommenen Auszuge, daß im Durchschnitte daselbst 2,200000 Pfund auf diese Weise verifizirt, und jährlich verschickt würden, und daß man noch eine Million Pfund nicht-gestempelten Hopfen annehmen könne, welcher außerdem noch ausgeführt würde, der ungeheuren Consumtion der benachbarten Städte nicht zu gedenken.

Der Hopfen wird 4 Fuß im □ von einander gepflanzt; jede Pflanze erhält nur eine Stange, und wenn jede Stange ein Pfund Hopfen trägt, so ist man mit der Aerndte zufrieden. Das Antwerpische Journal enthielte also hiernach 2500 Stangen, und gäbe im Durchschnitt einen rohen Ertrag von 700 brab. Gulden.. Man erzählte mir in Alost ein Beyspiel, wo die Hopfenärndte von anderthalb Journal für 2800 Gulden verkauft worden war. Jede Stange trug zwar nicht mehr als anderthalb Pfund Hopfen; aber zum besondern Glücke für den Besitzer war er allenthalben mißrathen... Nichts ist so unsicher als der Preis des Hopfens, und oft steigt er von 20 zu 120 Gulden für den Zentner.. Der Hopfen von Poperingen geht allem niederländischen an Güte vor.

Krapp.

Man wird keine vollständige Beschreibung des Krappbaues von mir erwarten. Der zweyjährige Besitz des Landes, den er fodert, macht, daß er in wenige

landwirthschaften paßt. Ueberdem ist er nicht, wie das Oel, ein allgemeines Bedürfniß, kann also nicht überall abgesetzt werden. Wer keine Krapp-Mühle in der Nähe hat, oder die Wurzeln nicht frisch von dem Felde weg verkaufen kann, darf sich damit nicht abgeben. Selbst ohne Zufluß von auswärtigem Dünger, und ohne gehörige Anzahl von Arbeitern, ist dieser Bau im Großen durchaus nicht zu betreiben.. Da dennoch ein oder der andere Leser in der Lage seyn kann, sich damit abzugeben; da dieser Bau in meiner Gegend mit Erfolg betrieben wird, und ich selbst einige Erfahrungen darüber gemacht habe: so will ich die Cultur des Krapps nicht ganz übergehen.

Seeland ist bekanntlich die Gegend, wo man sich am meisten auf den Krapp-Bau legt. Desto weniger geben sich die Belgen damit ab, und auf meinen Reisen kam mir nur ein einziges Stück (es war in den Poldern) davon zu Gesichte.. In meiner Gegend, namentlich bey Mastricht und Hasselt, wird viel Krapp gezogen. Seine Cultur an beyden Orten ist etwas verschieden.

Zu Hasselt, wo ein fetter, etwas feuchter Sandboden ist, werden die Pflanzen auf ganz geebnetem Lande nach der Schnur gepflanzt, und je zwischen vier und vier Reihen ein kleiner Pfad oder Zwischenraum gelassen. Nachdem die Pflanzen völlig angewachsen sind, werden die Zwischenräume mit einem schmalen Spaten ausgegraben, und die ausgegrabene Erde zwischen die Pflanzen eingeschossen. Dadurch entstehen erhöhete

kleine

kleine Beete. . Vor oder nach dem Winter gräbt man die Zwischenräume von neuem aus, und deckt mit der Erde das vergehende Laub des Krapps vollends zu. . Zu Mastricht, wo ein sehr guter Lehm-Boden ist, werden die schmalen Beete vorher mit dem Pfluge angeschossen, und die Pflanzen ohne den Gebrauch einer Schnur darauf eingesetzt. Zu dem Ende pflanzt man nicht in die Länge, sondern in die Breite der Beete. Man gebraucht hier beynahe noch einmal so viel Pflanzen, als zu Hasselt, weil ihrer 6 — 7, an letztgenanntem Orte aber nur 4 in die Breite eines Beetes fallen. Dagegen werden bey dieser Methode die abgehenden Pflanzen durch andere ersetzt, bey jener aber nicht. Auch hat das erste Ausgraben der Zwischenräume bey der Mastrichter Methode nicht statt. Zu Mastricht wird das Land mit dem Pfluge zur Aufnahme des Krapps vorbereitet: zu Hasselt geschieht dieses oft mit dem Spaten; doch sind viele Pflanzer für den Pflug, weil sie behaupten, daß eben die Leichtigkeit, einzudringen, welche die Krappwurzeln auf einem rigolten Boden finden, die Ursache sey, daß sie zwar länger, aber weniger dick würden, als die, welche durch die Härte des Untergrundes zurückgestoßen werden. Je dicker und holzigter aber die Wurzel, und vorzüglich der Hals der Krone ist, um desto mehr und besseres Krapp-Mehl erhält man.

Ich übergehe alle andern Handgriffe gedachter Methoden, die bekannt genug sind, um mich etwas länger bey den Verbesserungen aufhalten zu können, die ich

bey der Cultur des Krapps angebracht zu haben glaube. Ich fand bey den hier zu Lande gewöhnlichen Methoden, 1) daß die Wurzeln der Pflanzen, die auf die Mitte der Beete fallen, denen, die sich zu beyden Seiten auf den Kanten befinden, an Schönheit nicht gleich kommen. Ich fand 2) die Unannehmlichkeit des Nachpflanzens bey der Cultur in 4 Reihen. Diese wird zwar bey der mehrzeiligten vermieden; dafür aber werden die Wurzeln auch um so viel dünner, wenn die Pflanzen alle anschlagen. Es mißfiel mir 3) die langwierige Arbeit des Jätens und Krappens, welches letztere, wegen der vielen in einander laufenden Pflanzen, mit großer Vorsicht, knieend, und mit Hacken, die nicht breiter als drittehalb Zoll seyn dürfen, geschehen muß. 4) Das Ausstechen der Zwischenräume im Sommer, 5) das zweyte Ausstechen und Ueberdecken der Beete im Winter, und 6) das überaus kostbare und alle Geduld ermüdende Ausgraben der Wurzeln bey der Aerndte, konnten mir eben so wenig gefallen. Hr. Gadiot in Mastricht, der alle Jahre 20 Bunder jungen Krapp einlegt, folglich auch alle Jahre so viel alten einärndtet, sagte mir, daß die Unkosten des Ausgrabens und Sammelns von jedem Bunder ihm auf 80 Laubthaler zu stehen komme.

Nach allen diesen Betrachtungen schien es mir, daß der Krappbau noch mancher Verbesserung fähig sey, und daß schon viel gewonnen seyn würde, wenn die Anbringung solcher Verbesserungen auch weiter nichts als die Verminderung jener beträchtlichen Kosten bewirkte.. Ich machte daher in dem Jahre 1802 auf

einem

einem Feldstücke von zwey Morgen folgende Versuche. Ein Theil wurde nach der Methode von Hasselt, der andere nach der von Mastricht behandelt; der dritte wurde in einzelnen, auch doppelten Reihen, auf welchen die Setzlinge sehr dicht neben einander kamen, gepflanzt. Da aber diese dritte Methode mir am schlechtesten lohnte, so will ich mich bey derselben nicht weiter aufhalten, und zur Beschreibung der bessern übergehen.

Nachdem das Feld seine letzte Pflugart erhalten, und gleichgeeggt war, ließ ich es auf Hohlfuhren setzen. Jede Hohlfuhre hatte mit ihrer Vertiefung oder Rigole 20 Zoll in der Breite. Diese Hohlfuhren werden entweder mit dem Doppelstreichbretts-Pfluge, oder besser noch mit dem Stelzenpfluge angefertiget; es gehört aber ein geschickter Pflüger dazu, um lauter gerade und parallellaufende Linien zu ziehen, indem kein Pferd dabey in der Furche gehen darf. . . Auf die Hügel der Hohlfuhren wurde gepflanzt. Ein erwachsener Knabe sticht mit einem kleinen Spaten eine Grube aus, und ein Arbeiter pflanzt knieend in jede einen Strauß von 6 Pflanzen, die er mit der einen Hand zusammenfaßt, indem er mit der andern die Erde, die ihm der Knabe mit dem Spaten aus der folgenden Grube zukommen läßt, um die Wurzeln ordnet und etwas andrückt. Jeder, der sich ein wenig auf das Pflanzen der Gewächse mit zartem Gewürzel versteht, weiß, daß man nicht unmittelbar um den Stamm der Pflanze her, sondern in einer kleinen Entfernung davon, die Erde andrücken darf; eben so fodern es auch die zarten, so eben erst ausgetrie-

benen

benen Wurzeln der Krappsetzlinge.. Ich lernte den Gebrauch des Pflanzstockes zum Rapse zu spät kennen, um ihn anzuwenden, glaube aber zuversichtlich, daß er mit dem besten Erfolge bey jetzt beschriebener Methode statt des Spatens auch bey dem Krappe anzuwenden seyn, und dadurch ein starkes Drittel der Pflanzungskosten wegfallen würde.

Ich bemerke noch, daß die Krapp-Pflanzen tief in der Erde stehen wollen, und daß die Büsche 7 bis 8 Zoll in den Reihen von einander kommen. Die Wurzeln der Setzlinge werden in einem Breye von feiner Erde und Wasser angeschlemmt, und die Köpfe der Pflanzen, wenn sie lang sind, etwas abgekürzt. Es muß überhaupt bey dem Krapp-Pflanzen an Ausziehern, Anschlemmern, Zuträgern, kleinen Körben und einem wackern Aufseher nicht fehlen.

Es wurde weder nachgepflanzt noch gejätet, sondern mit den im ersten Bande dieses Werkes beschriebenen Krappern behackt, wobey ein Mann mehr Arbeit vollbrachte, als zwey bey den andern Methoden, den Krapp zu pflanzen. Die Zwischenräume der Linien wurden mit dem Schaufelpfluge gereiniget.. Später wurden die Pflanzen mit dem doppelten Streichbrettspfluge angehäufelt, und vor Winters mit eben diesem Werkzeuge bedeckt. Im folgenden Frühjahre wurden die Zwischenräume zu dritten Male mit dem Pfluge ausgefahren.. Das Häufeln und Decken geschah auf eine so vollkommene Weise, daß es ihr kein Spaten gleich thun kann... Die Kraft dieser also behandelten Pflan-

zen

zen war gegen die der daneben stehenden, nach gewöhnlicher Art cultivirten so ausgezeichnet, daß sie auch von dem ungeübtesten Auge anerkannt und bewundert wurde. . . Das Ausgraben dieses Theiles geschah mit dem Pfluge, das der Uebrigen mit dem Spaten.

Wenn das einzelne Reihenpflanzen keinen andern Vortheil hätte, als den, daß es das Auspflügen der Wurzeln zuläßt, welches bey den andern Methoden nicht anwendbar ist, so wäre es schon völlig hinreichend, jener Pflanzungsart den Vorzug vor den beyden andern zu geben, wie wir sogleich bey Berechnung der Unkosten sehen werden. Hier fragt sich nur, ob bey diesem Auspflügen kein Verlust an der Wurzel-Aerndte entstehe. Denn es scheint unmöglich, und so schien es auch mir, daß der Pflug es dem Spaten bey einer solchen Arbeit an Güte gleich thun könne. . Er that es aber. Ja noch mehr: ich bezeuge auf Ehre und Gewissen, daß er es, nach meiner und aller Zuschauer Ueberzeugung und nach genauer Untersuchung, dem Spaten, so wie man diesen bey den übrigen Methoden anzuwenden pflegt, noch darinn zuvor that, daß er die Wurzeln weniger zerstückelte und sie in ihrer ganzen Länge hervorbrachte. Allen Enthusiasmus bey Seite gesetzt, konnte ich dießmal eine wohlverdiente Blumenschleife um die Stürze meines Pfluges winden.

Das Auspflügen geschah mit drey neben einander gespannten Pferden. Der Pflug wird so tief angesetzt, als das Gespann ihn zu ziehen vermag. Es dürfen keine raschen Pferde, aber auch keine Schind-Mähren

zu

zu dieser Arbeit gebraucht werden. Ist der Boden von Natur nicht allzu schwer, so kann jede Reihe in zwey Schnitten ausgepflügt werden, wovon der erstere, etwas breitere die Rigole oder den Zwischenraum wegschafft, und der andere die Pflanzen selbst aushebt und umlegt. Zwölf Mann stehen längst der Furche, und heben mit der Forke die umgelegten Wurzeln aus der Erde, und 12 Frauen oder junge Leute sammeln die Wurzeln auf. Die Pferde-Arbeit währt drey Stunden des Morgens und 3 des Nachmittags; und in dieser Zeit pflügen sie 120 hiesige Ruthen, etwas über einen Morgen, aus. Da aber das Tagewerk der Menschen in dieser Jahreszeit von 8 Stunden ist, so bleiben zwey Stunden daran übrig, die gerade zur Abräumung des Laubes auf gedachtem Felde erfodert werden.

Das Tagelohn der Männer zu 20 Xr., das der jungen Leute zu 15 gerechnet, kömmt die Handarbeit bey dem Auspflügen auf 7 Gulden; die Gespannarbeit zu 50 Xr. fürs Pferd, den Knecht inbegriffen, beträgt 2 Fl. 30 Xr.: also alle auf einen Morgen fallende Unkosten 9 Fl. 50 Xr., statt daß das Ausgraben nach Hrn. Gadiot 60 Fl. kostet, und bey mir noch etwas mehr gekostet hat. Wenn ich also auch weder die Ersparung des Jätens, noch das schnellere Behakken, noch die Unterlassung des Bedeckens mit dem Spaten (welche Vortheile durch die größere Quantität von Setzlingen und die vergrößerte Arbeit bey dem Pflanzen zum Theil wieder aufgehoben werden), nicht in Anschlag bringe: so ist der Vortheil von 50 Gulden, die

durch

das Auspflügen erspart werden, doch so beträchtlich, daß er für sich allein schon aller Achtung werth ist.

Allein es ist nicht der einzige Gesichtspunkt, unter welchem die Methode, den Krapp in einzelnen, isolirten Sträuchern zu pflanzen, sich empfiehlt. Die Güte des Krapps hängt, wie ich schon gesagt habe, weder von der Länge, noch von der Vielheit der Wurzeln ab, sondern von ihrer Dicke, und hauptsächlich von der Stärke des Halses; und in diesem Betrachte darf ich sagen, daß kein auf die gewöhnliche Art gepflanzter Krapp dem angeführten beykömmt, so wie er auch an Quantität der Wurzeln keinem auf andere Art erzeugten nachgiebt. Auch im trocknen Zustande und zu Pulver gemahlen, übertrifft er jeden auf eine andere Weise gewonnenen Krapp sowohl an Menge als an Güte.

Ob, und wie weit, und unter welchen Umständen der Krappbau vortheilhaft sey: dieß zu beantworten, würde eine eigene Abhandlung nothwendig seyn, die aber nicht hieher gehört.. Landwirthe, die sich damit im Großen abgeben wollen, thun wohl, den Anfang dazu mit einer Pflanzschule zu machen, weil eine große Quantität von Setzlingen zu einer bedeutenden Krapp-Pflanzung erfodert wird. Es werden zwischen 40 und 80 tausend, je nachdem man sie pflanzt, auf einen Morgen fallen; und diese werden, wenn man sie kaufen muß, auf 2 bis 3 Karoline zu stehen kommen. Die Pflanzschule muß auf einem lockern, etwas feuchten, guten, aber nicht zu fetten Boden angelegt werden. Die stärksten Sprossen haben die wenigsten Wurzeln,

und

und oft gar keine; und auf festem spröden Boden brechen sie beym Ausziehen leicht oberhalb der Wurzel ab. Die bestbewurzelten Pflanzen, die ich jemals zog, hatte ich in einem abgewässerten Fischteiche gewonnen. Die von mir angeführte Methode, den Krapp in Büschen zu pflanzen, taugt durchaus nicht für eine Pflanzschule, weil die zusammengedrängten Pflanzen sich so mit ihren Wurzeln in einander verschlingen, daß sie nicht auszuziehen sind, sondern oberhalb der Wurzel abbrechen... Ob, und in wie weit das Pflanzenausziehen einem Krappfelde nachtheilig sey, kann ich nicht entscheiden.

Achte Abtheilung.

Viehzucht und Dünger.

Ehe ich zur Auseinandersetzung dieses, in jeder, vorzüglich aber in der belgischen Wirthschaft wichtigen Artikels schreite, und mir einige Bemerkungen darüber erlaube, ist es nöthig, zu erinnern, daß in dieser ganzen Abtheilung von keiner eigentlichen Viehwirthschaft die Rede seyn wird.

Unter Viehwirthschaft verstehe ich eine solche, wo die Viehzucht oder Mastung das Hauptwerk, die Körner- oder Frucht-Erzeugung aber die Nebensache ausmacht. Dergleichen Viehwirthschaften findet man in dem westlichen Theile von Flandern und der Provinz Limburg. Erstere Gegend habe ich nicht bereist, und in letzterer keine der Wirthschaften untersucht. Da in solchen, zum Weidegange vorzüglich geeigneten Gegenden die Pächter einen ansehnlich höheren Pacht-Zins bezahlen, als in den daran stoßenden Getreideländern: so folgt daraus, daß die Viehzucht daselbst, auch ohne Rücksicht auf den davon hervorgehenden Dünger, nicht allein einen reinen, sondern vielleicht auch einen größeren Vortheil abwirft, als es die Körnererzielung in reinen Ackerwirthschaften thut.

Ich sagte vielleicht: denn ein Viehzüchter oder Viehmäster hat weit mehr Muße und Gelegenheit, sich mit Nebensachen, mit Handel und Gewerbe abzugeben, als ein Ackerwirth; daher auch die Provinz Limburg ihren Wohlstand eben so sehr den unzähligen Woll-Spinnern und Webern, womit alle Dörfer angefüllt sind, als ihrer Viehzucht zu verdanken hat.

Unter einer reinen Ackerwirthschaft, welche ich in diesem ganzen Werke ausschließlich vor Augen habe, verstehe ich eine solche, wo Vieh und Korn in Bezug auf die Viehwirthschaft gerade im umgekehrten Verhältnisse stehen; wo also die Fruchterzeugung den Haupt-, die Viehzucht aber den Neben-Gegenstand ausmacht. Bey einer Ackerwirthschaft würde man kein Nutzvieh unterhalten, wenn es nicht theils die unbedingte Nothwendigkeit, sich düngende Mittel zu verschaffen, theils der Bedarf der Haushaltung, theils die Benutzung verschiedener, ohne das verlorner Hülfsquellen (wie Gemein-Triften, nicht wohl zu bearbeitende grüne Plätze, Abfall von Feld, Garten und Küche), oder besondere Localitäten und Umstände es erheischten.

Daß endlich bey der Viehzucht in den uns vor Augen schwebenden Ackerwirthschaften von keinem Zuflusse von Brantwein- oder Stärke-Spühlicht und dergleichen die Rede sey, versteht sich, da wir von der Regel und nicht von den Ausnahmen zu handeln haben, wohl von selbst.

Erster

Erster Abschnitt.

Verhältniß der Viehzucht zum Ackerbaue.

Die meisten, und vielleicht alle gehörig rechnenden, landwirthschaftlichen Schriftsteller *), mit denen auch meine wenigen und geringen Erfahrungen zusammentreffen, behaupten, daß die Viehzucht in den eigentlichen Acker-Wirthschaften wenig oder gar keinen reinen Gewinn abwerfe, sondern vielmehr, wenn der davon kommende Dünger nicht in Anschlag gebracht würde, offenbaren Schaden bringe; daß sich also ein Wirth viel besser dabey stehen würde, wenn er kein Vieh halten dürfte, in so ferne er keines Düngers benöthiget wäre, oder wenn er diesen mit geringen Kosten, z. B. durch Umtausch gegen Stroh und Spreu, haben könnte.

Ich für meinen Theil bin überzeugt, daß derjenige ein ganzer Landwirth sey, der nach gemachter (aber nicht ohne Wirth gemachter) Rechnung sagen kann: Ich habe den Dünger von meinem Viehe umsonst. So glücklich bin ich leider bis auf diese Stunde mit meiner Rechnung noch nicht gewesen.

*) Unter solchen verstehe ich nur diejenigen, die den Ackerbau praktisch treiben, oder lange genug getrieben haben: denn die Stuben-Arendatoren, die sich blos mit Theorieen und Chimären abgeben, kommen bey dem Ackerbaue in keinen Betracht.

Obige Aeußerung steht mit der Aussage aller gewöhnlichen Landwirthe oder Bauern in einem seltenen Contraste. Denn hören wir auf sie, so heißt es nicht anders, als: „Ey! Wenn wir's aus unserm Viehstande nicht machten, woher sollten wir die Pacht zahlen? Denn außer etwas Waizen und Gerste haben wir selten was zu verkaufen. Der Roggen wird meist von den Leuten und der Hafer von den Pferden in der Wirthschaft aufgezehrt. Woher sollten wir's also nehmen, wenn nicht die blanken Thaler für ein junges Pferd, eine Kuh, ein fettes Rind, ein Zucht-Kalb, ein Rutel Schweine, ein Dutzend ausgemerzte Schafe oder ihre Wolle herbeykämen?" — Gut, Freunde! aber was kosten sie euch? — „Sehr wenig," ist die Antwort: „denn das läuft nur so mit, wächst einem zu, und füttert sich unter der Hand."

Das ist nun einer der Irrthümer, in welche alle diejenigen nothwendig verfallen, die nicht an jedem Tage aufzeichnen, und nicht genau und strenge rechnen. Wenn ich mir daher zuweilen die Mühe nahm, eine oder die andere gute Wirthin meiner Gegend über die Einnahme und Ausgabe ihrer Molkerey und Viehzucht abzuhören, und ihre Aussagen zu protokoliren, so fand sich immer noch vor dem Schlusse, daß man mich bat, einzuhalten. „Denn," sagten sie, „wenn wir alles so genau nehmen wollten, so müßte uns angst und bange werden; wir wollen also lieber nicht zählen."

O glücklicher Irrthum, den ich nicht gerne einem Bauer benehmen möchte! Denn wie leicht könnte ein

Mann

Mann, der das nöthige und gerechte Verhältniß zwischen Viehstand und Acker nicht abzuwägen weiß, und dabey nicht gern einen Groschen zum Ankaufe düngender Mittel ausgiebt, wie leicht, sage ich, könnte dieser den gehörigen Düngerbedarf verfehlen, und damit seine ganze Wirthschaft zu Grunde richten! Muß aber durchaus in diesem Stücke gesündiget werden, so ist es besser, daß es durch ein zu viel als ein zu wenig geschehe. Daher man auch, ungeachtet des direkten Nachtheils, den der Viehstand nach sich zieht, doch immer bemerken wird, daß diejenigen Pächter die besten Geschäfte treiben, die verhältnißmäßig das meiste Vieh ernähren; welcher Fortgang darum nicht aus dem Absatze des Viehes, und der davon fallenden verkäuflichen Produkte, sondern von der, durch die Menge des von eben diesem zahlreichen Viehstand gewonnenen Düngers, erhöheten Kraft des Ackers herrührt... So groß nämlich, so unschätzbar ist der animalische Dünger, daß er beynahe zu keinem Preise zu theuer angeschafft werden kann.

Dieses mag denn auch wohl so viele gelehrte Ackerbau-Sozietäten und Sozietäts-Mitglieder bewogen haben, eine überspannte Viehzucht zu predigen. Der vierte Theil aller Acker muß in ihrem Systeme zu künstlichen Wiesen, Weiden und Aengern niedergelegt, und ein anderes Viertheil mit Möhren, Kartoffeln, Topinambours (Erdäpfeln, Helianthus tuberosus L.), Runkeln, vorzüglich aber mit Turneps besäet werden: denn wie in aller Welt kann der ein Landwirth seyn, der keinen be-

behackten Turneps hat? Zwey Jahre nach einander Halmfrüchte, ist ein unverzeihliches Verbrechen! — So lange aber diese Herren nicht den unmittelbaren Nutzen erwiesen haben, der aus dem Viehe herfließt; so lange der Pachter von diesen Braachfruchtfeldern denselben Zins und dieselben Abgaben zu entrichten hat, als von seinen Getreidefeldern: so lange werden sie wohl tauben Ohren predigen.

Wenn z. B. eine übrigens patriotisch gesinnte, für den Fortgang der Künste und des Ackerbaues sehr thätige Gesellschaft vor einigen Jahren einen Preis von 600 Franken für denjenigen aussetzte, der in einer Gegend, wo bis dahin der Möhrenbau auf freyem Felde im Großen nicht üblich war, die meisten Möhren (eben so mit der Rutabaga), doch nicht weniger als auf einigen Hektaren, gebauet hätte: so war ohne Zweifel dabey ihre Absicht, den Bau dieser Gewächse in jenen Gegenden in Aufnahme zu bringen, und dadurch die Viehzucht zu befördern. — Aber wurde dieser Zweck erreicht? Konnte er es werden? War es zu wünschen, daß er's ohne Einschränkung werden möchte? —

Die Lockspeise von 600 Franken konnte leicht einige einzelne Landwirthe verleiten, einen halben Zentner Möhrensaamen über ihr Getreide- und Braach-Feld für einmal herzusäen; und paßte auch ihre Anwendung nicht in ihre Wirthschaft, so paßten doch die 600 Franken dahin. Uebrigens waren die Wurzeln noch immer des Aufnehmens, und mit Einschluß der Prämie aller Ehren werth. . Aber ich frage: Welchen

chen nützlichen und wirksamen Eindruck konnte dieses Culturbeyspiel wohl auf die Nachbaren machen? Denn späterhin waren keine 600 Franken mehr extra dabey zu verdienen; und mehr Wurzelwerk zu ziehen, als man bedarf, mehr als man Vieh halten kann, und hauptsächlich mehr, als dieses letztere wieder baar vergütet: das ist nun so eine Sache, die sich mit der Praktik nicht leicht verträgt, und höchstens für einen gentlemans farmer paßt.

Solche Prämien sind also für den Fortgang des Ackerbaues verloren, und zwar darum, weil sie nur einzelne Bruchstücke ohne Rücksicht und Beziehung auf die ganze Wirthschaft beabsichtigen. Was helfen alle diese schönen glänzenden Räder, wenn sie nicht in die Maschine passen? Es sind höchstens Schaustücke, die der Bewunderung der Layen ausgesetzt werden, damit man doch etwas gethan zu haben scheine. Res admirandae magis quam imitandae!

Man wird einwenden: Ob das Vieh nicht die Basis von der ganzen Wirthschaft sey? Ob man zu viel Dünger haben könne? Ob es also nicht an dem Wohl des Ganzen arbeiten heiße, wenn man die Vermehrung des Viehstandes durch die Vermehrung der Nahrungsmittel zu befördern sucht? —

Nicht ganz, meine Herren! Man kann auch des Guten zu viel thun. Man wirft sein Geld nur weg, wenn man die Fundamente größer anlegt, als es das Gebäude erfodert, oder mehr Materialien sammelt,

als man zu seiner Ausführung bedarf. Man erinnere sich nur, daß das Vieh des Ackers wegen, und nicht der Acker des Viehes wegen da ist; und die ganze Sache ist entschieden!

Die Vermehrung und Veredlung des Viehes ist ohne Zweifel ein äußerst wichtiger, nützlicher und nothwendiger Zweig der Landwirthschaft: man muß aber, wie Hr. Vernimmen, Secretair der Société d'émulation des Departements der beyden Nethen, sagt, nicht in die Illusion gerathen, zu glauben, daß diese Vermehrung und Veredlung mit dem eigentlichen Ackerbaue einer Gegend stets auf derselben Höhe stehen müsse; noch weniger, daß jene Vermehrung und Veredlung der Maaßstab sey, an welchem man den Grad der Vervollkommnung der Cultur selbst abmessen müsse. Besondere Umstände und Localitäten bestimmen die Sache oft anders; und so, wie sich zwey Extreme gemeiniglich berühren, und ohngefähr gleiche, es sey gute oder böse, Wirkung hervorbringen: so kann eine sehr große Vermehrung des Viehstandes, und selbst die allzu scharf gesuchte Veredlung und Vorliebe bey gewissen Racen eben so gut die Frucht der vernachlässigtsten, als der sorgfältigsten Agricultur seyn.

In jenem Falle reichen sich die größere Ausdehnung der Arbeit, der Bevölkerung, des Absatzes, der Hülfsmittel, ganz natürlich einander die Hände; und indem sie die Erforderniß des Zug- und die Nützlichkeit des andern Viehes vergrößern, nöthigen, reizen und begünstigen sie den Landwirth, auf die Vermehrung, und mit-

mit-unter auch auf die Veredlung seines Viehstandes zu denken. Da nun ein solcher, ohne Zwang, ohne nachtheilige Aufopferung vermehrte Viehstand zugleich eine größere Menge düngender Substanzen zum Dienste des Ackers hervorbringt, oder zu seiner besseren Bestellung mehr Arbeitshülfe leistet, so befördert er unverkennbar auf diesem doppelten Wege seines mittel- und unmittelbaren Nutzens die allgemeine Wohlfahrt. . Warum? Weil er alsdann nicht aus dem gerechten Verhältnisse, weder des Getreidebaues, noch der ganzen Wirthschaft, heraustritt. Tritt er aber auch hier je aus diesen Schranken, so kann er wohl, bey günstiger Zeit und Umständen, das Privatwohl einiger Viehzüchter, aber nie das allgemeine Wohl befördern; und zwar darum, weil es nicht anders, als durch die Hintansetzung oder Ausschließung anderer, nicht weniger nützlichen und zum ersten Bedürfniß der Menschen nothwendigen Zweige des Ackerbaues geschehen kann. So was heißt dann recht von einer Seite das schon existirende Gute zerstören, um von der andern wieder aufzubauen: eine Sottise, von welcher unser Zeitalter in mancher Rücksicht Lehrgeld gegeben hat!

In dem andern Falle, das ist, wo die Vermehrung des Viehstandes bey der allernachlässigsten Cultur Statt findet, geschieht es entweder, weil die Ausdehnung des Ackergeschäftes allzu groß für den ist, der es betreiben soll, oder aus Mangel an Fleiß, Industrie und gutem Willen, oder wegen passiver und aktiver Servitute, lächerlicher Pachtbedingnisse, und schänd-

lichen Nomaden-Wesens, welche einen großen Theil der Landwirthe zwingen, eine große Zahl ihrer Aecker wechselsweise unangebaut liegen zu lassen. Bey solchen Umständen greift dann die träge oder unglückliche Hand nach einer Stütze, die sie auch nicht selten zur Aufrechthaltung darinn findet, jene arabischen Wüsteneyen mit so viel Vieh zu besetzen, als sie im Stande sind zu nähren.. Wer sieht aber nicht ein, daß, bey solchen Fällen auf eine noch größere Vermehrung dringen zu wollen, eben so viel heißt, als den glimmenden Tocht der guten Ceres gänzlich auslöschen!

Nach alle diesem überlasse ich es denen, welche die Sache angeht, zur Beherzigung, ob es nicht zweckmäßiger sey (wenn durchaus Prämien für Möhren, Turneps und dergleichen ausgesetzt werden sollen), die verbesserte, erleichterte, mit weniger Kosten verbundene Cultur solcher Gewächse, ihre bestmöglichste Anwendung bey dem Viehe, und die genauesten Berechnungen ihres direkten und indirekten Nutzens bekannt zu machen, als ihre unbedingte und überspannte Ansäung, und zwar ohne Rücksicht auf das Ganze einer Wirthschaft, durch Prämien zu empfehlen. Ich frage, ob dieses letztere nicht eher dazu geeignet sey, davon abzuschrecken, als dazu zu ermuntern.

Doch sollten wir dem Viehe zu gefallen nicht unsern Körnerbau einschränken können? Weihen nicht die Engländer z. B. die Hälfte ihrer Aecker dem Viehe? Thun es nicht alle Wechselwirthe im strengen Verstande dieses Wortes?

Er-

Erstere thun es wohl, aber bey weitem nicht alle und nicht überall. Sie thun es dann und da, wann und wo besondere Umstände mit Recht dazu einladen. Ein steriler Boden, der eine außerordentliche Düngermasse, welche ohne Stallfütterung nicht herbeyzuschaffen ist, erfodert, der Abgang an natürlichem Graswuchse, die Nachbarschaft großer Gewerb-Städte, der hohe Preis der Fett-Waaren, die durch das Vieh erleichterte Produkten-Versilberung in entfernten Gegenden, da man leichter eine Heerde, die selbst geht, fortbringt, als eine zehnmal so schwere Frucht, die gefahren werden muß, und viele dergleichen Localitäten können den Britten in manchen Provinzen bewegen, dem Viehe mehr Rechte auf den Acker zu gönnen, als ihm eigentlich zukommen. Dabey aber sind doch eben jene Wirthe (wenigstens der denkende Theil unter denselben) überzeugt, daß das Vieh auch bey ihnen, ungeachtet der höhern Fett- und Fleisch-Preise, keinen direkten reinen Nutzen abwerfe, und daß es, wie z. B. Arthur Young sagt, eine Thorheit sey, eine Kuh im Winter mit etwas anderm als Stroh und Spreu auszufüttern, so lange das Pfund Butter nicht zwey Schillinge gelte.

Das System der strengen Wechselwirthschaft geht freylich, seiner Natur gemäß, auf die Vermehrung des Viehstandes: denn zu etwas muß doch die ungeheure Quantität Futter verwendet werden. Aber eben dieses beweist weit mehr gegen gedachtes System, als gegen mein Argument, es sey denn (und damit wird es wohl noch gute Weile haben), daß der direkte aus der

Vieh-

Viehzucht hervorgehende befriedigende Nutzen erprobt und außer Zweifel gesetzt werde. Von zwey Jahren immer eins einbüßen, das ist ein herbes Opfer; und die Fruchtfolge einer solchen Wirthschaft muß sichtbare Wunder wirken, wenn sie jemanden dazu bewegen soll. Ich sage die Fruchtfolge: denn das plus des Düngers, worauf man sich dabey steift, zerfällt, weil wir es auch bey einer andern Wirthschaftsart zureichend auf einem andern Wege durch ein weit geringeres Opfer erhalten können, wie z. B. bey einer vernünftigen mit Stallfütterung verbundenen Dreyfelderwirthschaft.

Eine strenge Wechselwirthschaft, worunter ich 1) Wurzelwerk, 2) Sommerkorn, 3) Futterkraut, 4) Winterkorn verstehe, und eine strenge Dreyfelderwirthschaft, die 1) Braache oder Braachfrucht, 2) Winterkorn, 3) Sommerkorn hat, schienen mir von jeher die zwey Extreme; und ob ich gleich für meinen Theil für ersteres incliniren könnte, wenn zum Unglücke durchaus ein Extrem müßte ergriffen werden, so bleibe ich doch überzeugt, daß, wenn eins von beyden Systemen allgemein müßte eingeführt werden (eine Supposition, die zum Glücke etwas absurd ist), der Dreyfelderwirthschaft in einem gehörig bevölkerten Lande durchaus der Vorzug gebühre.

„Die Stallfütterungswirthschaft, sagt Hr. Thaer, „fordert im Durchschnitte, so wie die Wechselwirth„schaft, daß die Hälfte des Ackers für das Vieh be„stimmt sey, wenn die andere Hälfte Früchte zum Ver„kaufe und für die Menschen liefert. Wenigstens geht

„man

„man auf Mittelboden ohne diese Verhältnisse im An„fange nicht sicher. Auf reichem Marschboden, wo „man weniger Dünger braucht, kann $\frac{1}{4}$, auf tiefem „mergelartigem Boden $\frac{1}{3}$ oder $\frac{2}{5}$ hinreichend seyn. So„bald aber der Boden nicht von diesen vorzüglichen Ar„ten ist, und nur durch Düngung zu reichen Aerndten „getrieben werden kann, so bestimme man die Hälfte „zum Futterbaue, um erst das Land mittelst des größe„ren Viehstapels in volle Kraft zu setzen."

Diese letzte Bodenart ist unstreitig die herrschende in den niederländischen Distrikten, die ich untersucht habe. Wenn sich also irgendwo die Güte des belgischen Ackersystems vor allen andern auszeichnet, so ist es in diesem Stücke, da es nicht allein zureicht, einen überzähligen Viehstapel ohne alle Schmälerung des Getreidebaues zu unterhalten, und dadurch einer sehr starken Bevölkerung den hinreichenden Unterhalt an Fleisch, Brodt, Kleidungsmaterial und verschiedenen Handelsgewächsen zu verschaffen, sondern auch noch seine Nachbaren zum Theil damit zu versehen: eine Sache, deren sich keine Gegend, wo eine andere Wirthschaftsmethode Statt hat, wird rühmen können.

Der Fall also, den Bergen besorgt, daß eine übermäßige Population den Viehstand verdrängen möchte, kann wohl, und muß bey der gewöhnlichen Dreyfelderwirthschaft eintreffen; aber er findet bey der belgischen durchaus nicht Statt, vielmehr ist die große Population der Niederlande gerade die Quelle ihrer sehr starken Viehzucht.

Man

Man rechnet, wie ich schon im ersten Bande gesagt habe, in den gutcultivirten Distrikten Brabants ein Stück Hornvieh auf jedes Bunder Ackerland. Ein Farmer also von 12 Bunder hat auch 12 Kühe, zu deren Unterhalt er nicht, wie der strenge Wechselwirth, 6, sondern nur zwey Bunder zum Futterbaue aussetzt. Rüben und Möhren, woran es bey der belgischen Wirthschaft eben so wenig als bey der englischen fehlt, finden sich bey jener als eine wahre Zugabe, für die kein Pacht-Zins entrichtet, keine Landessteuer bezahlt wird, indem sie auf einem Acker erzielt werden, der schon in demselben Jahre seine Aerndte zum Behufe der Menschen abgeliefert hat.

Wenn daher irgendwo in der Welt das Vieh im Stande ist, einen reinen Ertrag zu gewähren, so ist es sicher bey den Belgen. Vielleicht sind wir im Stande, solches im folgenden Abschnitte auszumitteln. Sollte es aber auch da nicht gelingen, so bleibt doch mathematisch richtig, daß der Belge durch sein Ackersystem derjenige Landwirth ist, der sich die höchstmögliche Menge Dünger mit dem wenigstmöglichen Kosten-Aufwande zu verschaffen weiß. Und dieses ist der wahre Stein der Weisen in der Landwirthschaft: für den Klugen eine Quelle, sich zu bereichern; und selbst für den Nachlässigen eine hinreichende Stütze, um nicht über den Haufen zu fallen.

Noch könnten einige unter den Dreyfelderwirthen verleitet werden, die Niederlegung des sechsten Theils aller Aecker zu Klee sehr stark zu finden, und sich des-

halb

halb nicht zu wundern, wenn der Belge dabey eine weit größere Zahl von Hornvieh ernährt als sie, die dem Klee nur den zwölften oder höchstens den neunten Theil ihrer Aecker einräumen. Diese Bedenklichkeit schwindet aber, wenn sie erwägen wollen, daß die, jedem Pachthofe in den Niederlanden angehörigen Wiesen und Weiden in keinem Verhältnisse mit denjenigen stehen, deren sich die Wirthschaften in andern Gegenden zu erfreuen haben. Weiden fand ich in den von mir bereisten Distrikten, Voorde ausgenommen, gar nicht, und der mit jedem Farm verbundenen Wiesen nur so viel, als sie kümmerlich zur Erhaltung der Pferde im Winter bedürfen. Daher sagt Hr. Man mit Recht: „Es ist eine unbe„zweifelte Thatsache, daß eine große Anzahl von nie„derländischen Landwirthen ihren Acker bauet, ohne ei„nen Fußbreit Wiesen zu besitzen." *) „In der Ge„gend von Brügge," sagt eben gedachter Verfasser, „vertreten Klee, Rüben, Möhren, Pastinaken und „Kartoffeln die Stellen der Wiesen."

*) Ich möchte wissen, wie ein Engländer bey seiner Rotation, und seiner Art, das Vieh zu behandeln, sich da herausziehen würde.

Zwey-

Zweyter Abschnitt.

Hornviehzucht.

Das Hornvieh, was ich durchgehends in den Niederlanden fand, ist ein Mittelschlag zwischen der größeren friesischen und der mehr kleineren, dem südlichen Theile Brabants eigenen Race, also durch die Mischung beyder entstanden; und noch immer suchen die etwas bemittelten, der holländischen Gränze näher wohnenden Campiner Landwirthe sich von daher mit trächtigen Kühen und Kälbern zu versorgen. Der Unterschied der Nahrungskraft, der Vegetabilien, der verschiedenen Bodenarten (der des Clima's zwischen Holland und Brabant kann hier nicht in Betracht kommen), reduzirt dann in einigen Generationen die Größe des eingeführten Viehes wieder um etwas, ohne sie jedoch, bey gehöriger Vorsicht, ganz zu der der einheimischen Race herab zu erniedrigen.

Das holländische an freye Luft und Weidegang bey Tag und Nacht gewöhnte Vieh bequemt sich, ohne Anstand und Nachtheil, zu dem eingekerkerten Leben der Stallfütterung der Campiner Landwirthe. Dieses beweist, daß jeder ungestraft mit seinem Viehe plötzlich von dem Weidesysteme zu der Stallfütterung übergehen kann.

Die Hauptansicht, unter welcher das Hornvieh in diesem Abschnitte vorkommen wird, ist die als milchgebend.

gebend. Die Fettweiden und Wiesen der Polder und des westlichen Flanderns habe ich theils nicht gesehen, theils nicht untersucht: mithin kömmt das Mästen hier nur als Ausmerzung in Betracht. Als Zugvieh werden die Ochsen bey dem vierten Abschnitte dieser Abtheilung vorkommen.

§. I.

Stallfütterung.

„Ich komme nunmehr", sagt Hr. Thaer im ersten Theile seiner Einleitung zur Kenntniß der englischen Landwirthschaft, „auf die Stallfütterung, diesen „Triumph der Deutschen! — In der That gehört „ihnen die Ehre der Erfindung und Ausführung allein, „wenn ich die Brabanter mit zu dieser Nation rech„ne." . . Man fürchte nicht, daß ich meinen Landsleuten den Theil von Ehre, den ihnen der vorzüglichste agronomische Schriftsteller unserer Nation beylegt, streitig machen wolle; um so weniger, da er den Belgen ihren gebührenden Antheil daran läßt, die übrigens mehr, als jedes andere Volk, an Sprache, Wort, Sitte und Herkommen den Deutschen verwandt sind.

„Wenigstens drey Stück Vieh", fährt gedachte Einleitung fort, „eben so stark und eben so kräftig „von derselben Ackerfläche zu füttern, worauf nur „ein Stück hinreichende Weide hat, und von jedem „dieser Stücke ungleich mehreren Dünger zu erhalten, „als von einem Stücke Weidevieh, — ist das große

„Problem, welches diese Wirthschaft völlig befriedi-
„gend auflöst. Welche große, welche unermessene
„Folgen dieses auf die Landes-Cultur haben müsse,
„kann Jeder überdenken," und, darf ich hinzusetzen,
bey den Belgen mit Evidenz gewahr werden.

Zwar ist die Stallfütterung bey ihnen nicht allgemein, wie wir bald sehen werden. Dieses ist aber nicht so zu verstehen, als wenn in derselben Gegend der eine Wirth Stallfütterung, der andere keine treibe, sondern, daß sie in einigen Gegenden üblich, in andern es nicht ist. Dagegen muß ich zur Ehre der Stallfütterung sagen, daß ich nur da jenen beynahe unglaublich hohen Grad der guten Cultur gefunden habe, wo diese Wirthschaftsart eingeführt ist.

„Wenn ich, sagte mir einst ein solcher Landwirth, oder wenn meine Nachbaren sich's einfallen ließen, ihr Vieh im Sommer auszutreiben, so gälten wir sicher für schlechte Wirthe, oder für Bettler, die zu Hause nichts hätten, um ihrem Viehe den Hunger zu stillen." Auch kann ich bezeugen, daß mir in allen Distrikten, die ich durchreiset bin, die Polder ausgenommen, im Sommer nie eine weidende Kuh, als allenfalls die eines armen Mannes, der sie an der Heerstraße grasen ließ, vorgekommen ist.

In den dürren Sandländern der Campine, von Diest aus bis an die Gränzen des holländischen Brabants, — in der etwas milderen und besseren, zu einer sehr hohen Cultur gebrachten Gegend zwischen

Ant-

Antwerpen und Mecheln, — in dem Lande von Waes, dem Garten der großen Ceres, fand ich nichts als Stallfütterung, obgleich mit einigen geringen Abänderungen. . . Zwischen Mecheln und Löwen, und mehr noch von Löwen bis Tirlemont, nimmt die Allgemeinheit dieser Methode ab; und man kann sagen, daß es weniger ein festes Prinzip, als der Mangel an zureichendem Weidegange sey, der einige einzelne Wirthe bey der Stallfütterung zu bleiben zwingt... Die Gegend von Alost treibt ebenfalls Stallfütterung, obgleich sich hier ein schöner Wiesengrund längst der Dender öffnet, der sich bis zum Ausflusse dieses kleinen Flusses in die Schelde immer erweitert. . . An der Dender aufwärts, bey Voorde, zeigen die Baumgärten sattsam, daß sie zur Weide bestimmt sind, und die Stallfütterung hier aufhört. . . Um Termonde, dieß- und jenseits der Schelde, fand ich ebenfalls keine Stallfütterung, woran die häufigen Wiesen, die durch die niedere Lage des Bodens und durch das Austreten des Flusses nothwendig gemacht werden, ohne Zweifel Schuld sind.

„Die Seltenheit der Wiesen in den Niederlan„den, sagt Hr. Balsamo, ist außerordentlich. Auf „einem Farm von 100 Acres finden sich kaum 4—5 „Acres Wiese *). Es ist schwer zu begreifen, wie

 „man

*) Dieses äußerst schwache Verhältniß fand ich, außer um St. Nicolas im Waeslande, nirgends, weder in Brabrant, noch in Flandern, noch selbst in der zum Graswuchse so wenig geeigneten Campine.

„man eine so ansehnliche Menge von Kühen, die man „in dasigen Wirthschaften zu halten gewohnt ist, fast „mit nichts, als den Kräutern künstlicher Wiesen un„terhalten kann *). Aber man muß bemerken, daß „man sie nur sehr wenig auf die Weide gehen läßt **). „Man nährt sie größtentheils mit Kohl, Rüben und „Möhren. Die belgischen Landwirthe sind von den „Suffolker Farmers merklich darinn unterschieden, „daß diese ihr Milchvieh in einem schmutzigen Hofe „bey Stroh und höchstens bey etwas Heu Hunger „leiden lassen, um für ihr Mastvieh alle Wurzelge„wächse aufzubewahren, die der Flamänder an seine „Kühe verfüttert."

„Es giebt zwar, sagt der Abbé Man, einige „Landwirthe, die ihr Vieh beständig auf dem Stalle „füttern; aber ihre Anzahl ist sehr unbedeutend ge„gen diejenigen, welche solches auf die Weide gehen „lassen, wenn sie nur irgend Weidegrund besitzen." — Dieses ist, wie Hr. Thaer mit Grund bey dieser Stelle bemerkt, im Allgemeinen nicht richtig; und die Hauptfütterung erhält das Vieh in den Niederlanden

*) Das beweist mehr, als alle Raisonnements die Güte des belgischen Fruchtwechsels, und die Vortrefflichkeit der dortigen Wirthschaft.

**) Hr. Balsamo hätte sagen müssen, gar nicht: denn wie sollten, bey dem von ihm angeführten Mißverhältnisse der Wiesen zum Ackerlande und dem Viehstande, jene noch anderes Futter als Heu für die Arbeitspferde hergeben können?

den im Durchschnitte auf dem Stalle... Es beweist, wie manche andere Stellen seines Memoirs, daß Herr Man die öst- und nordöstlichen Theile Flanderns und Brabants nicht gekannt hat. Er sagt übrigens selbst an einer andern Stelle, daß es eine ausgemachte Thatsache sey, daß eine große Anzahl von niederländischen Landwirthen ihren Ackerbau betreiben, ohne einen Fuß breit Wiese zu besitzen.

Auch Hr. von Ponderle in einer seiner Antworten an den Board of Agriculture sagt, daß das Vieh in der Provinz Flandern fast überall auf dem Stalle gefüttert werde. Damit stimmen endlich auch die Bemerkungen Hrn. Cropps überein.

Mit etwas mehr Grund schreibt Herr Man, eben sowohl als Hr. von Ponderle, die Stallfütterung der Niederländer mehr dem unausweichbaren Gesetze der Nothwendigkeit, als der Willkühr fester Principien zu. „Wenn, sagt letzter, in Flandern „das Vieh fast überall auf dem Stalle gefüttert wird, „so geschieht es wahrscheinlich mehr aus Mangel „an Wiesen und Weiden, als aus andern Gründen. „Die Höfe sind so klein, und das Eigenthum eines „jeden einzelnen ist auf so wenige Gemethe oder Bun„der Landes eingeschränkt, daß unter solchen Umstän„den das Vieh wenig umherziehen kann, und also ge„wisser Maßen aus Noth im Stalle gehalten „werden muß, wo es von dem Ertrage künstlicher „Wiesen sein Futter erhält. Dadurch kann nun der

„kleine Landwirth den hinlänglichen Vorrath von gu„tem Dünger erhalten. Ich bin daher der Mei„nung, daß dieser Gebrauch blos aus dem oben an„geführten Grunde als ein wesentlicher Punkt des hie„sigen Wirthschaftssystems betrachtet werden kann, „indem bey solchen kleinen Höfen *) der Hauswirth „nur dadurch im Stande ist, allen Dünger zusam„menzuhalten und keinen Mist verloren gehen zu las„sen. Daß in andern Provinzen das Gegentheil üblich „ist, spricht für meine Meinung **). In diesen sind „die Höfe größer, und das Vieh wird auf die Wie„sen oder in die Baumgärten getrieben. Doch wird „auch selbst in diesen Provinzen das Vieh hie und da „im Stalle gehalten: da nämlich, wo man die ganze „Vormahd zum Heubedarf nöthig hat. Man darf „daher schließen, daß es bey diesen verschiedenen Me„thoden, die auf unzählige Weise von einander ab„weichen, mehr oder weniger auf das Locale ankomme, „und daß sie an einem Orte gut und anwendbar sind, „und an andern nicht."

Ich

*) Aber, warum nicht eben so bey großen? Haben diese vielleicht weniger Dünger nöthig? Oder haben sie mehr Mittel, ihn auf eine andere Art zu produziren? Ich glaube das Gegentheil: denn gerade auf großen Höfen wird verhältnißmäßig ungleich weniger Vieh gehalten, als auf kleinen. Jene haben also eine doppelte Ursache, das Vieh auf dem Stalle zu füttern.

**) Das weiß ich nicht. Es beweist nur, daß auf großen Pachthöfen weniger Eifer für die Vermehrung des Düngers, so wie überhaupt weniger Industrie herrsche, als auf kleinen.

Ich fand die Stallfütterung bey folgenden Umständen eingeführt:

1) auf magerm, dürrem Sandboden, wie in der Campine;

2) in einer volkreichen, thätigen, lebhaften Gegend, wie zwischen Antwerpen und Mecheln;

3) in dem Lande der höchsten Industrie, wie in dem von Waes;

4) in einer gewerbreichen, dem Hopfen-, Flachs- und Rapsbaue angemessenen Gegend, wie die um Alost. — Dabey bemerke ich, daß in allen diesen Distrikten nur kleine Pachthöfe sind.

Ich fand keine, oder doch wenig Stallfütterung:

1) in den weidenreichen Gegenden, und wo die Ackerlande äußerst wenig Dünger erheischen, wie in den Poldern und dem Bezirke von Termonde;

2) da, wo der Boden etwas schwerer und die Pachthöfe größer werden, wie zu Voorde, und in der Gegend zwischen Löwen und Tirlemont;

3) da, wo der Boden äußerst schwer ist, die Höfe sehr groß sind, und allgemein die eigentliche mit Braache verbundene Dreyfelderwirthschaft eingeführt ist, wie in dem wallonischen Brabant.

Daraus scheint denn zu folgen, daß der Abgang an natürlichem Graswuchse, der höchste Grad von

Industrie, eine starke Bevölkerung, eine große Produzirung von Handelsgewächsen, und überhaupt die Vertheilung in kleine Pachthöfe die Stallfütterung befördern; daß im Gegentheil ein Ueberfluß an Graswuchs sie überflüssig, ein sehr fetter Boden sie entbehrlich mache; und endlich, daß man in großen Wirthschaften ihr weniger hold ist, so wie der Dreyfelderwirth bey seiner Braache ihrer nicht zu bedürfen glaubt.

Mit einem Worte: Die Stallfütterung ist die Freundinn der Industrie, und wo diese nicht ist, wird man jene nicht finden; und wo jene nicht ist, wird diese nur kränkeln. Daß große Wirthschaften sich nicht mit der Stallfütterung abgeben, beweist also mehr gegen jene selbst, als gegen diese letztere. Es beweist, daß Fleiß, Industrie und Cultur in solchen Pachthöfen nicht zu der Höhe getrieben werden, auf welcher wir sie bey den kleinern erblicken. Sollte diese Regel auch nicht in allen Ländern gültig seyn, so gilt sie doch gewiß in den Niederlanden: denn nirgend habe ich daselbst jene gepriesene hohe Cultur angetroffen, als nur da, wo das Land in kleine Güter vertheilt, und Stallfütterung eingeführt war. Nur da schwamm alles in Fett; nur da blieb kein Fleck unbenutzt; nur da wurde die größte Menge Dünger mit dem geringsten Kostenaufwande gewonnen *), welches

*) Wir werden in dem Verfolge dieser Abtheilung sehen, ob der Dünger in der belgischen Wirthschaft nicht ganz frey werde, d. h. gar nichts koste.

ches letztere ich immer für den Schlüssel des größten agronomischen Räthsels halte.

Wenn ich so den Flor des Ackerbaues in den Gegenden betrachtete, wo die Stallfütterung eingeführt ist, und die unschätzbaren Vortheile berechnete, die man aus dieser reichen Quelle aller Vegetations-Kräfte schöpfte: so wurde ich nicht ohne Schmerz bey manchem dieser belgischen Stallfütterungswirthe den geheimen Wunsch gewahr, Weide genug zu besitzen, um das Vieh darauf schicken zu können. — O glückliche Hand der Noth, dachte ich dann, die den Menschen zwingt, wider seinen Willen vernünftig und wohl zu handeln!

Die natürliche Tendenz des Menschen, besonders des weniger gebildeten, geht auf Ruhe und Trägheit *). Nur das Bedürfniß, es sey nun das der Selbsterhaltung, oder das der Befriedigung einer Leidenschaft, vermag ihn aus jenem Schlafe zu wecken. Auch da wünscht er natürlich jene Befriedigung bey dem ersten Schritte zu finden, damit er den zweyten nicht thun darf. Diesem Hange des Menschen zu einem bequemen Leben müssen wir allein jenen übereilten Wunsch einiger brabantischen Landwirthe zuschreiben. Dabey bin ich geneigt, zu glauben, daß, wenn selbst Vater Zevs ihnen diesen Wunsch gewährte, die Weiden nicht lange Weiden bleiben würden. Die Ueberzeugung von einer höhern Benutzung durch den

*) Einen offenbaren Beweis geben hiervon alle wilden Nationen.

Pflug würde die nun einmal an den höchsten Ertrag gewöhnten Einwohner jener Gegenden gar bald durch das Aufbrechen der verliehenen Aenger mit der guten Ceres aussöhnen.

Ich traf davon einen auffallenden Beweis zu Alost. Die niederen Ufer der Dender bilden hier ein flaches, weites, fruchtbares, den Ueberschwemmungen dieses Flusses bey großem Gewässer ausgesetztes Thal. Da das Wasser der Dender die Eigenschaft hat, die Fruchtbarkeit der Erde noch zu erhöhen, so hat man Wege gefunden, willkührliche Ueberstauungen zu bewirken. Von was für Nutzen diese Bewässerungen seyn müssen, erhellt daraus, daß alle diejenigen Gründe, die in der Lage sind, davon zu profitiren, von jeher einen dritten Theil mehr in den öffentlichen Abgaben und Lasten tragen mußten, als andere, die diesen Vortheil nicht hatten.

Wer sollte nun glauben, daß auf diesem, zum Graswuchse von der Natur so sehr begünstigten Boden dennoch ein Theil unter dem Pfluge stehe? Es befremdete mich noch mehr, als man mir sagte, daß diese Aecker den unwillkührlichen Ueberschwemmungen des Flusses eben so gut ausgesetzt seyen, als die Wiesen. Ich sah darauf Roggen, Mengkorn, Waizen, etwas verpflanzten Raps, und Sommerfrüchte. Mehrere Personen versicherten mir, daß diese Aecker im Winter öfters Tage, ja Wochen lang unter Wasser stünden, ohne daß es dem Roggen, wohl aber manchmal dem Waizen schade. Diese Aecker haben wenig

oder

oder keinen Dünger nöthig. Ihre Cultur ist nicht wie man glauben sollte, mit dem Grase abwechselnd, sondern wird immerfort betrieben.

Was würde Hr. Balsamo, der überall Grasänger sehen will, zu dieser Anti-Wiesenwirthschaft sagen? Ich denke für meinen Theil, daß, wenn die Bewohner dieser Gegend mehr Nutzen aus dem Grase zu ziehen wüßten, sie mit dem Pfluge davon wegbleiben würden.

Man erwarte weiter keine ausführliche Apologie der Stallfütterung von mir. Bergen und Thaer haben sie schriftlich niedergelegt; die Rheingegend, die Pfalz und das Niederland thun sie praktisch dar. Diejenigen, die ihren entscheidenden Werth bezweifeln und angreifen wollen, bitte ich, vorher zu beweisen, daß außer dem Dünger noch ein erheblicher reiner Vortheil von dem Viehe falle... Können sie das nicht, und steckt in dem Dünger der ganze, oder doch der beträchtlichste Vortheil: so bleibt mathematisch richtig, daß wir nur von derjenigen Methode den meisten Vortheil zu erwarten haben, welche uns den meisten, und, man merke wohl, zugleich den besten Dünger giebt. Beydes leistet unwidersprechlich die Stallfütterung.

Jene vergrößerte Quantität des Düngers bestimmt sich nicht allein dadurch, daß jede im Stalle gefütterte Kuh einen dritten, oder doch sicher einen vierten Theil Dünger mehr hergiebt, als eine Weide-

kuh,

kuh, sondern hauptsächlich dadurch, daß ich von einem gleichen Stücke Feld drey Kühe statt einer unterhalten kann. . . Wenn mir also ein Fleck, der eine Weidekuh ernährt, in den fünf Sommermonaten drey Karren Dünger giebt, so giebt mir derselbe Fleck, wenn mit seinem Produkte drey Kühe auf dem Stalle unterhalten werden, in jenen fünf Monaten über 12 Karren Dünger, das ist, noch viermal so viel. Freylich sind mehrere Kosten auf die Fütterung dreyer, und zwar auf dem Stalle gefütterter Kühe zu rechnen, als auf eine weidende; aber man rechne auch, daß die Milch von zwey mehr gehaltenen Kühen (gäben sie auch verhältnißmäßig wenigere und schlechtere Milch, welches sich höchstens nur im Frühjahre davon sagen läßt), mehr als hinreichend ist, alle mehr erforderliche Kosten zu decken.

§. II.

Privat-Stallfütterungsarten der Belgen.

Die Art und Weise, das Vieh auf dem Stalle zu halten, hat in den Niederlanden eben sowohl ihre Abweichungen, als die Methode, es daselbst zu füttern. . . In einigen Gegenden läßt man das Vieh nach der Heuärndte, in andern nach der Grummetärndte, und noch in andern gar nicht ausgehen. . . An einigen Orten füttert man warm, an andern kalt. . . Dieses bewegt mich, die Varietäten eines so interessanten Artikels der Landwirthschaft auch in meiner Erzählung gehörig auseinander zu setzen.

In

In der Campine,

oder den Sandländern Brabants, wird das Vieh gegen die Mitte Augusts, sobald die Nachmahd des Grases in etwas herangewachsen ist, nach einer mehr als neun Monat langen Einsperrung zum ersten Male wieder auf die Weide gelassen. Zu dem Ende sind alle Wiesen (denn eigentliche mit Obstbäumen besetzte Weiden giebt es nicht in einer Gegend, wo solche Bäume selbst in den Gärten nicht gedeihen), durch einen breiten, mit Buschwerk bepflanzten Aufwurf befriediget.

Ist der Graswuchs dieser Wiesen abgehütet, so wird das Vieh auf die Spörgelfelder gebracht, und jedes Stück daselbst besonders an einen Pfahl gebunden, um das ganze Feld nicht auf einmal niederzutreten oder zu verdämmern, und erst den Platz seines Standes kahl abzufressen, ehe man weiter mit ihm fortrückt. Neben dieser grünen Weide, auf den Wiesen sowohl als auf dem Spörgel, erhält das Vieh Morgens und Abends im Stalle seine gewöhnliche Ration warmer Suppe, auf die der Campiner Landwirth alles hält, daher auch sein Schornstein nie aufhört zu rauchen.

Nachdem der Spörgel zu Ende ist, welches gemeinlich mit dem Ende Oktobers eintritt *), bezieht das

*) Hierinn sind die guten Brabanter merklich von meinen ehemaligen Nachbaren verschieden, die ihr hungerndes, von Frost und Nässe starrendes Vieh so lange zum Stalle hinausjagen, bis Schnee und Eis den längst kahl gefressenen Boden bedecken.

das Vieh wieder seinen bleibenden Stand, und erhält dann eine Ration Suppe mehr, nämlich am Mittage.

Diese Suppe bereitet man auf verschiedene Art, je nachdem die Jahreszeit die Ingredienzien dazu hergiebt. So lange der Winter dauert, besteht sie aus Spreu, über welche das wenige Grüne, das man haben kann, geworfen, mit Wasser übergossen, und alles zusammen gekocht wird. Ist der Kessel vom Feuer, so werden für jede Kuh ein Paar Hände voll Kleye, und der sechste Theil von einem geweichten Oelkuchen (der von Leinsaamen wird durchaus für den besten gehalten) hinzugesetzt, und zuletzt eine Dosis Buttermilch, so wie sie in der Folge beschrieben werden wird.

Bey jeder Mahlzeit erhält die Kuh 2—3 kleine Eimer von dieser Suppe. Zu der Zeit, wo gar kein Grünes mehr zu haben ist, wird ihm Spörgelheu, das ist solches, von welchem der Saame abgedroschen worden, substituirt. Mit dem steigenden Grade der Kälte nimmt auch die Sorgfalt für das Vieh zu. Statt der Kleye setzen dann die Wohlhabendern Buchwaizen- oder Roggenmehl hinzu, aus welchem jedoch die Blume (das feine Fehl) vorher ausgesiebt worden, oder Spörgelsaamen, dem sie zu diesem Behufe vor allem andern den Vorzug geben. . . Hauptsächlich aber ist es in den Monaten März und April, wo sie ihrer Kühe am sorgfältigsten warten, in der Ueberzeugung, daß von dieser Behandlung der Vortheil des gan-

ganzen Vorsommers abhange. Selbst arme Bauern versagen ihrem Viehe alsdann das Mehl nicht, dem die Oelkuchen ihrer Meinung nach auf keine Weise gleich kommen. Das erste Grüne, was sich bey rückkehrendem Lenze am Rande der Felder und Gräben zeigt, das Unkraut, das aus dem Getreide gejätet wird, alles wird auf das sorgfältigste zusammengesucht, um die Masse der Supp-Ingredienzien zu vermehren. Unter allem Kraut und Grünem aber steht der Spörgel bey ihnen oben an. Zu dem Ende wird dessen schon mit Anfang des Märzes ausgesäet, und dient 6 — 7 Wochen darauf zu ihrer Absicht. Sobald sie Spörgel haben, wird die Spreu weggelassen, und die nunmehro grüne Suppe nicht mehr gekocht, sondern nur angeheizt oder überbrühet. Klee wird nicht in die Siede gethan.

Auf die Suppe folgt im Winter jedesmal ein Gelege Stroh, wovon zugleich eingestreuet wird. Im Sommer folgt ein Arm voll Klee, oder Spörgel, oder allerhand Gras und Unkraut. Rüben erhalten die Kühe im Spätherbste, wiewohl nicht allzureichlich. Oft läßt man sie im Felde stehen bis zum Frühjahre, wo sie mit Blume und Stängel dem Viehe vorgeworfen werden.

Die Suppe wurde eines Tages in meiner Gegenwart folgender Maßen servirt. Zuerst hub die Wärterinn mit einer hölzernen Gabel den Spörgel aus dem Kessel, vertheilte ihn in die platten Böttiche, und setzte jeder Kuh einen vor. Dieses Zugemüse schien

mir

mir sehr heiß; dennoch wurde es von dem Viehe mit großer Begierlichkeit aufgezehrt. Indessen warf die Wärterinn drey Hände voll Kleye für jede Kuh in den Kessel, that für jede einen kleinen Kübel voll Buttermilch hinzu, und servirte die Suppe ihren Zuchtuntergebenen, die bis dahin ihr Gemüse aufgezehrt hatten. Mit-unter goß sie auch einer Kuh, die frisch gekalbt hatte, etwas mehr Buttermilch zu. . . Während die Kühe sich daran ergötzten, zog die Magd die Streue unter dem Pferde weg, das in dieser Gegend denselben Stall mit dem Hornviehe theilet, und warf sie unter die Kühe. Darauf fing sie an, zu melken. Da das Melken und die Hauptmahlzeit vorbey waren, wurde abgetragen, und jedem Stücke ein Arm voll Klee zum Desert vorgeworfen *). Solche Mahlzeiten halten die Kühe, so lange sie nicht ausgehen, alle Tage dreymal.

Um Alost

wird das Vieh meistens bis zum Nachsommer oder Herbste auf dem Stalle gehalten, und mit Klee gefüttert. Ehe dieser da ist, erhält es grünen, mit kurzge-

*) Ich muß hier um Vergebung bitten, wie ich schon einst bey eben dieser Stelle an einem andern Orte gethan habe, wenn ich durch die Erzählung solcher mikrologischen Umstände manchen Leser ermüde. Ich schreibe mehr für Neulinge als für Erfahrne; jene aber werden mir nicht selten Dank wissen, wenn ich sie gelegentlich mit blos empirischen Handgriffen bekannt mache, die sie nicht in allen Büchern finden, und deren Kenntniß oft nützlicher ist, als die mancher Theorieen.

geschnittenem Strohe untermengten Roggen, und anderes, aus dem Felde gejätetes Unkraut. . . Man giebt den Kühen im Winter keine warme Fütterung... Da die Stoppelrüben hier so wohl gedeihen, und manchmal eine Schwere von 6 — 10 Pfund erlangen, so werden sie als die Hauptwinternahrung des Viehes betrachtet, und zu dem Ende sorgfältig nach abgeschnittenem Kraute aufbewahrt. Man stößt sie zum Gebrauche in Stücke, und reicht sie, mit Spreu und Häcksel vermischt, den Kühen. . . Die Leinsaatkuchen, oder vielmehr das Leinsaatmehl (denn sie lassen die Kuchen mahlen), werden für besser als die Rapskuchen gehalten. . . Man glaubt hier, daß die Weidekühe mehr und bessere Milch geben, als die Stallkühe.

Im Lande von Waes,

das heißt: in dem südlichen Theile, und in der Mitte desselben, ist die Stallfütterung allgemein, welches aber von dem ganzen Lande nicht kann gesagt werden. Je mehr man sich der nördlichen, ehemals holländischen Gränze nähert, desto mehr nehmen die tiefen Gründe, folglich die Wiesen, zu, und mit ihnen nimmt die Stallfütterung ab.

Einige Stallwirthe lassen ihr Vieh früher, andere später, andere gar nicht ausgehen, je nachdem es Zeit und Umstände erheischen. Da hier, außer einem ganz unbedeutenden Baumgärtchen bey dem Hause, keine Weideänger sind, und wenig Spörgel gesäet wird, so bleibt im Herbste nichts, als der dritte

Auswuchs des Klees, zur Spatweide übrig. Im Frühlinge und Sommer werden die Kühe im Stalle mit Gras, das an den Gräben und Rainen der Koppeln zwischen den Erlensträuchern ꝛc. ausgeschnitten, und mit Unkraut, das aus den Feldern gejätet wird, hauptsächlich aber mit Klee gefüttert. . Im Winter erhalten sie Haferstroh, Roggen- und Hafer-Schroot, Spreu, Rüben, Kartoffeln und Leinkuchen-Mehl. Man giebt ihnen kein warmes Getränke, und weicht die Spreu in kaltem Wasser auf, oder vermischt sie mit gehackten rohen Kartoffeln.

In der Gegend von Contigh

fand ich totale Stallfütterung, und zwar im engsten Verstande. Hier kommen die Kühe das ganze Jahr über nicht einmal vor die Thüre, es sey denn für den Augenblick, wo der Stier zugelassen wird. Dabey stehen sie oft so enge zusammen, daß jedes Stück kaum 9 Decimetres Platz hat, daher sie selten alle zugleich liegen können, und von dreyen immer eine stehen muß.

Ohne dieser Methode in Rücksicht des engen Raumes, zu der blos die Unzureichlichkeit der Gebäude zwingt, das Lob zu sprechen, so beweist sie doch durch die That, daß das ewige Einkerkern, welches Viele der Stallfütterung vorwerfen, und mit der Gesundheit des Viehes unverträglich glauben, durchaus nicht schädlich sey, weil es selbst in engen, mit Vieh übersetzten, und mit einem

einem ungeheuren Mistbehälter versehenen Ställen es nicht ist.

Das erste Futter im Frühjahre liefern, außer dem an den Rainen der Koppeln gewonnenen Grase, Rüben, die im Felde überwintert haben, zu welchem Ende man diese im Winter auf alle Weise schont. Darauf folgt der Klee. Doch glaube ich nicht, daß man einen einzigen Pachthof in dieser Gegend findet, auf welchem blos Klee gefüttert wird, weil man es als sündlich betrachten würde, andere Kräuter und Gräser, die sich auf dem Felde und in den Winkeln vorfinden, verloren gehen zu lassen.

Die Fälle sind selten, wo das Vieh auf den dritten Klee- oder Graswuchs gelassen wird. Auch sah ich im September und Oktober, wo ich mich in jener Gegend befand, nicht eine Kuh außerhalb des Stalles. Spörgel sah ich ebenfalls nicht.

Die Winterfütterung besteht täglich, nebst dem Strohe, aus zweymaliger warmer Suppe und einem Tranke. Die Ingredienzien der Suppe sind Buttermilch, Rüben, Kartoffeln, Möhren, Spreu und Bierdresche. Diese letztere wird auf 2 — 6 Stunden weit aus den Städten her geholt. Man zahlt die Last, so wie sie ein Pferd fortbringt, zu 17 — 20 brabanter Gulden. Außerdem aber bekommen die Kühe den größten Theil des Winters hindurch auch eine Portion roher Stoppelrüben, oder Raepgroen, wie sie's hier zu nennen pflegen. Da man bey großer Kälte und Eis

nicht immer zu den auf dem Felde stehenden Rüben gelangen kann, so legt jedermann auf diesen Fall einen Vorrath von Kartoffeln zurück, um sie den Rüben bey der Suppe zu substituiren. Man rechnet auf drey Kühe ein Bunder Rüben und 24 Säcke Bierdresche, wovon jeder Sack 17 bis 40 brabantische Stüber kostet.

Das Kochen der Rüben zur Fütterung der Kühe rühmte mir vorzüglich ein guter Praktiker, Hr. Johannes Barden. Er giebt sie den seinigen nie anders als gekocht, und hält sie in diesem Zustande für ein Futter, das unter allem die meiste und beste Butter gebe, welches sonst von rohen Rüben, besonders Braachrüben, nicht kann gesagt werden. Die Kartoffeln gegentheils füttert er roh, und behauptet, daß sie so gesünder seyen, als die gekochten, da diese, häufig gefüttert, dem Hornviehe nicht selten den Durchfall verursachen.

Folgende Tabelle wird die Fütterungsart in dieser Gegend Brabants in ein helleres Licht stellen. Sie ist von Hrn. Diercxsen.

Fütterungs-Tabelle für 10 Kühe.

Im Sommer.

Morgens 5 Uhr zwey kleine Karren voll Gras und Klee.

Mittags dasselbe.

Abends 8 Uhr wieder dasselbe.

Das Saufen besteht aus kaltem Wasser, mit etwas Buttermilch oder Bierdresche vermischt.

Im

Im Winter.

Von Allerheiligen bis zum ersten May wird Abends der Kessel über das Feuer gehängt, und am Morgen noch etwas untergefeuert, damit die Ingredienzien der Suppe gegen 7 Uhr weich sind. Diese bestehen außer dem Wasser in Kartoffeln, Rüben, oder Möhren. Sind es Kartoffeln, so wird ein halber Sack, sind es die andern, $\frac{3}{4}$ Sack genommen. Dazu wird noch ein Korb Bierdresche und ein Korb Spreu gefügt. Die Spreu wird oben über die übrigen Ingredienzien des Kessels hergeschüttet, und nicht untergemengt, weil sonst die Masse anbrennen würde. Uebrigens befördert die Spreu, indem sie den ganzen Kessel genau überdeckt, das Garwerden der ganzen Masse. . . Wann das Wurzelwerk, wie oft geschieht, im Frühjahre abzunehmen beginnt, so kömmt nichts als Spreu und Bierdresche in die Suppe.

Nachdem diese Sachen hinreichend gesotten sind, wird der Kessel nach dem Stalle gebracht, die Spreu davon abgenommen und in die Böttiche vertheilt. Dann wird kaltes Wasser in den Kessel gegossen, um die Masse etwas abzukühlen, die sodann ausgeschöpft und in die Böttiche vertheilt wird, worinne sie mit den Händen verknetet, und jedem Stücke Vieh vorgesetzt wird.

Auf die Suppe folgen 4 Bolster oder 16 Gelege Stroh. . Man ist hier der Meinung, daß das Haferstroh, zu jeder andern Zeit als beym Froste gefüttert, den Kühen Ungeziefer gebe; zum Einstreuen aber kann es stets ohne Nachtheil gebraucht werden.

Mittags erhalten die Kühe zwey kleine Karren voll Raepgroen, und darauf 4 Bolster Waizenstroh. Bey großer Kälte, wo man nicht zu den Rüben auf dem Felde kommen kann, substituirt man ihnen bey der Fütterung dieselbe Suppe, wie die des Morgens.

Abends um 5 Uhr werden dieselben Traktamente wie am Morgen gereicht.

Zwischen Löwen und Tirlemont

herrscht, wie ich schon gesagt habe, kein festes Stallfütterungssystem. Die wenigsten Wirthe halten ihre Kühe im Sommer auf dem Stalle; die es aber thun, geben ihnen daselbst alle Tage 5 — 6 mal Klee, ohne ihnen noch ein anderes Nebenfutter zu reichen. Im Winter giebt's keine warme Suppe, sondern die Spreu, so wie auch der Oelkuchen, wird in kaltem Wasser aufgeweicht. Möhren, Kartoffeln und Rüben werden roh verfüttert.

Zu Voorde an der Dender,

wo keine Sommerstallfütterung ist, treibt man bey starker Sonnenhitze die Kühe des Morgens um 9 Uhr wieder nach Hause, und läßt sie vor 4 Uhr Nachmittags nicht wieder auf die Weide.

Wenn sie auf den Kleefeldern weiden sollen, so wird ihnen, vor dem Austreiben, auf dem Stalle gutes Haferstroh gereicht, um zu verhindern, daß sie von dem Klee nicht auflaufen.

Wenn

Wenn das Grüne im Winter aufgefüttert ist, so erhalten die Kühe außer dem Strohe zweymal des Tages kalte Suppe, die aus Spreu, Mehl und Wasser besteht, und nie aufs Feuer kömmt.. Das Mehl ist ein Gemisch von geschrotenen Pferdebohnen, Lein- und Raps-Kuchen, zu gleichen Theilen. Die Spreu wird dabey nicht eingeweicht, sondern trocken in die Krippe geworfen, und das Mehlwasser darüber hergegossen. Gute Wirthe nehmen 6 Pfund von diesem Mehle auf jedes Stück. Am Mittage bekommen die Kühe etwas Heu, und darauf kaltes Wasser.

§. III.

Verschiedene besondere Behandlungen des Milch-Viehes.

Wir haben im vorhergehenden Paragraphen eine Menge Varietäten gesehen, die bey der Fütterungsart der Kühe in den Niederlanden Statt haben; und ihre Zahl würde bey weitem größer seyn, wenn wir alle darinn befindlichen Privatwirthschaften untersuchen wollten und könnten. Es heist hier, wie überall: Viel Köpfe, viel Sinne! und: Jeder streckt sich nach seiner Decke!.. Wir wollen uns dafür im gegenwärtigen Paragraphen mit einigen Bemerkungen und Erzählungen über die kalte Fütterung, und die Folgen einer schlechten, guten und mittelmäßigen Behandlung des Viehes beschäftigen.

Kalte und warme Fütterung.

Im Lande von Waes, an der Dender bey Tirlemont und um Breda, füttert man kalt, — in der Campine und zwischen Mecheln und Antwerpen, so wie auch in meiner Gegend, warm. Dieß beweist, daß beydes für das Milchvieh paßt. . Man könnte wünschen, den Milchertrag in jenen Gegenden mit beyden Fütterungsarten zu vergleichen; allein da zwischen Vieh und Vieh, Nahrung und Nahrung, Wirth und Wirth ein merklicher Unterschied ist, so lassen sich auf keinen Fall sichere Resultate daraus ziehen. Wenn man weiß, daß man von keiner Seite etwas zu fürchten hat, so kann Jeder ohne Anstoß selbst Versuche darüber machen, und prüfen, was sich am besten zu seinen Verhältnissen passe.

Daß das kalte Futter, und vorzüglich das kalte Tränken im Winter nicht schädlich sey, beweisen, außer den schon angeführten Gegenden der Niederlande, auch die von Breda, und das Beyspiel des Hrn. Abbé Goyens, in der Gegend von Tirlemont, das ich einige Zeit lang mit eignen Augen beobachtet habe.

Hr. Goyens treibt keine Sommerstallfütterung; und selbst im Winter läßt er die Kühe alle Tage gegen Mittag ein wenig auf den Hof, wo sie aus einem steinernen Troge getränket werden, in welchem nicht selten die Eisschollen umher schwimmen. Er findet nicht, daß dieser Eistrank seinen Kühen schade. Ueberhaupt ist er gegen alle warme Fütterung des Zucht- und Milch-

Vie-

Viehes, und glaubt, daß es dadurch nur weichlich und entkräftet werde. Sein Vieh erhält daher zwar gebrühete Suppe, aber erst dann, wann sie ganz abgekühlt ist. . Ich gestehe, daß ich sein Vieh in sehr gutem Stande fand.

Die Ursache, die ihn bewegt, die Kühe auch im Winter täglich auf eine kurze Zeit aus dem Stalle zu treiben, ist (außer der Erleichterung, die es beym Tränken verschafft) diese: sein Vieh in der Gewohnheit zu erhalten, auszugehen, weil es sonst bey dem ersten Frühlingsausgange sich unter einander stoßen, und auf der Weide umher toben würde.

Um Breda, und vermuthlich auch in der ganzen Meyerey von Herzogenbusch, wo die Sommerstallfütterung nicht eingeführt ist, werden die Kühe, wenn Rüben und anderes grünes Futter im Winter aufgezehrt sind, mit Wiesenheu unterhalten, welches ungebunden in dem Magazine des Stalles, und so zur Hand liegt, daß es mit einem Haken beygezogen werden kann. Der Trank besteht aus klarem Wasser, so wie es aus dem Brunnen kömmt. Den hochträchtigen Kühen wird etwas zerstampfter und in Wasser erweichter Raps- oder Lein-Kuchen zugegeben.

Das güste Vieh wird blos mit Stroh ausgefüttert, und erhält kein Heu: daher manche Pächter, die verhältnißmäßig mehr Gras als Ackerland haben, ihr güstes Vieh im Winter bey andern aufstellen, die sich im entgegengesetzten Falle befinden. Diese letzteren

nähren dann das Vieh des Mistes wegen. *) Vom Frühjahre an bis zu Allerheiligen verlassen die Kühe weder Tag noch Nacht die Weide, wo sie auch gemolken werden. Die Kühe präsentiren sich zu der bestimmten und gewöhnlichen Melke-Zeit von selbst am Eingange der Weide, ohne daß die Melkerinn nöthig hat, sie herbeyzuholen. Unterläßt es etwa eine, so bekümmert sich die Magd nicht darum, und läßt sie für dießmal ungemolken; und ganz gewiß versäumt die Kuh nicht zweymal die Stunde.

Nachtheile sehr schlechter und sehr guter Winterwartung.

Wenn es auch nicht wahr ist, daß die Kühe überhaupt keinen reinen Ertrag abwerfen, so ist solches doch unwidersprechlich im Winter wahr. Der Verlust in dieser Jahreszeit ist offenbar, und kann in jeder Wirthschaft blos durch das plus des Sommers gedeckt werden. Je mehr man also unverhältnißmäßig im Winter auf die Kühe

*) Wenn wir die vernachlässigte, und gegen das angränzende Brabant so sehr herabsinkende Cultur des Bezirkes von Breda irgend einer Ursache zuschreiben können, so ist es diese unverzeihliche, nur auf Marschländer, aber nicht auf die trostlose Campine passende Methode. Hier wird also der Graswuchs, mit welchem die Hand der Natur den holländischen Antheil Brabants reichlicher, als den vormals österreichischen gesegnet, und zur Stütze des Ackerbaues dieser wüsten Lande geschaffen hat, zur Geißel dieses letztern. Wie Manchem wird nicht auf dieser lieben Erde Reichthum zu Theil, aber nicht das Herz oder der Verstand, ihn anzuwenden!

Kühe verwendet, desto größer ist das deficit, das daraus hervorgeht. . . Dagegen befindet sich auf der andern Seite eine nicht minder gefährliche Klippe, nämlich eine allzu sparsame und zu schlechte Winterbehandlung, weil bekannt ist, daß Kühe, die im Winter stark zurückgesetzt worden sind, im folgenden Sommer auch bey dem reichlichsten Futter nicht lohnen.

Zur Bekräftigung der Unvermeidlichkeit dieser beyderseitigen Nachtheile, so wie zur Warnung für meine angehenden Geschäftsbrüder und Agricultur-Freunde, erlaube man mir, ein kleines Fragment aus der Geschichte meiner Thorheiten, oder vielmehr meiner Unerfahrenheit, hieher zu setzen: denn oft sind unsere Fehler belehrender, als unsere guten Beyspiele. Dieß Geständniß wird meine Aussage unverdächtig machen.

Als ich im Jahre 1801 den Viehstand eines kleinen Farms übernahm, so befanden sich die Kühe in dem elendesten Zustande, der sich denken läßt. Eine vorhergehende vernachlässigte Behandlung *), eine schlechte, größtentheils aus Haferstroh, das feucht eingebracht und in der Scheune schwarz geworden war, bestehende Nahrung, und ein bis zum Augenblicke der Entbindung fortgesetztes Melken, hatten wahrhafte Pharao's-Kühe aus den von mir übernommenen gemacht. Es waren blos mit einer Kuhhaut überzogene, und mit Un-

*) Liebeshändel der Milchmagd', und der Abgang einer höheren Aufsicht, lagen hier, wie gewöhnlich, zum Grunde.

Ungeziefer bedeckte Gerippe. Von 15 Stücken, welche hätten kalben sollen, waren nur 9 trächtig. Dem ersten Kalbe, das ankam, fielen die Haare vom Leibe. Es war nicht ohne Ekel anzusehen. Die folgenden Kälber waren nicht viel besser.

Eine reiche nahrhafte Grasweide, die damit verbundene frische Luft, und angenehme Frühlingswärme hätten dieses Vieh vielleicht etwas früher wieder herstellen können. Aber unglücklicherweise hatte ich mir die Stallfütterung in den Kopf gesetzt; und ganz natürlich bestand ich unbedingt darauf, wie es Neulingen, die an ein weises Ab- und Zugeben nicht gewöhnt sind, gemeiniglich zu gehen pflegt.

Gras und Klee wurden wagenweise herzugefahren, und sogleich aufgezehrt. Man fütterte den ganzen Tag, und den ganzen Tag brüllten die Kühe. Nichts schien diese ausgehungerten Thiere sättigen zu können. Das Schreyen dauerte zur Freude meiner Nachbaren drey volle Monate. Da ich der Erste und Einzige war, der hier Stallfütterung trieb und anfieng, da solche Neuerungen mehr als alle Ketzereyen mit Fluch und Bann belegt werden, so hatte man ganz natürlich die Güte, es der neuen Methode zur Last zu legen. Die Klaglieder der Kühe (wirklich habe ich in meinem Leben keinem unangenehmern Concerte beygewohnt) rührten nach der Meinung der Kritiker lediglich von der Inhumanität her, womit ich sie eingekerkert hatte. Man stellte Wetten an, daß die Kühe im Stalle nicht fressen würden; aber man verlor, denn sie fraßen sich fast zu

Tode.

Tode. Ich kannte damals weder Bergen noch Brabant, noch sonst was von der Stallfütterung, womit ich mich hätte rechtfertigen können: mir blieb also nichts übrig, als mich in meinen Mantel zu hüllen, und die Leute den Mond anbellen zu lassen.

Die gute Milchzeit war mit den drey Monaten vorüber; und da meine Kühe zur Wiederanfüllung ihrer Haut alle Nahrung nöthig gehabt hatten, so war wenig davon in die Milch geschossen. Dieser Unstern verleitete mich zu einem wirklichen Fehler.

Als angehender, zumal als bitter verhöhnter Stallfütterungswirth mußte ich meinem Systeme Ehre machen, oder doch wenigstens meine Widersacher Lügen strafen. Ich sammelte also alle meine Kräfte auf den Herbst und Winter; und weil einmal die größtmöglichste Masse Butter geschafft werden mußte, sie koste auch was sie wolle (wie das die Kunst mancher Generale ist), so warf ich meine Runkeln, Möhren, Oelkuchen den Kühen schockweise in den Rachen. Ich brachte es auch wirklich zu 150 Pfund Butter auf das Stück, hätte aber nicht mögen darüber mit dem großen Arthur rechnen, und kann auch, weil ich damals die Futtermasse alles Viehes in eine einzige Berechnung gebracht hatte, nicht sagen, wie viel mich das Pfund Butter kostete. Zum Glücke gewann ich damals etwas von Schafen und ausgemerztem Vieh: dadurch kam ich noch mit blauem Auge davon, und das drey-

spännige Fuder Mist kam mich nicht über drey Franken zu stehen. *)

Dieses doppelte Beyspiel zeigt, daß man zwar durch eine allzu üppige Fütterung zu Schaden kommen kann, daß dieser Schaden aber mit dem, der aus einer vernachlässigten Wartung entspringt, in keinem Vergleiche stehe.

Es giebt aber auch eine

Weise, bey sehr mittelmäßigem Winterfutter die Kühe in gutem und vortheilhaftem Stande zu erhalten.

Diese Methode fand ich zuerst bey obgedachtem Abbé Goyens. Er hat zwölf schöne Kühe, die den Sommer über auf eine sparsame Weide gehen, und im Stalle nach der Landesart meiner Gegend Mittags und Abends eine Ration Klee erhalten. Da sein Boden sehr schwer ist, so hat er nur sehr wenig, oft gar keine Rüben im Herbste. Ist das Grüne bey Eintritt des Winters aufgezehrt, so erhält jede Kuh täglich viermal Haferstroh, und einmal Suppe. Das Stroh beträgt 5 — 6 Gelege, und die Suppe besteht für die zwölf Stücke aus einem Sacke oder 4 Körben Spreu und 2 Raps-Kuchen. Man läßt die Kuchen mit Wasser auf-

*) Da ich aber in meiner Bilance dem Viehe das Stroh zur Last zu schreiben pflege, so folgt, daß, wenn wir seinen Werth aus dem Dünger weglassen, dieser mich im Grunde nichts gekostet hat.

aufkochen, und schüttet die heiße Brühe über die Spreu, welche dann 12 Stunden lang stehen bleibt, ehe sie den Kühen gereicht wird. . Gegen die Zeit des Kalbens erhalten die Kühe zweymal Suppe, wozu also zwey Säcke Spreu und 4 Oelkuchen verbraucht werden.. Wenn die Hälfte der Kühe gekalbt hat, so werden jedem Kessel Suppe zwey Eimer Bierdresche zugesetzt.

Um die Bierdresche das Jahr über für den Gebrauch in dieser Zeit aufzubewahren, wird sie nach jedesmaligem Brauen in einen ausgemauerten Behälter im Stalle selbst geschüttet. Der Behälter hat 4 Fuß im □, und 6 Fuß in der Tiefe. Jede Lage wird fest getreten, mit ein wenig Salz überstreut, und ein Deckel darauf hinabgelassen.

Dabey läßt Hr. Goyens sein Vieh alle Woche einmal striegeln, ihm die Fahne des Schweifes auswaschen, und es wie Pferde putzen. Er glaubt, daß diese äußere Reinlichkeit nicht wenig zu der Gesundheit beytrage. Der Theorie nach hat Hr. Goyens hierinn sicher recht; doch beweist die Praxis, daß sich das Hornvieh auch bey einer ganz entgegengesetzten Behandlung eben so wohl befindet.

Wie Kühe bey einem so sparsamen Winter-Traktamente so gut aussehen, so schöne Kälber bringen, und von befriedigender Benutzung seyn können, das war mir so lange ein Räthsel, bis ich hörte, daß man sie von der Mitte des Dezembers an, der Zeit, wo das Grüne zu Ende geht, nicht mehr melke. Dieser drey Monate langen

Un-

Unterbrechung schreibt Hr. Goyens nicht ohne Grund den guten Zustand seines Viehes zu, indeß das Vieh der benachbarten Pächter, bey einem weit bessern Futter, im Frühjahre oft nicht stehen kann. Er findet übrigens, daß der Verlust der wenigen schlechten Winterbutter ihm reichlich, nicht allein durch die Ersparung an Futter, und den guten Zustand seines Viehstapels, sondern auch durch einen größeren Buttergewinn in der guten Jahrszeit ersetzt wird.

Ein ähnliches Verfahren, in Rücksicht des Nichtmelkens im Winter, wird in der Gegend von Breda beobachtet. Von dem Augenblicke an, daß die Kühe daselbst auf das trockene Futter gesetzt werden, hört man auf, sie zu melken: daher die Springzeit so eingerichtet wird, daß die Kühe um diese Zeit im siebenten Monat ihrer Trächtigkeit sind, und die Kälber gegen die Zeit des jungen Grüns im Frühjahre fallen. Die Wirthe behaupten, daß solche, einige Monate trocken gestandene Kühe nach dem Kalben reichlicher Milch geben, als andere, bey denen man das Gegentheil befolgt hat.

Auch in der Gegend von Contigh ist man über diesen letzten Punkt einverstanden, obgleich Viele, anderer Ursachen wegen, das Vieh so lange melken, als es Milch geben will, und es auch wohl des guten Futters wegen thun können. Gute Wirthe dieser Gegend lassen aber gewöhnlich ihr Vieh 6 — 8 Wochen trocken stehen.

§. IV.

§. IV.

Benutzung des Milchviehes.

Die Kühe sind in jedem Betrachte als die Basis, wo nicht aller, doch der meisten Wirthschaften zu betrachten. Durch sie erhält man den meisten, wiewohl nicht eben den besten Dünger, und eine Menge andrer häuslicher Vortheile, die man nicht entbehren kann, und deren man sich von keinem andern Hausthiere zu erfreuen hat.. Gewähren sie also gleich nicht in gewöhnlichen Ackerwirthschaften, wo sie nur als Nebensache in Betracht kommen, einen erheblichen Ertrag (ein Schicksal das sie leider mit jedem andern Viehe theilen!), so sind sie doch ihrer Gemeinnützlichkeit und Unentbehrlichkeit wegen einer der merkwürdigsten Gegenstände, die wir als Landwirthe zu berücksichtigen haben.. Ich fürchte daher nicht, allzu weitläufig über diesen Gegenstand zu werden.

Wir benutzen das Hornvieh sowohl durch seine Zuzucht und Mastung, als durch seine Milchergiebigkeit: von jenen wird im folgenden Paragraphen, von dieser im gegenwärtigen die Rede seyn. Ob wir dabey im Stande sind, das Problem der Existenz oder Nicht-Existenz des reinen Nutzens des Milchviehes befriedigend zu lösen, daran zweifle ich.

Was eine Kuh einbringe, das weiß so ohngefähr jede gewöhnliche Wirthinn; aber was sie koste, das weiß nicht eine.. Die genaue Berechnung dieser Ausgabe und Einnahme ist so leicht nicht.. Wer z. B.

bringt Stroh, Mist, Wartung, Abfall zum Vortheile der Schweine, Abnutzung der Geräthschaften, Unterhaltung der Hecken und Zäune um die Weideplätze, Licht, Feurung, Zinsen des Capitals und Risico in Berechnung?

Nach meiner Meinung und Art muß vor allem der ganze Viehstand bey dem Anfange jedes Wirthschaftsjahrs nach dem laufenden Preise abgeschätzt, und mit den Interessen des geschätzten Capitals dem Viehstande zur Last geschrieben, dann zu Ende gedachten Jahres das Vieh von neuem nach den alsdann laufenden Preisen wieder zurückgeschätzt, und dieses geschätzte Capital dem Viehe wieder abgeschrieben werden. Da dieses die Basis der Berechnung für den Viehstand ist (auf die vielleicht manche Wirthe nicht denken), so wollen wir uns einige Untersuchung darüber erlauben.

Warum, wird man fragen, sollte es nicht hinreichend seyn, bey der Berechnung des ursprünglich angelegten Capitals zu verbleiben, statt bey jedem Jahrschlusse von neuem zu schätzen? . . Darum, antworte ich, weil der Viehstand nicht immer derselbe bleibt, seine Vermehrung oder Verminderung dem Jahrgange also zu Gute oder zur Last angeschrieben werden muß: denn Geld oder Geldeswerth ist dasselbe.

Aber warum soll man sich nicht wenigstens an die Berechnung der Zinsen des ursprünglichen Capitals halten, da man im Grunde doch nichts als dieses ange-

angelegt hat? . . . Weil die Zinsen in einem gerechten Verhältnisse mit dem im Viehe steckenden Werthe stehen müssen. Gesetzt, ich hätte im Jahre 1806 mit einem Viehstande von 2000 Fl. im Werthe angefangen, und diese Summe fände sich 1807 durch die Verminderung der Hälfte des Viehes auf die Hälfte des Capitals reducirt, so wäre es doch wohl unrecht, wenn 20 Stück eben so viel Interessen zahlen sollten, als 40.

Noch kann man fragen, warum ich das Vieh jedesmal zu den laufenden Preisen abschätze, und mich nicht an den Durchschnittpreis halte, in dem es beym Ankaufe gestanden hat. — Aus zwey Ursachen: theils weil das Vieh nicht immer in demselben Zustande bleibt, also nicht stets denselben inneren Werth hat; theils weil es durch das Steigen und Fallen der Marktpreise an relativem Werthe zu- oder abnimmt. Es kann ja seyn, daß ich das Vieh, welches ich mir um einen hohen Preis zugelegt habe, nach einigen Jahren zu einer Zeit verkaufen muß, wo die öffentlichen Preise niedrig stehen, oder daß das Vieh während meiner Wirthschaft deteriorirt worden ist. Wer sieht nicht ein, daß dieses eine Verminderung meines angelegten Capitals nach sich ziehen muß, und vice versa? Da aber so etwas mit jedem Jahre eintreffen kann, so ist es der Ordnung gemäß, daß es alle Jahre von neuem berechnet werde, um sicher zu seyn, daß der aus der Berechnung hervorgehende Ueberschuß auch reiner, und nicht etwa imaginärer Gewinnst sey.

Ich will hier die Ursachen nicht angeben, die mich bewegen, den Kühen Stroh und Spreu in Rechnung zu bringen: es würde mich zu weit von meinem eigentlichen Gegenstande entfernen, weil solches mehr in die Bewirthschaftung der Aecker als des Viehes eingreift. Ein zweyjähriges Nachdenken hat mich überzeugt, daß ohne Stroh- und Düngerberechnung keine richtige Bilance zwischen Halmfrüchten und Handels- oder Futtergewächsen aufzustellen ist.

Ertrag der Kühe.

Man findet in dem nördlichen Theile der Campine Kühe, die in Holland gekauft worden sind, und hier, im Stalle gefüttert, in ihrer vollen Milchzeit täglich zwey Pfund Butter geben. Ich selbst sah bey den Mönchen de la Trappe zu Westmael zwey friesische Kühe, die bey dem Ankaufe 320 holländische Gulden gekostet hatten: sie gaben nach dem Kalben einige Zeit lang jede 2½ Pfund Butter täglich... Man stieß in meiner Gegenwart bey Madame Aerts zu Westmael die Milch, welche eine Kuh in 4 Tagen gegeben hatte, und gewann davon 6 Pfund Butter. Gedachte Wirthinn hält nur 2 Kühe, und ihr Haushalt besteht in 4 Personen, wo weder Milch noch Butter gespart wird, zumal da das Gemüse mit Butter bey ihr zubereitet wird; dennoch erübrigte sie im Jahre 1801 hundert, und 1800 zweyhundert Pfund Butter. Sie rechnet täglich 2 Pfund Butter von ihren beyden Kühen, die im Hause consumirte Milch nicht mit einbegriffen. Ueberhaupt fodert man in der Campine

pine von jeder guten und wohlgefütterten Kuh täglich ein Pfund. Die 4 besten Kühe der Trappisten zu Westmael geben jede 20 — 27 Potten Milch.

In der Gegend von Contigh milkt man drey bis viertehalb Monate über, täglich 12 — 14 Potten Milch, und 8 Potten die übrige Zeit. Davon gehen 13 auf die Verfertigung eines Pfundes Butter. Nehmen wir aus den Winter-Monaten zwey für das Trockenstehen der Kühe vor dem Kalben ab, so haben wir:

für die 3 besten Monate	1200 Potten Milch;	
für die übrige Zeit	1600 — —	
das Jahr über 2800 Potten, oder	200 Pf. Butter.	
Das Pf. Butter zu 17 Kzr. thut	56 Fl.	40 Kzr.
Hierzu das Kalb . .	2 —	10 —
Totaler Ertrag . .	58 Fl.	50 Kzr.

Ich stelle diese Berechnung blos zur Bekehrung der Stallfütterungs-Antipoden auf: denn in der Campine sowohl, als in der Gegend von Contigh, herrscht strenge Sommer-Stallfütterung. Auch diejenigen, welche glauben, daß ohne Gras keine Butter werden könne, mögen sich daraus belehren: denn zu Contigh kennen die Kühe kaum das Gras. „Die Erfahrung, „sagt Hr. Man, hat in Flandern die Wahrheit be„wiesen, daß es gleichviel sey, ob das Vieh von den „vegetabilischen Produkten der Wiesen, oder von de„nen des Ackerlandes erhalten werde."

In den Poldern zu Eckeren giebt eine gute Weidekuh 280 Pfund Butter im Jahre; doch bemerke man, daß hier Marschweiden sind. Auch Herr Vanderlinden zu Voorde zeigte mir eine Kuh, die in der guten Milchzeit in 6 Tagen 13½ Pfund Butter gegeben hatte. Nach Hrn. Balsamo gaben 8 Kühe in der Gegend von Lille 1400 Pfund Butter, also jedes Stück 175 Pfund.

Im Jahre 1804 bezog Hr. Goyens von 10 milchenden Kühen bey kümmerlicher Weide, und bey seinem obgedachten etwas kargen Winterfutterungssysteme, wie folgt:

Im Januar	. .	17½	Pfund Butter.
— Februar	. .	15	— —
— März	. .	53	— —
— April	. .	113	— —
— May	. .	158	— —
— Juny	. .	242	— —
— July	. .	235	— —
— August	. .	205	— —
— September	.	156	— —
— Oktober	. .	149	— —
— November	.	114	— —
— December	.	97	— —
Im ganzen Jahre		1554½	Pfund Butter.
Von jedem Stücke		155½	Pfund Butter.

Wir könnten also ohngefähr für die Niederlande annehmen, daß eine Kuh bey reichlichem Winter- und Som-

Sommerfutter 200, und bey kärglichem Futter, wiewohl guter Behandlung, 150 Pfund Butter gebe. Dazu das Kalb und der Abfall des Molkenwerks, wovon ersteres einen rohen Ertrag von circa 60, letzteres von 47 deutschen Gulden einbringt. Beydes gilt sowohl von weidenden als im Stalle gefütterten Kühen.

Um aus diesem rohen Ertrage nun den reinen Ertrag auszumitteln, bedarf es freylich nichts als des Abzugs der Kosten. Da aber die angeführten Fütterungsarten so verschieden sind, da hier warm, dort kalt, hier reichlich, dort sparsam, hier im Stalle, dort nicht gefüttert wird: so sind jene Kosten ohne eine weitläufige Untersuchung nicht zu bestimmen.

Die Noten des Hrn. Diercxsen können unterdessen uns behülflich seyn, etwas mehr sicheres von Edeghem und Contigh zu bestimmen. „Es giebt keinen Pachter in meiner Gegend, sagt gedachter Hr. „Diercxsen, der in dem Falle ist, sein Vieh vom „Klee allein zu unterhalten. Alle bedienen sich mit „unter des Grases und Krautes, das sich auf den Feldern und Rainen vorfindet. In diesem Falle befindet sich auch der Pachthof, der zu meinem Landhause „in Edeghem gehört. Man unterhält daselbst 18 „Stück Hornvieh auf dem Stalle, und 4 Pferde. „Zu ihrer Nahrung bedarf der Pachter, außer gedachten Krautschnitten, den Ertrag von 3 Bunder Klee, „welche dann ohngefähr für 150 Tage zureichen. „Wollte man aber das Kraut weglassen, so halte

„ich dafür, daß noch $\frac{3}{4}$ Bunder mehr dazu gehören wür„den. Dieses stimmt auch mit dem überein, was „mir meine sämmtlichen Taglöhner, die nur eine oder „zwey Kühe halten, und dabey sehr wenig Kraut und „Gras haben *), sagten: nämlich, daß es ihnen un„möglich sey, eine Kuh fünf Monate über mit einem „halben Journal zu unterhalten, und daß ohne allen „Graswuchs durchaus $\frac{3}{4}$ Journal dazu gehörten" (25,000 rheinländische □ Fuß oder 0,965 berliner Morgen).

Ferner rechnet Herr Dierexsen anderthalb Journal Rüben, 8 Säcke Bierdresche und 434 Büschel Stroh zu 10 Pfund auf jedes Stück. . . Dagegen macht eine nach seiner Art auf dem Stalle gefütterte Kuh jährlich 65 einspännige Fuder Mist, wovon das Fuder bey ihm jedesmal zu 15 Sols verkauft werden kann.

Nach diesem allen läßt sich folgende Berechnung aufstellen.

Auf eine im Stalle gefütterte Kuh fallende Kosten.

	Fl.	Sols.
Pachtzins und andere Lasten von $\frac{3}{4}$ Journal Kleeland . . .	8	10
$7\frac{1}{2}$ Pfund Kleesaamen . .	1	17
Asche zur Ueberdüngung des Klees	4	00

An-

*) Es geht in Brabant nicht, wie anderswo, wo das um die Felder herwachsende Gras juris communis ist; sondern jeder Besitzer des Stücks ist auch ausschließlicher Herr von dem, was an dessen Kanten wächst.

	Fl.	Sols.
Anderthalb Journal Stoppelrüben		
a) einmal flach, und einmal zu gehöriger Tiefe zu pflügen .	2 —	07
b) viermal zu eggen .	1 —	02
c) einmal zu wellen .	0 —	06
d) mit dem Rechen abzuharken *)	0 —	18
e) anderthalb Pott Rübensaamen	0 —	08
f) für 15 Fuder Dünger **) .	11 —	05
Futter beyfahren p. p. . .	2 —	00
Acht Säcke Bierdresche . .	12 —	00
Feuer und Licht . .	1 —	12
Abgang an Geräthe p. p. . .	1 —	00
43 Centner Stroh . .	34 —	14
Interessen, mit Inbegriff des Risico, von 80 brab. Gulden zu 8 Procent für den Ankauf der Kuh .	6 —	08
Lohn und Beköstigung der Milchmagd	7 —	02
Totale Ausgabe . .	95 —	9

gleich 80 Fl. 10 Kzr. Conventionsmünze.

*) Das Stoppelabrechen oder Abharken von einem Bunder erfodert 4 Tage Arbeit, der Taglohn zu 12 Sols.

**) Obgleich zu den Rüben in Edeghem nicht gedüngt wird, so muß doch billiger Weise dem Felde etwas für den Theil der Kraft, den die Rüben sich zueignen, vergütet werden.

Ertrag eben derselben Kuh.

	Fl.	Sols.
200 Pfund Butter à 6 Sols .	60 —	00
Abfall von der Molkerey p. p. .	6 —	00
Das Kalb . . .	5 —	03
65 einspännige Fuder Dünger .	48 —	15
Summe des Ertrags .	119 —	18

gleich 100 Fl. 55 Kzr. Conventionsmünze.

Jene Kuh böte uns also einen reinen Ertrag von 20 Fl. 45 Kzr. dar. Diejenigen, denen mit Stroh- und Düngerberechnung nicht gedient ist, mögen beyde ausstreichen; und es wird sich alsdann ergeben, daß der reine Gewinnst 17 Fl. 43 Kzr. beträgt, der Unterschied also nicht sehr bedeutend ist.

Wenn $\frac{3}{4}$ Journale (etwas weniger als ein berliner Morgen) hinreichen, um eine Kuh den ganzen Sommer hindurch zu unterhalten, so beweist dieses unwidersprechlich für die Stallfütterung. Es beweist aber auch nicht weniger für die Güte eines Feldsystems, wenn ich mit der Aufopferung der $\frac{3}{16}$ des Feldes seine ganze Oberfläche alle Jahre überdüngen, und die übrigen $\frac{13}{16}$ alle Jahre mit Produkten bedecken kann, die unmittelbar zu dem Genusse des Menschen dienen. Eine Sache, deren sich weder die gewöhnliche Dreyfelderwirthschaft, noch die strenge, ja selbst nicht die verbesserte Wechselwirthschaft rühmen kann.

Es

Es ist ein bedeutender, ein unermeßlicher Unterschied zwischen zwey Systemen, wovon das eine die Hälfte, oder doch zwey Fünftel des Feldes zum Opfer fodert, um die andere in den Stand zu setzen, Waizen und Gerste zu tragen, statt daß bey dem andern Systeme weniger als ein Fünftel dazu hinreicht.

Ich gestehe gerne das ein, was man mir entgegengestellt hat, und was zu bestreiten ich nie im Sinne gehabt habe, daß nämlich das belgische System nicht für jede Gegend passe. Dagegen aber paßt die strenge Wechselwirthschaft auch nicht überall hin, und am wenigsten in kleine Wirthschaften. Es kömmt beym Abschätzen des innern Werths einer Sache nicht darauf an, was sie mir, was sie Jenem werth sey; sondern was sie an sich selbst, und unter den dazu gehörigen Verhältnissen werth ist. So wenigstens bin ich gewohnt, jede Sache anzusehen, und sie mit einer andern zu vergleichen.

Der Herr Geheime-Rath Thaer nennt mit Recht die brabanter Wirthschaft eine Queckenwirthschaft, wenn das Jäten und Reinigen dabey unterlassen würde; aber er erlaube mir, zu fragen: ob die Drillwirthschaft, die ich mit ihm als die höchste Stufe einer guten Cultur betrachte, nicht auch eine Queckenwirthschaft seyn würde, wenn man bey derselben das Behacken unterlassen wollte. Wer den Zweck einer Sache will, der muß auch nothwendig die Mittel wollen und ergreifen, die ihn allein dahin

hin bringen können; sonst handelt er freylich unbesonnen.

Die brabanter Wirthschaft würde vielleicht im Brandenburgischen übel angebracht, und die Wechselwirthschaft bey den Belgen eine Thorheit seyn. Das beweist aber weder gegen die eine, noch gegen die andere. Es fragt sich hier blos, welche Wirthschaftsart in der für sie geeigneten Lage den höchsten reinen Ertrag hervorbringe. Sind wir im Stande, dieses auszumitteln, so können wir ein Auge auf unsere Lage werfen, und sehen, ob jene höchstnützliche Wirthschaftsart sich auch zu unsern Verhältnissen passe, und, im Falle sie nicht, oder nur zum Theile dahin paßt, suchen, uns ihr, so viel als möglich, zu nähern, und uns bey dem Gedanken beruhigen, daß alle Vollkommenheit auf Erden nur unvollkommen seyn kann.

§. V.

Behandlung des Molkenwerks.

Ochsen und Kühe sind unstreitig die nothwendigsten Thiere, sowohl für die menschliche Gesellschaft überhaupt, als für den Ackerbau insbesondere. Sie leisten uns Hülfe und Arbeit, geben uns Milch, Butter, Käse, Fleisch, Leder, Horn, Leim und das gemeinnützigste aller Düngemittel. Ohne Kühe kann kein landwirthschaftlicher Haushalt bestehen, zwar nicht immer wegen zu verkaufender Produkte, doch immer wegen des häuslichen Bedarfs. Brod, Gemüse und Molken-

kenwerk sind unentbehrlich, sind das sine qua non. Die Nothwendigkeit der Kühe ist so entschieden, daß, wenn gleich ihr Ertrag nicht alle darauf verwendete Kosten decken sollte, man ihrer doch nicht würde entbehren können.

Ihre Hauptbenutzung besteht in der Milch, und der daraus verfertigten Produkte, Butter und Käse. Das Käsemachen findet im Großen wohl in keiner Ackerwirthschaft der Niederländer Statt. Es gehört also nicht hieher. Desto stärker wird dieser Zweig in den Weidewirthschaften der Provinz Limburg betrieben. Es gehört unter die Sonderbarkeiten dieser letztern Gegend, daß die Pächter sich nicht selbst mit dem Käsemachen abgeben, sondern die Milch den Juden überlassen, die sich damit beschäftigen. Vermuthlich rührt dieses daher, weil sich die Wirthe mit Handel und Manufakturen abgeben. . . In den Wirthschaften, wo Käse gemacht werden, wird nicht gebuttert, und so umgekehrt. . . Vor einigen Jahren, wo die Butter in sehr hohem Preise war, legten sich die Käsemacher auch aufs Buttern; und nun verlor erstere Waare ein merkliches an Güte, und an Credit im Auslande.

Ehe wir zur Beschreibung der verschiedenen Methoden des Butterns schreiten, wird es gut seyn, ein Wort über das Melken zu sagen. Angehende Landwirthe wissen nicht, wie viel auf eine gute Melkerinn ankomme, und daß, zum Beyspiele, nichts nachtheiliger sey, als wenn man das Euter nicht jedesmal rein

aus-

ausmilkt. Durch die Vernachlässigung dieser Regel lassen die Kühe beträchtlich in ihrer Milchergiebigkeit nach; und dann sind auch die letzten Tropfen, welche abgemolken werden, gerade diejenigen, welche die meisten Fetttheile enthalten.

Wenn man schon außerhalb dem Stalle die Milch ununterbrochen, wie einen Strom, in den Kübel rauschen hört, so ist dieß das Zeichen einer guten Melkerinn. Auch kann man sicher seyn, daß die Magd gehörig anzieht, wenn die Kuh während des Melkens den Schweif in einer zitternden Bewegung hangen läßt... Es ist besser, daß sie zum Anziehen der Zitzen die ganze Hand, und nicht nur einige Finger gebrauche, und daß sie die Zitzen übers Kreuz melke, d. h. den linken vordern und den rechten hintern zugleich, und umgekehrt.

Eine gute Gewohnheit ist es, die Kühe während des Tränkens zu melken, und das Euter vorher mit der Hand ein wenig zu streicheln, wodurch sie bewogen werden, die Milch leichter fließen zu lassen. Herr Goyens hat zu dem Ende, so wie auch der Reinlichkeit wegen, eine Vorrichtung an dem Schemel oder Melkstuhl angebracht, die Nachahmung verdient. Sie besteht in einem kleinen mit einem Deckel versehenen Becken, worinn sich etwas lauliges Wasser nebst einem groben linnenen Lappen befindet. Mit diesem Lappen wäscht die Magd das Euter der Kuh ab, bevor sie zu melken anfängt.

Das

Das Buttern.

So wie in allen Theilen des Ackerbaues, so herrscht auch in der Behandlung des Molkenwerks eine große Verschiedenheit. In Rücksicht der Anfertigung der Butter zerfällt diese Behandlung in zwey Theile, nämlich in so fern man den Rahm von der dünnen, oder von der verdickten Milch abnimmt. Ich will nicht in Abrede stellen, daß die Butter, welche aus dem Rahme verfertigt wird, den man von der Milch abzieht, noch ehe diese sich darunter verdickt hat, besser sey, als die, welche auf eine entgegengesetzte, in diesem Paragraph zu beschreibende Weise gewonnen wird: daß also die holsteinische Butter der holländischen, die limburgische der jülichschen, die Butter von Anderlecht bey Brüssel der Butter der Campine voranstehe. Darauf muß auch bey eigentlichen Viehwirthschaften wegen des Absatzes ins Ausland Rücksicht genommen werden. Allein bey der Ackerwirthschaft, wo dieses Geschäft nur nebenher getrieben wird, kömmt die Qualität weniger als die Quantität in Betracht, obgleich auch jene durchaus nicht zu vernachlässigen ist.

Nach meinem Dafürhalten kömmt es bey der Qualität weniger auf die Art des Buttermachens, als auf Pünktlichkeit und Reinlichkeit an. Ich aß bey manchem Pächter meiner Gegend, wo man den Rahm nach holsteinischer Art von der nicht verdickten Milch abnimmt, eine Butter, die kein Bauer um Antwerpen, wo man die Milch verdicken läßt, anrühren würde. . . In demselben Dorfe, wo ich die köstliche

But-

Butter bey Madame Aerts genoß, fand ich welche bey einem ihrer Nachbaren, die zu nichts taugte, als die Räder am Wagen zu schmieren. Dieses rührt offenbar von Unordnung und Unreinlichkeit her. . . Wer die Milch in dumpfigen, stinkenden Kammern aufbewahrt, bey dem Buttern die Zeit nicht in Acht nimmt, den Rahm zu lange aufspart, die Gefäße nicht rein hält, sie nicht auswittert, die Butter nicht gehörig wäscht: der buttere, wie er wolle; er wird Wagenschmiere, aber keine Butter hervorbringen.

Außer dieser Quelle der Verschiedenheit an Güte, giebt es auch noch eine andere: nämlich die des Futters, welches kein Landwirth verkennen kann. Butter vom Julius ist keine Maybutter; Kohlblätter kommen den Stoppelrüben nicht bey, und aus sumpfigen Weiden lassen sich sicher die angenehmen Theile nicht herholen, die der Butter den süßen Mandelgeschmack geben, u. s. w. Mit einem Worte: ich bin auf meinen Reisen überzeugt worden, daß hier alles, oder beynahe alles, auf Futter, Reinlichkeit und Pünktlichkeit ankomme.

Ich verstehe unter Pünktlichkeit die Benutzung des richtigen Augenblickes, wo der Rahm abgenommen werden muß, noch ehe die darunter befindliche verdickte Milch sauer wird. Die Versäurung dieser Milch greift nothwendig den Rahm an, und vermindert sowohl seine Quantität als Qualität. . . Angehenden Oekonomen sage ich noch einmal, daß viel, äußerst viel bey einer Wirthschaft auf die Mol-

ken-

kenfrau ankomme, und bitte sie, öfters nach dem Milchkeller zu gehen, sich nach Spinngeweben an den Wänden, Schmutz auf der Erde, Unreinlichkeit in den Winkeln und verschütteter Milch umzusehen; die Melkkübel, Seihetücher, Terrinen, Buttertonnen und alle zur Molkerey gehörige Geräthschaften genau zu untersuchen, und zu beriechen; die Auslüftung der ganzen Milch-Kammer zu besorgen, und selbst die Rein- oder Unreinlichkeit des Anzuges der Molkenfrau nicht außer Acht zu lassen. Aeußerst selten wird ein auf ihrem Leibe unreinliches Weib reinlich bey ihrer Arbeit seyn.

In Rücksicht auf Quantität ist es wahrscheinlich, daß eine Milch, welcher man bis zum Verdicken die gehörige Zeit läßt, alle ihre Fetttheile abzusondern und nach der Höhe zu treiben, mehr Butter liefern werde, als solche, wo man dem Ende dieser natürlichen Operation zuvorkömmt. Auch wird man nicht leicht bey der dünnen Milch verhindern, daß bey dem Wegnehmen des Rahmes (es sey nun, daß solches durch Abstreichen mit einem hölzernen Messer geschieht, oder dadurch, daß man mit Vorlegen des Fingers, wodurch der obere Theil der Oeffnung der Terrine geschlossen wird, den Rahm in derselben zurück hält, und die abgesahnte Milch unter dem Finger herausfließen läßt), man wird, sage ich, nicht leicht verhindern, daß nicht ein Strahl von Rahm mit der Milch durchbreche, oder darinn zurück bleibe. Dieser Rahm ist nun wohl nicht verloren, im Falle Käse aus der Milch gemacht wird; aber er kömmt doch nicht ins Butterfaß.

Vergleichende, genaue, an demselben Orte, zu gleicher Zeit, bey gleichem Futter und unter derselben Aufsicht angestellte Versuche, ausgeführt von Personen, diejenige zwey Arten, zu buttern, vollkommen kennen, müssen allein hier entscheiden. Ich habe bisher für meinen Theil noch keine darüber anstellen können, so sehr ich es auch gewünscht hätte.

Da die Methode, die Milch erst verdicken zu lassen, ehe man zur Anfertigung der Butter schreitet, die einzige ist, die ich in den von mir bereisten niederländischen Distrikten gefunden habe, so wird sich meine Beschreibung auch blos darauf einschränken. Hier also dasjenige, was ich in guten, wohleingerichteten Wirthschaften über Behandlung der Milch und Butter gesehen habe.

Die frische Milch wird durch ein härnes Sieb, welches mir der Reinlichkeit wegen den Vorzug vor den Seihetüchern zu verdienen scheint, in eine reine, gut ausgelüftete und so eben mit frischem Wasser wieder ausgespühlte Kumpe gegossen, das kupferne Melkgefäß mit ein wenig Wasser ausgeschwenkt, um keine Milchtheile darinn zurück zu lassen, und solches auch durch das Sieb in die Kumpe gegossen. Die Milch wird in einen kleinen, für sie bestimmten Keller getragen, und bleibt 12 bis 24 Stunden zum Erkalten in der Kumpe stehen; dann wird sie zu der übrigen in eine aufrecht stehende, oben offene Tonne gegossen. Im Winter bedarf es die-

dieses Erkaltens nicht, sondern man geht mit der Milch gerade zu der Tonne.

In dieser Tonne (wobey man natürlich beobachten muß, daß die Milch von heute nicht zu der geschüttet werden darf, die sogleich, oder am folgenden Tage, zu Butter geschlagen werden soll) bleibt die Milch so lange, bis sie sich verdickt *), welches man gewahr wird, wenn man den Rahm mit dem Finger zurückstößt, und den untern Theil zusammenhängend findet. Von dem richtigen Zeitpunkte, den die Erfahrung dem beobachtenden Fleiße am besten lehren wird, hängt, wie schon gesagt, sehr vieles ab.

Da man hier zu Lande keine geheizten Stuben noch Milch-Kammern hat **), so laufen im Winter manchmal ein paar Wochen hin, ohne daß die Milch sich verdicken will. Alsdann senkt man den Finger nach zurückgestoßenem Rahme in die untere Milch, und läßt einen Tropfen davon in die Höhlung der Hand fallen. Verdickt sie sich nach nach einer kleinen Weile darinnen, so ist die Milch zum Buttern fähig, und wird in die, mit siedend heißem Wasser ausgebähete Butterstanne geworfen, welches heiße Ausbähen übrigens bey schon verdickter Milch wegbleibt. Man hält im Winter auch

*) Aber nicht, bis sie sauer wird, wie ich in meiner Jugend wohl in den Rheingegenden gesehen habe.

**) Auch darinn hat diese Methode des Butterns einen Vorzug, daß sie kaum den sechsten Theil des Milchgeräthes und Stubenraumes erfodert, als die, wo man die Milch nicht verdicken läßt.

wohl die Milchtonne in der Küche, und in der Nähe des Feuers. Will die Milch sich dennoch nicht verdikken, so hängen Einige einen Krug mit kochendem Wasser in der Milchmasse auf.

Man schöpft den Rahm nicht ab (ausgenommen im Lande von Waes, oder wenn man etwas erträglichen Käse machen will, welches nicht oft geschieht); sondern die ganze Masse, sowohl Butter- als Käsetheile, wird in die Butterstanne geworfen, und zusammen gestoßen oder geschwungen.*) Es ist nicht nöthig, daß das Stoßen, welches eine ziemlich lästige Arbeit ist, ununterbrochen fortgesetzt werde: daher die Magd sich von Zeit zu Zeit bey einer andern kleinen Beschäftigung erholen kann. Es laufen über dieser Arbeit gewöhnlich ein paar Stunden hin, ehe die Butter fertig wird. Bey dem Schwingen, wie ich es zu Voorde sah, geht die Sache geschwinder, und in einer Stunde war die Butter gemacht. An diesem letztern Orte wird das Butterschwingen nicht zu den gewöhnlichen Tagesbeschäftigungen der Mägde gerechnet, sondern als eine Zugabe angesehen, die vor oder nach Vollbringung jeder andern Arbeit geschehen muß. Um das Buttern zu befördern, gießt man dann und wann etwas warmes Wasser hinzu, doch ohne es zu übertreiben.

Die Butter wird, nachdem sie aus der Stanne gekommen, in vollem Wasser geknetet, und von Zeit zu

*) Der Unterschied des Stampfens und Schwingens wird sich bey Beschreibung der Butterfässer ergeben.

zu Zeit mit einer schmalen Sichel in die Kreuz und Quer durchkämmt, wodurch alle feine Kuhhaare und Zasern, welche die Butter ekelhaft machen, herausgezogen werden. Wann das öfters erneuerte Wasser zuletzt brunnenklar von der Butter abläuft, so wird sie gesalzen, das Salz eingearbeitet, und die Butter in einen oder ein paar Klumpen zusammengedrückt, und auf einige Tage bey Seite gesetzt. Nachdem wird sie wieder vorgenommen, und von neuem, wiewohl ohne Wasser, geknetet, wodurch sich die indessen aufgelösten Salztheile gleichförmiger in der Butter vertheilen, und die Lücken, welche die Salzkörner hinterlassen, ausfüllen.

Die Butter wird endlich in ein steinernes oder irdenes Gefäß gedrückt, und, wenn es voll ist, mit Salz überstreut, und mit einem irdenen Teller zugedeckt. Auf diese Weise läßt sie sich, wenn sie im Juny oder Oktober gemacht worden, ein paar Jahre an gehörigem Orte aufbewahren. . . Ganz vorzüglich ist Oktober- oder Spörgel-Butter: sie ist fetter und hält sich besser, als die Butter vom Frühjahre. Die Campine, als wo der Spörgel recht zu Hause ist, liefert davon eine starke Quantität an die großen Städte Brabants ab.

Das Käsen.

Der Rückstand oder die Buttermilch dient zwar größtentheils zur Nahrung des Gesindes, und zur Fütterung des Viehes; es werden aber daraus auch wohl

Käse gemacht. Zum Trocknen dieser Käse findet man bey vielen Pachthöfen mitten auf dem Hofe einen freystehenden Pfeiler, auf welchem ein durchsichtiges Lattenhäuschen in Gestalt eines Taubenhauses ruhet. Das Thürchen davon ist geschlossen, und man kann ohne Leiter nicht hinzu. Hier werden die Käse nicht nur geschwinder trocken, sondern sie belästigen auch die Wohnung nicht durch ihren Geruch.

Da ich über das Käsen der Belgen nicht viel zu sagen habe, so füge ich statt dessen hier die Methode bey, einen angenehmen magern Käse zu machen, der sich Jahre lang hält, beynahe ohne Geruch ist, und sich, da er fest ist, äußerst fein schneiden oder schaben läßt. Für meinen Gaumen ist er, auf dem Butterbrode genossen, angenehmer als der grüne Schabkäse; und überdem kostet er nicht viel.

Die verdickte abgerahmte Milch wird in einen Kessel gegossen, und über dem Feuer erwärmt, doch nicht stärker, als daß man noch ohne Anstand die Hand darinn halten kann. Die Milch, die sich dadurch in Klumpen zusammenzieht, wird nun in ein nicht allzu lockeres Tuch gegossen, damit die Wassertheile ablaufen. Zu dem Ende bleibt die Masse die Nacht über aufgehangen, und ist nun am folgenden Tage trocken und fest. Jetzt zerreibt man sie so fein, als nur immer möglich, zwischen den Händen, thut das Zerriebene in einen irdenen Topf, und rührt es mehrere Tage hintereinander täglich zweymal fleißig auf und um. Die Masse wird nach und nach die weiße Farbe und den

But-

Buttermilch-Geruch verlieren, und anfangen, sich zusammen zu ziehen; man muß aber beym Umrühren nicht suchen, die sich zusammenhängenden Theile zu trennen, sondern sie so in dem noch feinen Mehle umwenden, damit sich dieses auch nach und nach an die Klumpen festklebt. Sobald die Masse größtentheils zusammenhängend befunden wird, welches im Sommer in 6 — 8, im Winter in 10 — 14 Tagen zu geschehen pflegt (wobey ich beyläufig bemerke, daß von der richtigen Beobachtung dieses Zeitpunktes der ganze Erfolg abhängt), wird ein Kessel mit etwas frischer Butter ausgestrichen, der Teig hinein gethan, und 2 Hände voll Salz, so wie auch 3 Eßlöffel voll saurer Rahm darüber hergebreitet.. Ueber einem gelinden Feuer wird nun die Masse sehr fleißig gerührt, und so lange durchgearbeitet, bis sie einem wohlgekneteten Brodteige gleich sieht. Auch dieses fleißige Durcharbeiten ist von Wichtigkeit, daher es rathsam ist, den Kessel von Zeit zu Zeit von dem Feuer abzunehmen, um die Masse mit mehr Freyheit und Nachdruck bearbeiten zu können... Man drückt zuletzt die Masse in ein paar kleine Formen, die man vorher mit einem angefeuchteten feinen leinenen Tuche von innen belegt hat, damit der Käse nachher ohne Anstand aus den Formen herausgehe.. 24 Stunden nachher ist der Käse fertig, und kann 8 Tage darauf verspeist werden. Je älter er wird, desto brauner wird seine Farbe... 50 — 60 Pfund dicker Milch (welche Quantität ich in dem mitgetheilten Rezepte vor Augen gehabt habe) geben 2 Käse, jeden zu 3 Pfund.

§. VI.

Butterfässer.

Da, wo man sowohl Rahm als Milch unter einander schlägt, sind die gewöhnlichen Butterfässer nicht anwendbar; auch sah ich in den Niederlanden nichts anders als Stannen, stehende Fässer oder vielmehr Böttiche, in welchen die Masse entweder gestoßen oder geschwungen wurde. Da nicht wenig bey dem Buttern auf dieses Hauptwerkzeug ankömmt, so wollen wir es hier näher untersuchen. Das bekannteste in Deutschland ist wohl

das holländische Butterfaß.

Ich gebe ihm diesen Namen, weil es, so viel ich weiß, in Holland allgemein üblich ist *). Ich fand es in dem ganzen Departement der beyden Nethen, wo es mit besonderer Genauigkeit verfertiget wird. Dahin zähle ich vorzüglich, daß die Dauben oder Bohlen in ihrer ganzen Länge von innen auf das schärfste an einander passen, und keine mit der Kante über die ihrer Nachbarinn vorsteht, ohne welches sonst Winkel entstehen würden, welche nicht ohne große Mühe zu reinigen sind. Gute Wirthinnen beobachten dabey die größte Reinlichkeit, so daß manche die Butterstanne mit einer eigenen Schürze umgeben, damit die Magd beym Sto-

*) Auf Tafel 9., Fig. 3., habe ich eins auf gerathewohl abgezeichnet.

Stoßen nicht etwa einigen Schmutz von außen an dieselbe bringen möge.

Um die lästige Arbeit des Stoßens in etwas größeren Wirthschaften zu erleichtern, und die Hände dabey zu ersparen, bedient man sich auch wohl eines Triebwerks *), das durch einen, in einem Rade gehenden, Hund in Bewegung gesetzt wird. Es hat zwey oder mehrere Stampfen, die sich wechselsweise heben und senken. Um Antwerpen sind wenig Pachthöfe, die nicht mit einer solchen einfachen, wenig Platz einnehmenden Maschine versehen sind.

Das brabantische Butterfaß

fand ich um Löwen, Brüssel und an den Ufern der Dender. Die Milch wird darinn nicht gestoßen, sondern vermittelst eines Wedels hin und her geschwungen. Es findet sich Tafel 8. Fig. 5. in gehöriger Dimension abgebildet. Die Figur zeigt es im vertikalen Durchschnitte.

Der Deckel a, welcher in aa Fig. 8. ganz vorgestellt ist, sitzt unbeweglich: daher wird, sowohl zur Einschiebung des Wedels b, als zum Eingießen der Milch, eine Oeffnung darinn gelassen, in welche das Brettchen c paßt. Der Stiel des Wedels hat von unten eine Höhlung, vermittelst welcher er in den punktirten, am

*) In der Landwirthschaftlichen Zeitung findet sich ein ziemlich ähnliches abgebildet.

Fußboden der Stanne festsitzenden Stift d eingelassen wird, und frey darauf herum gedrehet werden kann. Bey e ist er mit Eisenblech umzogen, damit er beym heftigen Umdrehen nicht verschleiße. . Bey einer ansehnlichen Quantität Milch, wie das immer da der Fall ist, wo Butter und Käsetheile zusammen gestoßen werden, gehören zwey Mägde dazu, den Wedel gehörig zu schwingen. Sie fassen jede ein Ende der Handhabe an, und stoßen ihn unaufhörlich, itzt von sich, dann nach sich; also in einer halbkreisförmigen Bewegung. In einer Stunde ist die Butter durchgehends gemacht.

Da obige Stanne leicht nachzumachen ist, und mir vor den gewöhnlichen Butterfässern den Vorzug zu verdienen scheint, so füge ich hier ihre genauen Dimensionen bey.

Das Innere der Stanne hat
von g bis h 54 centimétres
von i bis k 71
von g bis i 36

Der Fächer oder Wedel hat
von l bis m 23
von n bis o 28
von m bis o 23

Das kleinere Stück des Fächers hat
in der Länge 13
in der Höhe 11

Der

Der Stock des Wedels hat
von d bis p 28 centimétres
von p bis q 56
von f zu f 72

Die Dicke des Stockes von d bis p beträgt im Durchmesser 7,5.

Gewöhnliche Butterfässer.

Darunter verstehe ich wirkliche, oben und unten geschlossene, in horizontaler Richtung liegende Fässer oder Tonnen, so wie ich sie in den Departements der Ourte und der Niedermaas fand. Sie sind von zweyerley Gattung.

Die eine liegt fest auf einem Schragen, und hat von innen einen Kreuzfächer, der sich vermittelst einer von außen an einer der Bodenseiten angebrachten Handhabe umdrehen läßt. . Die andere hängt beweglich in ihren Angeln, hat von innen keinen Fächer, sondern statt desselben befinden sich einige Leisten (schmale Latten) gegen die Dauben der Länge nach aufgenagelt, durch deren Reiben beym Umrollen des Fasses die Butter sich macht.

Beyde Fässer haben den unverzeihlichen Fehler, daß sie nur eine kleine, etwa 6 oder 8 Zoll im □ haltende, Oeffnung haben, und auch wohl nur haben können. . Nun kann freylich durch dieses Loch eine Magd mit der Hand zur Noth nach allen Seiten hin, um das

Faß

Faß gehörig in allen Winkeln zu reinigen. Ich frage aber, ob sie das thun wird; und ich bin um so weniger geneigt, ihr das zuzutrauen, da die Augen ihrer Wirthinn nicht nach allen Seiten in dem dunkeln Fasse herumspazieren können. . . Einen zweyten Nachtheil finde ich darinn, daß die Enge gedachter Oeffnung hindert, daß die Tonne je recht austrockene und auswittere, und daß der darinn befindliche säuerliche unangenehme Geruch nie ganz ausziehen kann. Es ist aber unmöglich, daß diese doppelte Unreinigkeit nicht auf die Butter einwirke. Da

das clevische Butterfaß

diesen überwiegenden Nachtheil nicht hat, so mache ich mir ein Vergnügen daraus, seine Struktur bekannt zu machen, und seinen Gebrauch jeder guten Wirthinn auf das dringendste zu empfehlen, um so mehr, da es nicht viel mehr kostet, als ein gewöhnliches Rollfaß, und nach beygefügter Abbildung und Beschreibung überall nachgemacht werden kann.

Figur 6. auf Tafel 8. zeigt das clevische Faß im Durchschnitte. Es ist nicht rund, sondern oval, und steht aufrecht, statt daß die andern Fässer liegen. Von oben ist es offen, schließt sich aber vermittelst eines Abhebedeckels. Der Fächer ist doppelt, das heißt: zwey Blindrahmen sind übers Kreuz in einander gelassen, so wie es, glaube ich, bey allen andern Butterfässern ist. Auf der Figur kann man aber nur den einen Rahmen

sehen,

sehen, daher der andere b nur seine Schneide zeigt, und nicht für eine Stange oder Axe genommen werden muß. Der Fächer bedarf keiner Axe. In den beyden Rahmen befinden sich einige Löcher. Der Fächer ist nach der Länge des Ovals, und zwar etwas unter dem Mittelpunkte der Höhe des Fasses aufgehängt, damit der Rahm bey dem Umdrehen nicht aussprütze. Er hat bey c einen Stift, der sich in der eisernen Höhlung d umdreht. Bey e ist eine eiserne Mutter, in welche sich der Schwengel einschrauben läßt.

Dieser Schwengel findet sich in der Figur 7. etwas größer abgebildet. Daselbst zeigt f den dünneren Theil der runden Stange, welcher im Holze der Daube zu laufen hat, und sich bey g in eine Schraube endiget, welche bestimmt ist, in die Mutter e der sechsten Figur einzudringen. Bey h ist die Stange dicker. Dieser Theil wird in die Röhre i eingeschoben, und bewegt sich darinnen. Die Röhre selbst wird von außen auf die Tonne festgenagelt, oder angeschraubt. l Ist eine kurze kupferne Büchse, welche um die Stange h geht, und in m daran festsitzt. Diese Büchse hat die nöthige Weite, daß die Röhre i, indem die Stange durch selbige geschoben wird, ihrerseits etwa einen Zoll tief in die Büchse eindringen kann, wodurch der Fächer beym Umdrehen mehr Festigkeit erhält. n zeigt die bewegliche Handhabe.

Sobald gebuttert worden ist, wird der Schwengel durch ein verkehrtes Umdrehen abgeschraubt, der Fächer ausgehoben, er und die Tonne gereiniget und der

Luft

Luft ausgesetzt. . Ich überlasse dem Leser, die Vorzüglichkeit dieser Vorrichtung in Rücksicht auf die Reinlichkeit zu überdenken.

§. VII.

Zuzucht und Mastung.

Zuzucht.

Die Rinder werden in den Niederlanden und in der Gegend um Breda durchgehends im zweyten Jahre begangen. . Was auch immer die Theoretiker und Stubenlandwirthe gegen diese Methode deklamiren, so verlasse ich mich lieber auf die sinnliche Erfahrung, und glaube, daß eine so alte, so allgemeine Praktik nicht Stand gehalten haben würde, wenn der Bauer nicht den Nutzen davon mit Händen gegriffen, und bey der entgegengesetzten Schaden gefunden hätte.

Man argumentire hiervon nicht zu weit, und folgere, daß man nach dieser Regel aller Bauern-Cultur, als der höchstnützlichsten, das Wort sprechen, und Vorurtheil für Vernunft gelten lassen müsse. . . Boden, Klima, Wirthschaft, Werkzeuge, Wetter, Lokalitäten, Ungleichheit der Temperatur der Jahre, Pachtbedingnisse, Servituten, und hundert solche Dinge mehr, haben auf die Bestellung des Feldes ihren Einfluß. Sie alle zu übersehen, zu vergleichen, ab- und zuzugeben, zu prüfen, und sich an das Beste zu halten, kann und wird nur selten die Sache eines Bauern

seyn.

seyn. Und (im Vorbeygehen gesagt) wie viele unter gebildeten Wirthen, die, außer mancherley Kenntniß und Wissenschaft, auch einen vorurtheilsfreyen Sinn mit dem Ackerbaue vereinen, giebt es, die das so recht können, ob sie es gleich alle glauben? *) — Aber zu sehen, ob das Begehen nach dem zwölften Monate den Rindern nachtheilig sey, das kann jede Kuhmagd; und ihr Meister wird wohl im Stande seyn, zu berechnen (eine Wissenschaft, wovon die Bauern das Empirische mit auf die Welt bringen), ob ihm nicht eine trächtige Kuh mehr Vortheil bringe, als ein leeres Rind.

Es sey, daß bey einer entgegengesetzten Methode das Rind etwas größer und schöner wird; aber die Schönheit macht in der Bauerwirthschaft wohl das Wesentliche nicht aus. Uebrigens kömmt hier noch sehr viel auf das Futter und die Individualität an. Ein gut gehaltenes Rind, das mit 21 — 30 Monaten Mutter wird, kann noch eine schönere Kuh werden, als ein schlecht genährtes, das man erst mit 30 Monaten begehen läßt. Und nicht selten geschieht es, daß eine Fehrse nicht mehr empfangen kann, weil man sie als Rind nicht hat wollen empfangen lassen. . Hier, wie in so vielen andern Fällen, zeigt die sinnliche Natur dem Men-

*) Die beschwerlichsten und langwierigsten Experimente der Physik sind die, welche auf freyem Felde über den Ackerbau angestellt werden; und eben diese Schwierigkeit, diese Langwierigkeit ist es vermuthlich, warum die Herren Physiker und Gelehrten sich nicht damit abgeben.. In Blumentöpfen allenfalls: denn da geht es leichter.

Menschen am besten, welchen Weg er einzuschlagen habe, während der abstrakte Denker diesen Fingerzeig verschmähend übersieht, und lieber auf dem Irrwege seine Spekulationen hintrabet.

Die Stallfütterungswirthe, besonders diejenigen, die nur einige Kühe haben, lassen den Stier in jeder Jahreszeit zu; doch geschieht es größten Theils gegen den August.

Wenn die Kühe zu einer Zeit kalben sollen, wo es noch kein Grünes giebt, so reicht man ihnen ein paar Wochen vorher täglich einige Hände voll Hafer... Gleich aufs Kalben bekommen sie etwas Salz und Brod, damit sie um so williger von ihrer eigenen Vormilch saufen, die man ihnen reicht.. Indessen wird ihnen ein anderer Trank von Buttermilch, warmem Wasser, ein paar Hände voll Roggen-Mehl, etwas Oel und Salz bereitet... In dem Falle, daß die Kuh sich der Nachgeburt nicht entledigen kann, kocht man Leinsaamen, mischt ihn nach und nach löffelweis unter das Getränke, und läßt alles Mehl und Korn weg. Man giebt ihr auch gekochte Vizbohnenschalen (Phaseolen, weiße türkische Bohnen), die man zu eben dem Gebrauche aufzubewahren pflegt... Wenn das Euter der Kuh verhärtet, so schlägt man Rüböl mit Wasser, und reibt es damit jedesmal ehe gemolken wird.

Den Kälbern wird einige Stunden nach der Geburt einigemal von der Vormilch, oder dem sogenannten faulen Beeste gegeben, von da aber weiter keine süße

Milch

Milch mehr, wenigstens nicht in dem Departement der beyden Nethen und im Waeslande. An der Dender erhalten die Kälber nur in den ersten acht Tagen süße Milch; dann werden sie gleich denen im Departement der beyden Nethen auf die Buttermilch versetzt. Irrthum zu vermeiden, bitte ich den Leser, nicht zu vergessen, daß hier von Buttermilch die Rede ist, welche noch alle Käsetheile enthält.

Kälber nicht an der Mutter saugen zu sehen, war mir, da solches auch in der Gegend, die ich ehemals bewohnte, gebräuchlich ist, nicht auffallend; aber über die Art, Kälber von der Geburt an blos mit Buttermilch zu erziehen, staunte ich die guten Leute eben so an, als sie mich, da sie hörten, daß man die Kälber bey mir blos mit süßer Milch erzöge. . Es bleibt also eine Thatsache, daß Kälber mit Buttermilch, aus welcher jedoch die Käsetheile nicht gezogen sind, nicht allein ohne Nachtheil, sondern mit dem besten Erfolge erzogen werden können. . In dem Lande von Waes wird die den Kälbern bestimmte dicke Milch nicht mit dem Rahme geschlagen, sondern dieser davon abgenommen.

Nach einigen Monaten wird der Buttermilch etwas Roggenbrod zugesetzt, so lange bis die Kälber im Oktober zu der allgemeinen Suppe übergehen. . Das Grüne wird ihnen indessen den Sommer über nicht versagt; sie werden auch mit den Kühen auf die Nachmaht der Wiesen und den Spörgel getrieben, und hier eben

so wie jene an Pfähle gebunden. . In der Gegend von Breda füttert man die Kälber im Winter mit schlechtem Heue.

Hr. Abbé Goyens giebt den Kälbern die ersten 10 — 12 Tage die Milch, so wie sie gemolken wird, also täglich dreymal zu saufen. Nach dieser Zeit erhalten sie abgesahnte süße Milch, und täglich ein halb Viertel-Pfund Roggenbrod, welches in der Milch erweicht worden ist. Nach dem Verhältnisse, wie sie an Alter zunehmen, wird ihnen auch an Brod zugesetzt, bis zu einem Viertel-Pfunde. . Obgleich seine Kühe im Sommer nicht auf dem Stalle gefüttert werden, so kommen die Kälber doch in ihrem ersten Lebensjahre nicht heraus. Er versicherte mir (und dieses zeugt nicht wenig für die Stallfütterung), daß, seit er diese Methode eingeführt habe, seine Kälber schöner und stärker werden, als vorher, wo er sie zur Weide schickte. . . Sobald sie Stroh fressen wollen, füttert er sie mit Haferstroh, und giebt ihnen dabey nichts Grünes. Er wünscht nur, jedes Jahr so viel Haferstroh zu diesem Gebrauche erübrigen zu können, daß er den Kälbern durchaus keine grüne Futterung zu geben gezwungen sey, weil er sich überzeugt hat, daß sich die Kälber bey dem trockenen Futter besser befinden. Die seinigen sind wirklich sehr schön. Im Winter erhalten sie dieselbe Nahrung, wie die Kühe. . Weder die einen noch die andern erhalten je einige Art von Mehl.

Mastung.

Die Ackerwirthschaften in Brabant geben sich wenig mit dem Mästen ab, es sey denn mit dem Viehe, das ausgemerzt werden soll. Die Polder unterhalb Antwerpen sind dazu bestimmt und geeignet, doch so, daß man die Wiesen ein Jahr abhütet, und das andere abmähet. Man rechnet, daß man vom Frühjahre an bis zum Herbste 3 Ochsen auf einem Bunder fett weiden kann, und daß der Gewinn 15 — 30 brab. Gulden pro Stück ist. Auch wird auf den vielen Wiesen bey Leaw in der Gegend von Tirlemont viel Vieh fett gemacht.

Der westliche Theil von Flandern liefert, nach Hrn. Man, ungleich mehr Fett-Vieh. „Die Ochsen, sagt er, die gemästet werden sollen, kommen „aus Frankreich, werden hier auf der Mastweide fett „gemacht, und gehen dann nach Frankreich zurück. „Dieses ist ein sehr vortheilhafter Handelszweig für die „flamändischen Landwirthe, die auf solche Weise, ein „Jahr ins andere gerechnet, wenigstens 14000 Ochsen exportiren, die alle auf den niederländischen Wiesen fett gemacht worden sind."

Die Mastung auszumerzender Kühe und Ochsen in den Ackerwirthschaften geschieht auf dem Stalle. Man bedient sich hierzu des Leinkuchen-Mehls, das mit Spreu, Buchwaizen und etwas warmem Wasser angemengt wird. Man füttert dreymal des Tages, und rechnet, daß 8 rasières oder Viertel gedachten Mehles hinreichen, ein Stück in 11 Wochen fett zu machen.

Nach Hrn. Balsamo wird das zu mästende Vieh in den Gegenden, die er bereisete, Morgens und Abends mit Rapskuchen und einem aus Bohnen- und Roggen-Mehle zubereiteten Getränke genährt. Am Mittage erhält es abgekochte mit Häcksel vermischte Bohnen, und auf die Nacht etwas Heu und Stroh.. Er fand in den Niederlanden das Ochsenfleisch sehr gut und wohlschmeckend.

In der Gegend von Contigh, so wie im Waeslande, verkaufen die wenigsten Wirthe ihre Kälber mager, sondern mästen sie zum Verkaufe mit Milch, so wie diese von der Kuh kömmt. Ein Kalb säuft 7 — 8 Potten des Tags. Das Mästen dauert 6 — 12 Wochen, je nachdem man es vortheilhaft findet. Man rechnet, daß das Kalb mit jeder Woche für anderthalb bis drey Gulden zunehme. Nach dieser Berechnung wäre der Pott Milch zu einem brab. Stüber angebracht. Da nun 13 solcher Potten ein Pfund Butter geben, und wir dieses zu 6 Stüber angeschlagen haben, so folgt, daß bey der Anwendung der Milch zum Mästen der Kälber ein weit größerer Vortheil entspringe.

Dieses stimmt auch einigermaßen mit einer andern Berechnung in meinen Noten überein. Nach dieser reicht die jährliche Milch von einer Kuh zu, um $2\frac{1}{2}$ Kälber, jedes in 3 Monat Zeit, fett zu machen, welche alsdann à Stück 30 — 40 Gulden verkauft werden können. Dieses gäbe eine Summe von $87\frac{1}{2}$ Gulden. Davon für den Ankauf von $2\frac{1}{2}$ Kälbern $12\frac{1}{2}$ Gulden abgerechnet, bleibt zum Vortheile des Mästens 75 Gulden.

den. Nun betrug aber die Butter nebst dem Abfall, S. 266, nur 66 Gulden: so brächte denn das Kälbermästen 9 Gulden mehr ein, als das Buttern.

Bey dem Mästen der Kälber beobachtet man, daß sie in einem dunkeln Raume gehalten werden müssen, und ihnen das Maul mit einem Korbe geschlossen wird, damit sie kein Stroh fressen.

In Rücksicht der Mastung des Hornviehes, ob ich gleich einige Stücke blos mit rohem Wurzelwerke fett gemacht habe, habe ich doch die warme Fütterung zuträglicher als die kalte, und die siedend heiße noch zuträglicher als die warme befunden. Das Vieh scheint mit Vergnügen den Kopf in das Dampfbad zu halten, und sich an dem Geruche zu laben, bis ein mehr temperirter Grad von Wärme ihm erlaubt, anzubeißen. Es nahm sichtbar bey dieser Methode zu, die auch meinen Nachbaren bekannt ist, und von ihnen ausgeübt wird.

Dritter Abschnitt.

Ställe und Dünger.

Da diese beyden Gegenstände in den Niederlanden so enge mit einander verbunden sind, daß man Mühe hat, die Quantität und Qualität des letztern zu beurtheilen, wenn man erstere nicht kennt, so ist es nöthig, hier die Beschreibung der Ställe einzurücken.

Von den Ställen.

Der Leser wird mir gerne verzeihen, wenn ich ihn nicht lange mit der Beschreibung unbedeutender Stallungen und ihrer Varietäten aufhalte, und dafür ein vollständiges Detail eines nach der belgischen Wirthschafts- und Fütterungs-Art gehörig eingerichteten Stalles liefere, welchem alle übrigen zwar nicht an Geräumigkeit und Gemächlichkeit, doch in den wesentlichsten Stücken gleichen.

Dieser Stall befindet sich zwey Meilen von Antwerpen in der Campine bey Westmael, wo er erst vor ein paar Jahren von einer Congregation religiöser Einsiedler, deren ich schon einigemal erwähnt habe, erbauet worden ist.

Ich habe den Grundriß des Gebäudes selbst aufgenommen, und die Struktur des Dachwerks ist mir von dem Verfertiger desselben mitgetheilt worden. Tafel

fel 10. Fig. 1. zeigt den Grundriß, Tafel 11. Fig. 3. den Durchschnitt des Gebäudes in seiner Breite. Beyde Figuren sind hundertmal verjüngt, das heißt: das Gebäude ist in allen Theilen hundertmal so groß, als es hier abgebildet ist. Auch findet sich auf Tafel 11. der Maaßstab.

Auf dem Grundrisse der 10. Tafel zeigt a den Futtergang; b das doppelte Thor, welches so breit ist, daß der kleine Futter-Karrn dadurch eingeschoben, und in den Futtergang gebracht werden kann. Hier wird der Klee in kleinen Haufen gegen die Wand c angeworfen. Der Futtergang ist mit aufrecht liegenden Ziegelsteinen gepflastert. Die punktirte Linie x deutet eine kleine Vertiefung an, nach welcher sich das Wasser beym Waschen *) und Füttern hinzieht, und darinn seinen Ausfluß nach dem Hofe hat. d ist ein Ausgang für Menschen; e eine Pumpe; f ein eingemauerter Kessel zur Brühfütterung, welcher von außen in der Kammer g geheizt wird. h zeigt die Staffeln, die abwärts nach dem Feuerheerde des Kessels führen. i sind ausgemauerte Bierdreschbehälter; j eine kleine, um 60 centimétres über den Stand der Kühe erhabene, und von oben dem Fußboden des Futterganges gleiche Mauer, auf welcher die drey Pfeiler ruhen, die sowohl zum Unterstützen der Hauptbalken, als zum Anhalten des Stangenwerks dienen, an welchem die Kühe befestiget sind. k ist der Fußstand des Viehes.

*) Der Gang wird wöchentlich ein paarmal gewaschen.

Die Länge dieses Standes hat 17,1 mètres, die Breite beträgt 2,65. Da er für 19 Kühe eingerichtet ist, so hat jede einen Breiteraum von kaum 3 rheinländischen Fußen, und einen Längeraum von 8½. Der Raum für eine ziemlich große Kuh, besonders zur Zeit der Trächtigkeit, scheint sehr geringe, und ist wirklich beym Melken und Reinigen etwas unbequem. Dennoch fand ich keinen Stall in der ganzen Gegend, wo die Kühe mehr Raum hatten; in einigen hatten sie gar noch etwas weniger. . Der Boden, worauf die Kühe stehen, ist ebenfalls mit auf der Kante liegenden Ziegelsteinen gepflastert, und hängt etwas nach der Miststätte zu, damit der Urin abfließen kann. Der Urin wird in einer Rinne aufgefangen, die am Rande des Fußstandes angebracht ist, und ihn nach einer Cisterne leitet. Diese Ableitung wird aber nur dann gestattet, wann das Mistmagazin schon hinreichend damit getränkt ist, ohne welches der Mist sich brennen und schimmeln würde. Ein wenig Strohmist, den man hier und dort in die Rinne zieht, hält die Flüssigkeit auf, und macht, daß sie über- und in die Miststätte laufe.

l ist die Miststätte, oder der im Stalle selbst befindliche Platz, wohin Mist und Streue von dem Viehstande abgezogen werden. Sie hat, um mehr Mist fassen zu können, eine Höhlung, die man Taf. 11. Fig. 1. bey c sehen kann. Bey o und p ist die Aus- und Einfahrt. q ist ein Stall für 5 Pferde. Es führt daraus eine Thüre nach dem Kuhstalle, um den Pferdemist dadurch zu bringen, und über den Kuhmist herzubreiten.

ten. g ist, wie schon gesagt, eine Kammer oder ein Laboratorium, welches mit dem Fußboden des Futterganges gleiche Höhe hat, daher man auch einige Tritte hinabsteigen muß, um zum Pferdestalle zu gelangen. r sind Kasten für Häcksel und Spreu; daneben eine Treppe, die auf den Speicher, und unter ihr eine andere, die nach dem Keller führt.

Der Durchschnitt des Gebäudes auf Tafel 11, Fig. 3. wird das Ganze noch deutlicher machen. Daselbst ist a der Futtergang, b der Stand der Kühe, c die Miststätte, e der Keller zum Wurzelwerk, der die Länge des ganzen Gebäudes hat, f der Speicher, der durchaus mit Brettern gebödnet ist.

Die Mauern haben die Dicke von anderthalb Ziegelsteinen, circa 15 Zoll rheinl. Das Gebühne des Stalles hat nur 3 Balken, welche auf den beyderseitigen Mauern ruhen, und darinn eingeankert sind. Daraus folgt, daß die Balken 13 Fuß von einander liegen. Da es schwer fällt, Balken von der Länge von 36 Fuß zu finden, so hat man sie bey dem Futtergange angestückelt, und jeden daselbst mit einem Pfeiler unterfangen, wie man bey g sehen kann. Das Dach ist mit Backziegeln gedeckt.

Die Ansicht des Futterganges, von dem Stalle aus genommen, präsentirt sich Tafel 10. Fig. 2. Die kleine Mauer ragt um einen starken halben Meter über den Fußstand der Kühe hervor. Auf diesem Mäuerchen ruhet eine Schwelle, in welche das Stangenwerk

eingelassen ist. Die Einrichtung des Stangenwerks zeigt sich deutlich auf der 3. Fig. Die Art, wie die Stangen im Erfoderungsfalle aus- und eingesetzt werden können, zeigt sich in der daselbst aufgeschobenen Stange a. Man läßt sie in die an der Schwelle angebrachte Vertiefung sinken, treibt dann unterhalb des oberen Zwergholzes einen kleinen Zapfen durch das in der Stange befindliche Loch, wodurch diese, von oben und unten angehalten, nicht mehr weichen kann.

Die Zwischenräume der Stangen sind sich nicht gleich: denn immer folgt auf einen engen ein weiter Zwischenraum; dieser hat 55, jener 35 centimétres, beydes mit Inbegriff der Stangen. An diesen Stangen ist das Vieh folgendermaßen befestiget. Jede Kuh hat ein eisernes oder hölzernes Halsband. Die Abbildung des letztern befindet sich Tafel 11. Fig. 2.: der umgeworfene Strick zeigt deutlich genug, wie das Band geöffnet und geschlossen wird. An dieses Band werden zwey Seile befestiget, deren jedes an seinem andern Ende einen eisernen Ring hat. Die Ringe sind hinreichend weit, um ohne Anstand in die aufgehobenen Stangen eingeschoben werden zu können, wie solches Tafel 10. Fig. 2. bey a zu sehen. Dadurch befindet sich die Kuh von zwey Seiten angehalten, und kann ihre Nachbaren nicht beunruhigen.

Der Boden des Futterganges dient den Kühen zur Tafel, auf welcher ihnen Klee und Stroh servirt werden. — Raufen sah ich nirgends in den Niederlanden. — Suppe und Trank erhält das Vieh in plat-

ten

ten Böttichen, welche, nachdem sie ausgeleert sind, weggenommen und gegen die Wand angelehnt werden. . Die Wand des Futterganges hat 4 Fenster, ob ihrer gleich nur 3 abgezeichnet sind. Zwischen den zwey mittelsten ist eine Laterne (réverbère) angebracht, um den Stall bey Nacht zu erleuchten. . . Schade, daß nicht alle Ställe in Brabant diesem schönen Stalle gleichen!

Die Ställe der Campine sind durchgehends groß, luftig, selten mit einem Boden (Söller) versehen, daher weder die große Hitze, noch der erstickende Geruch darinn herrscht, welche meine ehemaligen Nachbaren so sorgfältig in den ihrigen zurückzuhalten suchen. An einem Ende des Stalles befindet sich das Thor, und oft an dem entgegengesetzten Ende ein zweytes, welche beyde so weit sind, daß sie den Mist-Karrn zulassen. Wenn auch dieses zweyte Thor nicht da ist, so ist doch der Stall so geräumig, daß der kleine Karrn darinn sich drehen kann, ohne daß man benöthiget ist, das Vieh heraus zu lassen. Die Kühe haben keinen ausgemauerten Stand, sondern stehen auf dem Miste selbst, welcher, wenn er sich zu stark anhäuft, unter ihnen weg- und nach dem Mistbehälter gezogen wird. Zu dem Ende ist der Stall wie das Bett eines Flusses ausgehöhlt, und die Feuchtigkeit zieht sich größten Theils nach dieser Höhlung hin. . . Ich fand dieselbe Methode auch im Geldrischen, und auf den Gränzen des Clevischen Landes.

In

In der Gegend von Contigh, wo die Ställe nicht so geräumig sind, hat das Vieh einen festen trockenen Stand, und das Mist-Magazin ist tiefer angelegt. Ich sah ein solches, welches die Tiefe von 5 — 6 Fuß hatte. Der Karrn konnte nicht in den Stall hinein, sondern wurde rückwärts gegen die Thüre angeschoben, und der Mist darauf geworfen. Alle diese Ställe haben keine Abzugsrinne für den Urin; sondern man läßt eine Oeffnung im Miste, wohin sich die Feuchtigkeit zieht, und daraus wie aus einem Brunnen geschöpft werden kann. Selten findet man einen Futtergang, der breit genug wäre, um einen Karrn zuzulassen; statt dessen bedient man sich alsdann des Schubkarrns.

Da keine, oder doch nur sehr wenige Ställe die Gemächlichkeit eines eingemauerten Kessels haben, noch haben sollen, weil es in kleinen Wirthschaften vortheilhafter ist, bey Einem Feuer für Menschen und Vieh zu kochen, so ist es nothwendig, daß der Kuhstall, in den Gegenden, wo die Brühfütterung eingeführt ist, unmittelbar an die Küche, welche auch zugleich das Wohnzimmer der Familie ist, anstoße, und diese durch eine Thüre mit dem Futtergange Gemeinschaft habe, damit man mit der Suppe sogleich an Ort und Stelle seyn kann. Leute, die nur ein paar Kühe halten, tragen den Kessel ohne Umstände auf einem Stocke nach dem Stalle; bey mehreren Kühen aber geht dieses nicht an, und man hat zu dessen Erleichterung verschiedene Mittel ersonnen.

In

In der Campine, wo man sich in den Pachthöfen der Reinlichkeit nicht befleißigt, thut es ein beweglicher horizontal ruhender Tragebaum oder Kranich. Er reicht mit seinem Ende, woran der Kessel aufgehangen ist, bis über das Feuer, und hat die Länge, daß er, wenn er gedrehet wird, bis an die Stallthüre reicht, und den Kessel hinbringt. Bey Contigh bedienen sich Viele eines niedrigen kleinen Rollwagens zur Fortschaffung des Kessels; Andere aber haben dazu eine Vorrichtung angebracht, die eine Beschreibung verdient.

Etwa einen halben Fuß unter dem Gebühne der Küche, befinden sich zwey eiserne, einen starken Zoll dicke viereckigte eiserne Stangen, die in parallellaufender Richtung ein paar Zoll breit von einander an dem Gebälke angebracht sind. Sie nehmen unter dem Rauchfange über dem Heerde ihren Anfang, und reichen bis in den Stall hinein. Auf diesen Stangen laufen zwey messingene Rollen, oder schmale Walzen, die durch eine unbewegliche Axe zusammen verbunden sind, jedoch so, daß zwischen beyden ein Raum bleibt, welcher breit genug ist, um einen starken Haken zuzulassen, der auf die Axe eingehängt wird. An dem untern Ende des Hakens ist ein Bügel, und an diesem eine Röhre befestiget. Die Röhre hat von innen eine Mutter, in welcher sich eine Schraube dreht, die sich in einen Haken endiget, in welchen der Kessel gehängt wird. Tafel 11. Fig. 4. macht die ganze Vorrichtung anschaulich.

Eine alte Frau schob in meinem Beyseyn den vollen Kessel ohne viele Anstrengung bis über das Feuer,

und

und von da nach dem Stalle. In dem Stalle nahmen die bis dahin gerade laufenden Stangen eine gekrümmte Richtung nach der Seite der Thüre, damit der Kessel nicht daran hangen bleiben und den Eingang versperren möge. Die eiserne mit einer Schraube versehene Röhre dient dazu, dem Kessel über dem Feuer die beliebige und gehörige Höhe zu geben, wobey man den Kessel nur umzudrehen braucht, welches die Arbeit eines Kindes seyn kann.

Von dem Dünger.

Die beschriebene Einrichtung der Ställe zeigt, daß in den belgischen Distrikten, deren Ackerbau und Wirthschaft wir unternommen haben zu untersuchen, der Mist des Viehes im Stalle selbst, und zwar so lange gelassen wird, bis er darinn aufgeladen und unmittelbar auf das Feld gefahren wird. Diese bey dem Anschauen ekelhafte, und, einer eingebildeten Theorie *) nach, dem Viehe

*) Es geht mit den Theorieen, wie mit den Philosophieen: Jeder schafft sich die seinige nach seinem Geschmacke, und modulirt sie nach seinen Begriffen. Setzt gleich die Erfahrung einer Lieblingstheorie unleugbare Thatsachen entgegen, so schüttelt der Theoretiker doch ungläubig den Kopf, oder demonstrirt, daß, wenn die Thatsache auch so sey, wie man sie vorgiebt, sie doch so nicht seyn müsse, eben darum, weil sie seiner Theorie entgegen steht. Denn es wäre ja unerhört, wenn das prius einem bloßen posterius nachstehen müßte!.. Als Bauer denke

Viehe nachtheilige Methode muß manchen, selbst vorurtheilsfreyen Lesern auffallen. Doch verschwindet diese doppelte Bedenklichkeit, die eine vor dem reellen Nutzen, die andere vor der unleugbaren Wahrheit. In Rücksicht dieser letztern hat eine lange und allgemeine Erfahrung den brabanter Landwirth gelehrt, daß in dem Modder zu stehen, und auf dem Miste zu liegen, den Kühen eben so wenig schade, als das ewige Einsperren bey ihrer Stallfütterung. Das Ekelhafte wird der Landwirth, der in der That einer ist, und es nicht etwa auf Krippen von Marmor, und Raufen von Mahagonyholz angelegt hat, dem Bessern und Nützlichern leicht

denke ich mir die Sache wie eine Leiter. Der Prius steht, oder wähnt vielmehr bey den obern Sprossen zu stehen. Der Freund des Posterius fängt gegentheils bey den untersten an; und wird er gleich von dem Manne da droben verhöhnt, so unterläßt er doch nicht, durch Fleiß, Nachdenken und Vergleichung von Erfahrung zu Erfahrung höher zu steigen, und der unbekannten Wahrheit näher zu rücken. Indeß steht jener da oben, wenn ihm nicht der allvermögende Plutus unter die Arme greift, so fest nicht. Nicht selten wackelt ihm vor Entzücken, so weit über die Andern herabzusehen, der Kopf, und er wischt in einem Luftballon davon; oder ein gewisser horror vacui ergreift ihn, und da er sich in dem gerechten Schrecken an der Rosen-Luft nicht halten kann, so erniedrigt er sich bis zur Erfahrung. Weil er aber diese nicht anders als durch seine Brille ansehen will, so greift er daneben hin, hält die ganze Kunst für eine Narrenposse, und überläßt Meister Görgen das Handwerk.

leicht zu gut halten, zumal wenn dieses so überwiegend besser und nützlicher ist.

Wer die Unschätzbarkeit des Mistes kennt, dem wird nicht leicht vor einer Methode ekeln, die seine Quantität und Qualität so vorzüglich erhöhet. Uebrigens zeigt die Einrichtung des Stalles der Einsiedler zu Westmael, daß man auch jener Unannehmlichkeit ausweichen könne.

So sehr man auch den Compost erhebt, so viel wirksamer ich selbst ihn bey mehreren Gelegenheiten als den gewöhnlichen Stallmist gefunden habe, so sehr steht er doch diesem brabantischen Stalldünger nach. Auch die Belgen kennen den Compost, und sind meistens genöthiget, welchen zu machen, wie wir in der Folge sehen werden; aber sie gestehen einmüthig, daß er ihrem Miste, wenn er unmittelbar aus dem Stalle aufs Feld gebracht wird, nicht gleich komme. . Die Parallele zwischen diesem belgischen Stallmiste, und dem meiner ehemaligen Nachbaren, die leider auch überall so viele Zunftbrüder haben, ist noch auffallender.

Wenn *) in meiner Gegend, oder wo es sonst seyn mag, der Mist aus allen Ställen in den Hofraum gebracht wird; wenn außer dem Regen auch noch das Wasser von allen Dächern der Gebäude, die den Hof von

*) Der Leser erlaube mir, hier wörtlich abzuschreiben, was ich selbst schon anderswo darüber geschrieben habe, und noch eben so lebhaft als vor einigen Jahren fühle.

von 3 — 4 Seiten umgeben, zusammenfließt, und darinn einen Sumpf bildet, der, wenn er bey starken Regenschauern nicht abgelassen wird, Haus und Scheune zu überschwemmen droht; wenn dann die Haupt-Essenz von dem Dünger, in jenem Gewässer aufgelöst, und mit dem Urine des Viehes vereint, auf die offene Straße wie ein schwarzer Strohm hinläuft, und ich zum Unglücke vorübergehe, so regt sich meine ganze Empfindung. Ich fluche dem barbarischen Unsinne, und rufe mir, wiewohl mit Schwermuth, die goldne Sitte unserer guten Brabanter ins Andenken zurück... Der Mann, der den Werth des Düngers in seinem ganzen Umfange kennt, und den Pflug, wie ich, mit heißer, mit leidenschaftlicher Verehrung ansieht, der wird meine Klage fühlen, und mich in ihrem Ausdrucke keiner Schwärmerey beschuldigen.

Die Vorzüge der belgischen Behandlungen des Mistes, da, wo er in den Ställen aufbehalten wird, sind unverkennbar. Hier, wo kein Regen etwas wegschwemmt, wo kein Strohhalm ist, der nicht fault, kein Kuhfladen, der verloren geht, kein Pferdeapfel, der an der Sonne dorret, wo der Dünger in seinem vollen Fette reift, bis er im Stalle selbst aufgeladen und unmittelbar, und ohne Verlust eines Tropfens auf das Feld übergeht... So was, glaube ich, kann man wohl einen wahren Dünger nennen; und ihm schreibe ich hauptsächlich die Wunder zu, die ich bey den Belgen gesehen habe.

Nun fragt sich's, wie's denn ein Pächter mit seinem Stallmiste in einer Gegend machen soll, wo die einmal hergebrachte Struktur der Wirthschaftsgebäude ihn zu obiger verderblichen Methode zwingt. Da ich zum Theil in dem Falle war, so kann ich mit Sachkenntniß darauf antworten.

Zuerst lasse man den Dünger, besonders im Winter, so lange unter dem Viehe, als es nur immer der Raum und die Möglichkeit gestattet. Man höre dabey auf die Klagen der Milchmägde nicht, welche unter dem Vorwande der Reinlichkeit den Mist durchaus alle Tage aus dem Stalle schaffen wollen. Ich kenne vernünftige Wirthe in meiner Gegend, die nicht erlauben, daß der Mist wöchentlich mehr als zweymal unter den Kühen weggezogen wird. Um aber den Zorn der Mägde dabey zu stillen, so versprechen und geben sie diesen eine Haube, ein Halstuch oder dergleichen, wovon die Hausfrau nichts wissen soll.

Wird der Mist auf den Hof gebracht, so darf er durchaus nicht auf gerathewohl hingeworfen werden, sondern muß sogleich oder in einigen Tagen, wenn eine hinlängliche Menge da liegt, um einen Mann auf einen halben Tag zu beschäftigen, zu einem Haufen angesetzt werden. Der Mist muß dabey nicht wulstweise, so wie er aus dem Stalle gezogen worden, zu dem Haufen gebracht, sondern über der Oberfläche desselben entwickelt, und gehörig gebreitet werden. . . Hat die Schicht die Höhe von etwa einem Fuße, so muß, wo möglich (einem rechtschaffenen Pächter ist

vieles

vieles möglich, wo Schlendrian und barbarische Gleichgültigkeit einen Berg von Unmöglichkeiten vor sich finden), einen, oder ein Paar Zoll dick Erde, Rasen, Gassenkoth, Teichschlamm, oder was sonst zu haben ist, über die Mistschicht hergeworfen werden; dann wird wieder mit dem Mistaufbringen fortgefahren, und so weiter, bis daß der Haufen so hoch wird, daß man den Mist nicht mehr ohne große Unbequemlichkeit darauf bringen kann. Hierzu gehört ein Knecht oder anderer Arbeiter: denn den Mägden darf so was nicht überlassen werden. . . Ein Pächter wird sich dabey nicht schämen, selbst Hand anzulegen, oder doch dabey zu inspiciren. Die Mistbereitung gehört unter die Hauptoperationen der Landwirthschaft, und ist von weit höherer Importanz, als die Erziehung einiger Fohlen, oder gar das Mäkeln mit Pferden, welche beyde Dinge das gewöhnliche Steckenpferd mancher Pächter sind. Ich, für meinen Theil, stand nicht selten auf meinem Misthaufen, wenn viele meiner Collegen hinter dem Bierkruge saßen, auf den Kirmessen herumzogen, oder nach allen Wochenmärkten liefen, um daselbst vielleicht etwas mit Viehhandel zu gewinnen, was sie zu Hause durch ihre Abwesenheit gewiß verloren.

Es ist nothwendig, mehrere Haufen, oder doch wenigstens zwey nach einander anzusetzen, damit man Dünger von verschiedener Reife habe. Die Haufen müssen im Sommer einigemal begossen werden. Die Ahljauche, wo man sie hat, ist natürlich dazu am

besten; sonst geschiehts mit Wasser. Da, wo die Möglichkeit es zuläßt, wird wohl jeder gute Wirth eine Zisterne, oder eine eingegrabene Tonne in oder bey dem Stalle haben, wohin der Urin des Viehes seinen Abzug nimmt. Wer diesen auf die Straße laufen läßt, der ist ein Antipode und kein Landwirth.

Je größer die Hitze der Atmosphäre ist, desto geschwinder wird das Reifen des Mistes in dem Haufen vor sich gehen; und manchmal lud ich solchen auf, der nur drey Wochen auf einander gelegen, und schon vollkommen war. Ich bin überzeugt, daß der, welcher schon einmal solchen Dünger gemacht hat, keinen andern mehr verlangen wird. In einer großen Wirthschaft wird erfodert, einen Mann das ganze Jahr über allein auf dieses Geschäfte zu halten; und dieser wird unter allen Arbeitern seinen Lohn am reichlichsten wieder einbringen.

Eine große Beschwerlichkeit, um guten Mist auf Höfen mit vielen Gebäuden zu machen, ist das Wasser, was bey Regenschauern von den Dächern abfließt; man muß daher, wo immer möglich, es von dem Miste abzuhalten suchen. Da dieses aber in einer solchen Lage selten möglich ist, so kann das Wasser im Vorbeyströmen nur an dem Fuße des Haufens einigen Schaden thun, den man durch Steine, Bretter oder andere kleine Hülfsmittel leicht vermindern kann. Da aber, wo die Miststätte so unglücklich angelegt ist, daß sie dem Wasser keinen Ablauf gestattet, auch keine ausgemauerte unterirdische Rinne anzubringen ist, da

ist

ist guter Rath theuer, und die unbezwingliche Noth leidet die Anwendbarkeit keines Gesetzes.

Wir kehren nach den belgischen Ställen zurück. Da, wo die Kühe einen trockenen, also über die Miststätte erhabenen Stand haben, wird der Mist alle Morgen abgezogen, und ein paarmal des Tages frisch untergestreut. Da aber, wo das Vieh auf dem Miste selbst steht, wie in der Campine, gehört mehr Achtsamkeit dazu, um es in der Höhe zu halten. . . Im Anfange, wenn der Stall leer ist, wird eine, einen halben Fuß hohe Lage Sand angelegt; darüber wird eingestreut, und der Mist nach und nach unter dem Viehe weggebracht. Wann sich aber der Mist in der Mitte des Stalles zu häufen anfängt, die Feuchtigkeit desselben also nach dem Stande der Kühe zurücktritt, so muß dieser, damit die Kühe nicht im Modder versinken, erhöhet werden. Das Stroh allein reicht alsdann nicht mehr dazu hin, sondern es müssen von Zeit zu Zeit härtere Substanzen, wie Plaggen, Haide, Ginst ꝛc. untergeworfen werden.

Ueberdem hält man in dem Miste eine Art von Pfütze an dem tiefsten Theil des Stalles offen, in welchem sich die Flüssigkeit sammelt. Diese wird entweder über den Mist hergegossen, unmittelbar zuvor ehe er zum Verfahren aufgeladen wird, oder sie wird für sich allein zu verschiedenen Bestimmungen weggebracht.

So geräumig die Ställe auch sind, so reichen sie doch oft nicht zu, um allen Dünger in einer Zeit

zu fassen, wo man seiner zu dem Feldbaue nicht bedarf. Alsdann bleibt kein anderes Mittel übrig, als ihn auszufahren und in Haufen zu bringen. Diese Haufen werden, wo möglich, bey dem Felde selbst errichtet, wo man ihrer in der Folge nöthig hat. Das Anlegen solcher Haufen wird nicht dem Zufalle überlassen, sondern mit Genauigkeit vollführt. . . Man giebt ihnen zwey perpendikuläre Seitenwände, und vorne eine Auf-, hinten aber eine Abfahrt. Diese ist kürzer, also steiler als jene. . . Um die Seiten senkrecht aufzuthürmen, zieht der Arbeiter, der den Haufen nicht verläßt, den Mist mit einem Haken oder Karste gegen sein Bein an, und indem er den gegen den Mist angestemmten Fuß aufhebt, beugt und faltet er zugleich den Mist über ihn selbst hin. Dadurch entsteht ein Wulst, den er mit seinem runden oder dickeren Theile nach der Außenseite des Haufens zukehrt und anlegt. Dadurch entstehen dann nach und nach die zwey festen Wände.

Sollen solche Misthaufen lange liegen bleiben, so werden sie schichtweise mit einer Lage Erde, Rasen u. s. w., oder Haidehäcksel, das ist, an der Erde abgeschornen Haidekrauts, durchschossen, ohne welche Vorsicht der Mist auf einander brennen würde. Ein oder zwey Wochen vorher, ehe man diese Haufen wegfährt, werden sie umgestochen; da sie aber des Mistes wegen nicht wohl mit dem Spaten zu durchstechen sind, so bedient man sich zu dem Ende des im ersten Bande Tafel VI. Fig. 10. abgebildeten Spitzspatens, oder

der

der Tafel IV. Fig. 8. abgebildeten Axt. Sie hat einen rheinländischen Fuß in der Breite, und bis zum Stiele eben so viel in der Höhe. Mit diesem Werkzeuge sah ich den Haufen in perpendikulärer Richtung in ein Paar Zoll dicke Scheiben hauen, welche dann mit dem gewöhnlichen Spaten etwas zerschlagen, und auf die Seite geworfen wurden. Aus diesem Gemenge entsteht dann wieder ein neuer Haufen, welcher 10 bis 14 Tage liegen bleibt, in dieser Zeit mit Jauche getränkt, und dann aufs Feld gebracht wird *).

So gut und wirksam dieser Compost dann auch immer ist, so geht doch die einstimmige Meinung aller Wirthe dahin, daß er ihrem Stallmiste nicht gleichkomme.

Man hat auch wohl noch eine andere Gattung von Compost. Wenn man einen Graben ausgräbt, und viel todte Erde aus demselben erhält, so wird sie in einen Haufen zusammen gefahren. Nachdem dieser sich ein wenig gesetzt hat, wird obenauf eine flache

*) Bey Gelegenheit des Compostes bemerke ich, daß ich einst einen Haufen auf dem Felde zusammensetzen, und nach anderthalb Jahren auseinander fahren ließ. Da alles rein weggefahren war, ließ ich die leere Stelle mit etwas von eben diesem Composte überwerfen, um sie dem übrigen Felde gleich zu halten. Das Stück wurde mit Hanf besäet, der überall vortrefflich, auf dieser Stelle aber gleich Anfangs gar nicht kam. Später zeigten sich einige einzelne, gelbe, kleine, kümmernde Hanfstängel, die zu den übrigen wie Zwerge zu Riesen standen.

Grube angefertigt, und die Jauche, deren man entbehren kann, nach und nach hineingegossen. Durchdrungen von dem wirksamsten aller Dünger, und dem Einflusse der Atmosphäre ausgesetzt, wird dieser rohe Grund zu einer fruchtbaren Erde. Die Ahljauche wird überhaupt sehr aufgesucht, und da, wo sie zu kaufen ist, mit 50 Kreuzer die Last, so wie sie ein Pferd zieht, bezahlt.

Die Mistbehandlung in Flandern ist von obiger, die ich in Brabant gesehen, etwas verschieden. Da die Ställe in jener Gegend nicht die Geräumigkeit haben, wie in dieser, so kann der Mist nicht so lange darinn liegen bleiben. Er wird daher in weite flache Gruben gebracht, und darinn zu einem Haufen angesetzt. Der Ausfluß des Urins der Ställe ist nach gedachter Grube gerichtet. . . Oft fand ich ausgemauerte bedeckte Behälter, die den Urin auffingen; man vermehrte ihn durch Zugießen mit Wasser. Solche Zisternen werden mit Backsteinen und gewöhnlichem Mörtel angefertiget, und nicht verkittet.

„Ein guter Landwirth, sagt Herr Man, wen„det große Sorgfalt darauf, daß sein Dünger nie„mals dürre und trocken werde, weil alle flüchtigen „Salze dadurch in die Luft gejagt werden würden. Er „legt seine Miststätte, so viel als möglich, immer dicht „an den Pferde- und Kuhställen an, und giebt ihr „Schutz gegen die Sonne. Ist dieses nicht möglich, „so sucht er sie doch unter einem großen Baume anzu„legen, dessen Schatten sie gegen die Sonne schützt.

„Zum

„Zum Behältniß für den Mist werden überall fünf „bis sechs Fuß tiefe Gruben von der erforderlichen „Größe gegraben, in denen der Mist, vom Monat „März an, bis nach der Aerndte gesammelt wird. „Die reichern Landwirthe sind mit einer solchen bloßen „Grube nicht zufrieden, sondern pflastern sie noch und „legen sie mit Ziegelsteinen aus, damit nichts davon „in den Erdboden ziehen könne, sondern der dickere „Theil beständig in eine Masse von Urin eingetaucht „bleibe, die dann durch den Regen noch vermehrt „wird *). Die Ställe sind deswegen gepflastert, und „gegen eine Abzugsrinne hin abhängig gemacht, die „allen Urin des Viehes in die Mistgrube leitet, wo„durch die verdunstete Feuchtigkeit beständig wieder „ersetzt wird."

„Es ist wahrscheinlich, daß in einem solchen „Mistmagazine die Zerstörung der in der Streu und „dem Miste des Viehes enthaltenen faserigen Theile „der Vegetabilien leichter von Statten gehen, und die „befruchtenden Salze weniger verflüchtiget werden, „wie nach irgend einer andern Methode. Der gute „Wirth ist von der Wahrheit dieser Behauptung und „der Vorzüglichkeit dieser Methode so sehr überzeugt,

*) Da aber das Maaß der Vermehrung der Feuchtigkeit durch den Regen nicht von unserer Willkühr abhängt, so zeigt das, wie viel die brabantische Methode, den Dünger im Stalle zu machen, vor der flandrischen voraus habe. Zu viel und zu wenig Feuchtigkeit hindern beyderseits den gehörigen Zerstörungsproceß aller vegetabilischen und animalischen Substanzen.

„daß er nur vier Theile eines solchen Düngers wirk„lich braucht, wo er von anderm, mit weniger Sorg„falt und Vorsicht, und nicht nach dieser Methode ge„sammeltem Dünger, fünf Theile anwenden würde."

Das allgemeine Einstreuungsmaterial ist das Stroh, und die von dem Felde ausgeeggten Getreidestoppeln. Damit jenes sich vortheilhafter streue, und besser zu dem Miste schicke, hauen Viele es mit der beschriebenen Mistaxt durch. In der Campine bedient man sich häufig der Haide zum Einstreuen. Ich bin überzeugt, daß bey dasiger Unfruchtbarkeit des Bodens, und dem außerordentlichen Mistaufwande, den er erheischt, das Stroh auf keine Weise zureichen würde, um die daselbst üblichen Rotationen im Gange zu erhalten, wenn nicht noch zu einem andern Einstreumittel, d. i. dem Haidekraute, gegriffen würde... Uebrigens sehen denkende Wirthe diese Streu für ein schlechtes Surrogat an, und ich fand wohlhabende unter ihnen, die die Haideplaggen nicht anders in den Stall zuließen, als wenn es das Trockenstellen des Viehes, von dem wir schon gesprochen haben, erfoderte.

„Da das Stroh ziemlich selten und theuer ist, „und man ohne dieses keinen langen Mist haben kann, „so wird, sagt Hr. von Ponderle, dieser Mangel „durch Haideplaggen oder Soden ersetzt. Diese wer„den zur Streu für die Pferde und Kühe in den Stall „gebracht; und da der Grund des Stalles zu dem „Ende eine gewisse Tiefe hat, so nimmt die Masse

„täg-

„täglich zu, und bildet eben so viele Schichten, die ganz „von dem Miste und Urin des Viehes durchdrungen „sind. Dadurch entsteht eine vortreffliche Art von „Erde, die sehr viel dazu beyträgt, den Acker fruchtbar zu machen. Deshalb werden auch diese Behälter von Zeit zu Zeit sehr sorgfältig ausgeleert, der „Mist herausgebracht, und auf einen Haufen geschlagen, bis die Zeit kömmt, da er auf das zu düngende Feld verfahren werden kann." „Auf solche Art, „sagt seiner Seits Hr. Man, erhält man von den „Plaggen eine bey weitem größere Menge Dünger, „als man durch das Abbrennen erhalten würde, welches in einigen Gegenden üblich ist. In der Campine geht die Hauptabsicht der Landwirthe allezeit dahin, sich eine große Menge Dünger zu verschaffen, „weil ohne diesen alle Bemühungen, einen so unfruchtbaren Boden zu cultiviren, vergeblich sind *)."

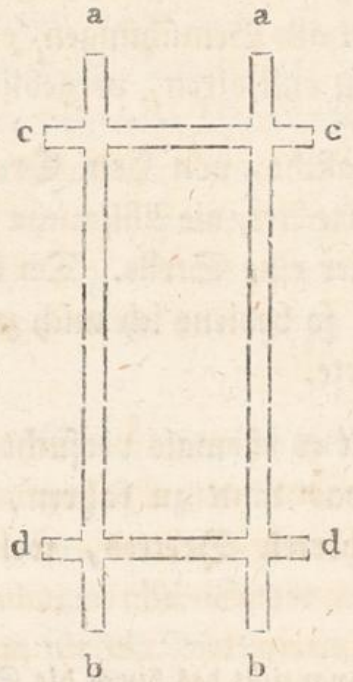
Die vorzügliche, von Hrn. Cropp in den Niederlanden bemerkte Art, die Ahljauche zu Felde zu bringen, verdient hier eine Stelle. Da ich sie nicht selbst angesehen habe, so bediene ich mich zu ihrer Beschreibung seiner Worte.

„Man hat es ehemals versucht, die Jauche in „Tonnen auf das Land zu fahren, und vermittelst „eines durchlöcherten Brettes, welches unter dem „Zapfen-

*) Ueber die Quantität des durch die Stallfütterung nach niederländischer Art hervorgebrachten Düngers wird etwas bey der Zusammensetzung der belgischen Wirthschaft vorkommen.

„Zapfenloche der Tonne angebracht worden, dieselbe „dem Acker zu überliefern; indeß scheint diese Me„thode nicht so zweckmäßig als folgende erfunden zu „seyn."

„Es wird ein Tuch von Leinwand (ohngefähr 2 „bis 3 Stück aus dem Pfunde, nach hannövrischem „Gewicht und Ellenmaaß zu rechnen) aus zwey oder „drey Bahnen, vermöge der Breite der Leinwand, „nach der Länge des Wagens und nach der Höhe der „Leitern zu rechnen, fest an einander genähet, und „also geformt, daß diese Figur die Gestalt zweyer zu„sammengeschobenen Wagenkörbe, oder eines langen „Kastens, und, von oben betrachtet, ein Ansehen „als folgende Figur erhält.



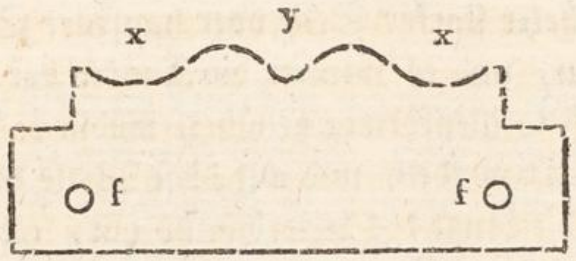
„An jeder Seite von a bis b ist eine gerade Stange „oder ein zäher Baum von 2 bis $2\frac{1}{2}$ Zoll im Durch„messer,

„messer, und zwar an der äußersten langen Seite des „leinenen Tuches, vermittelst angebrachter, und in „einer Entfernung von 8 zu 8 Zoll an dem Linnen „festgenäheter starker Seile oder hanfener Stricke an„gebunden, und es werden die Kanten der Leinwand „um- und taschenförmig genähet, wodurch die Stan„gen gesteckt werden, und auf diese Weise der Baum, „welcher die Länge des Leiterbaums hat, an der Lein„wand befestiget."

„Ebenfalls werden die beyden keilförmigen „Stücke Linnen an jedem Ende dieses Behälters von „c — c und von d — d an ähnlichen Stangen, wel„che 1½ Fuß länger sind, als die oberste Breite des „Wagens von einem Leiterbaume zum andern beträgt, „dergestalt befestiget, daß der leinene Beutel darauf „hin und her geschoben werden kann; und es wird da„zu gemeiniglich in der Breite von c — c und d — d „ein anderes Stück Linnen, etwa 11 bis 12 Zoll breit, „in der Form einer an beyden Enden offenen Tasche „(coulisse), worein diese Stangen gesteckt werden, „fest zusammengenähet."

„Endlich gehört dazu ein Querholz oder Brett, „welches ohngefähr 18 Zoll Breite in der Mitte, und „10 Zoll Breite an jedem Ende haben mag. Es „hat 1½ bis 2 Zoll in der Dicke, und ist 1½ Fuß „länger, als die oberste Breite des zum Abfahren „der Ahljauche bestimmten Wagens von einem Leiter„baume

„baume zum andern beträgt. Es hat die Form fol„gender Figur,



„und wird vermittelst 2 durchgebohrter oder durchge„stämmter Löcher f f auf die obersten Leiterbäume ge„schoben, und durch eine eiserne Splinte, welche „man durch die Leiterbäume hinter diesem eingesteckt, „darinn fest gehalten. Solcher Bretter gehören zwey „dazu, von welchen eines zum Vorder-, das andere „zum Hintertheile des Wagens gebraucht wird."

„Wenn nun der leinene Beutel, der Länge und „Breite nach, in einem mit Schindelleitern besetzten „Wagen ausgebreitet, und beyde, der Länge nach, an „der obern und äußern Seite dieses leinenen Jauchen„behälters mit Seilen oder hanfenen Stricken ange„bundenen Bäume a — b, auf die Querbretter, und „zwar in den Höhlungen x, nach vorn und hinten auf „dem Wagen ausgestreckt worden sind, und ebenfalls „die an beyden Enden des Jauchenbehälters vermit„telst einer offenen Tasche angebrachten kurzen Stan„gen cc und dd, über die Breite des Wagens also „hingestreckt sind, daß dieselben auf den beyden ober„sten Leiterbäumen die eine vorne, die andere hinten

„auf

„auf dem Wagen ruhen, und solchergestalt dieser lei„nene Jauchenbehälter im Wagen als ein geöffneter „Beutel ausgebreitet worden: so wird aus den ge„mauerten Reservoirs, worinn man die Jauche mit „vieler Sorgfalt aufsammelt, vermittelst mehrerer Ei„mer, dieser leinene Beutel, ohngefähr so viel das Ge„spann zu verfahren vermag, doch niemals höher, als „bis an die untersten Seiten der obersten Leiterbäume, „mit Ahljauche angefüllt; nachher wird dieser Behäl„ter auf den beyden kurzen Stängen cc und dd hin„ten und vorn auf dem Wagen vermöge der offenen „Taschen dergestalt zusammengeschoben, daß die in xx „auf dem Querbrette bisher geruheten beyden langen „Bäume aa und bb nunmehr in die Mitte in die Höh„lung y der beyden Querbretter niedergelegt werden, „damit bey dem Verfahren der Jauche dieser Beutel „geschlossen, und das Ausschütten verhütet werde."

„Die Leinewand des Jauchenbehälters wird bald „aufhören durchzulecken, wenn das Linnen fest gear„beitet ist, da sich die in der Ahljauche vorhandenen „gröberen Theile in die kleinen Oeffnungen setzen; „überdieß wird die Leinewand durch die Nässe selbst, „gleich der Leinewand eines Zeltes, zusammen- und „dichtgezogen."

„An Ort und Stelle, wo diese Ahljauche auf „das Land gefahren wird, werden die beyden langen „Bäume a und b, welche in y geruhet, wieder in die „Höhlungen xx eingelegt, wodurch alsdann der lei„nene Behälter geöffnet, und der Fuhrmann im

„Stan-

„Stande ist, vermittelst einer Gießschaufel, welche bey „den holländischen Garn- und Leinwandsbleichen ge„braucht wird, die Ahljauche durch einen ausgedehn„ten Guß gleich einem Tropfregen über das Land zu „verbreiten."

„Diese Düngung geschieht sowohl auf unbesäe„ter als besäeter Länderey; indessen darf die letztere, „wenn sie grünt, nicht anders als bey nassem oder „kühlem Wetter damit befruchtet werden, weil bey „starker Hitze dieselbe zu ätzend seyn würde."

In der Gegend von Contigh hat man eigene dazu eingerichtete Karren, auf denen ein wasserdichter Kasten angebracht ist, der von oben eine Oeffnung zum Einschütten, und von hinten eine kleinere zum Ergießen hat. Unter dieser hängt ein beweglicher eiserner Bügel von dem Karren herab. Durch diesen Bügel wird ein Brett gestoßen, so daß es mit einem Ende unter dem Kasten steckt, und mit dem andern von hinten über den Karrn hervorragt. Wenn nun die Gosse geöffnet wird, so stürzt die Brühe auf das hangende und schwankende Brett, sprützt und schießt nach allen Seiten her, weit besser als es durch einen durchlöcherten hangenden Trog, dessen Löcher sich leicht stopfen, geschehen würde.

Dieselbe Vorrichtung läßt sich ohne die geringste Ausgabe an einem gewöhnlichen Karrn anbringen. Man legt eine Tonne darauf, schiebt ein Brett von hinten zwischen die Axe und den Karrn ein, läßt es

auf

auf einer an dem hintern Theile des Karrns eingehangenen schwebenden Kette ruhen, und ein Paar Fuß weit über den Karrn hervorragen, um die aus der Tonne stürzende Jauche in ihrem Falle aufzufangen.

Die Karren mit dichtem wasserhaltenden Boden und festen ganzen Seitenwänden, die bey Contigh, in der Campine und dem Lande von Waes allgemein im Gebrauche sind, haben einen besondern Werth bey dem Transporte des reichen saftigen Düngers, von dem kein Tropfen unter Wegs verloren geht; statt daß, leider! bey mir ein ununterbrochener schwarzer Streifen die Bahn bezeichnet, welche der Mistkarrn bey jeder Reise gehalten hat. Dieser Verlust ist um so größer, als der Karrn dabey schwer beladen ist; und nicht selten ist er mit 4 — 6 Pferden bespannt, wodurch bey feuchtem Wetter der schwere Lehmboden durch den ungeheuren Druck einer solchen Masse noch obendrein verdorben wird. Quando sapient? . .

Obgleich der Stallmist von Kühen und Pferden derjenige Dünger ist, worauf die ganze Ackerwirthschaft bey den Belgen beruhet, so vernachlässigen sie doch auch sonst keine Gattung von Dünger, und schaffen ihn oft mit schweren Kosten herbey. . . Tauben- und Hühnermist, Holz-, Steinkohlen-, Torf- und Bleicherasche, Straßenkoth, menschliche Exkremente und Kalk werden zu Hülfe genommen. In Flandern macht man dennoch mehr Gebrauch von solchen außerordentlichen Düngemitteln als in Brabant, theils

weil die vielen Kanäle nebst der Schelde die Zufuhr derselben aus der Ferne von allen Seiten erleichtern, theils auch, weil man sich in Flandern stärker auf den Anbau der Handelsgewächse legt, die, den Raps ausgenommen, bekanntlich mehr Dünger verzehren, als sie wiedergeben.

Die Asche, vorzüglich die holländische, steht in den sämmtlichen Niederlanden in der größten Verehrung, und man trägt Sorge, daß sie dem Regen nicht ausgesetzt sey. Zu dem Ende errichtet sich jeder kleine Bauer eine längliche Hütte oder Zelt, in einer gewissen Entfernung von seiner Wohnung, um aller Feuersgefahr vorzubeugen. Dieses Zelt besteht aus einem Dutzend schräg gegen einander über in die Erde gesteckter kleinen Stangen, wovon die zwey gegen einander über stehenden sich immer mit den obersten Enden berühren, und daselbst zusammengebunden sind, also ein spitzzulaufendes Dach bilden, das mit einigen horizontallaufenden Ruthen befestiget, mit Stroh bekleidet, und in der Höhe mit aufgelegtem Rasen gedeckt ist. Der Grund oder Boden in dem Zelte ist auf einen oder mehrere Fuß tief ausgegraben. Bey der Oeffnung hält ein Brett die Asche zurück, und jene ist so angelegt, daß sie dem Regen und Winde nicht ausgesetzt sey. Von den andern drey Seiten ist das Zelt geschlossen.

Bey den Pachthöfen hat man gemauerte Aschenschoppen, ebenfalls in einer gehörigen Entfernung von dem Hause, auf freyem Felde. Die Ansicht der Figur

gur 4. Tafel 9. wird die Struktur von selbst begreiflich machen. Dieses ist eine sehr nützliche Vorrichtung, weil das hervorstehende Dach nicht allein zum Schutze der Asche, sondern auch zum Unterstellen der Pflüge, Eggen, und anderer Feldgeräthschaften dient. Eine Vorsorge, die jeder Wirthschaft zu empfehlen ist.

Der rohe Kalk wird auf freyem Felde mit untergemischter Asche, oder auch ohne solche, in Haufen gesetzt, und bis zu seinem Gebrauche mit Erde und Rasen bedeckt. Er thut auf dem sandigen Boden der Campine auf Hafer und Klee kräftige Wirkung, und wird auch zum Kartoffelbau verwendet. — Besser noch als Kalk für Kartoffeln und Klee ist Seifensieder-Asche.

Vom Gebrauche des Mergels habe ich nichts gehört. Herr Joseph Beeck in Ostmael sagte mir, daß er aus drey Karren (einspännige Fuder) Haideplaggen, einem Karrn schwerer Erde und einem Sacke Kalk, nachdem sie, schichtweis gemengt, eine geraume Zeit gelegen hatten, und einigemal umgestochen worden waren, einen sehr guten künstlichen Mergel erhalten, und seine Anwendung auf dasigem losen Sandboden sehr nützlich gefunden habe. Er fährt ein einspänniges Fuder auf die Ruthe, oder 400 aufs Bunder.

Von dem Düngen mit Oelkuchen fand ich auch einige Spuren. Zu Ehrembodeghem, einem Dorfe bey Alost, sagte mir der Maire, daß die Rapskuchen zu-

weilen dazu verwendet würden. Man wirft sie in eine feste Grube oder eingegrabene Tonne, läßt sie in Wasser oder Jauche aufweichen, und bringt die Brühe zu Felde. Ein Kuchen auf die Ruthe soll hinreichen; aber auch nur für ein Jahr dienen. . . Zu Tirlemont werden die Hanfkuchen, welche man überhaupt nicht für das Vieh schätzt, zum Düngen leichter und sandiger Lande verbraucht.

„In leichtem Boden, sagt Herr Man, dient „der Spörgel auch zum Dünger, da er sehr saftig und „gewisser Maßen von fetter Natur ist. Er wird noch „grün untergepflügt, und verbessert zum Theil den „Boden, so daß man ihn nachher mit Waizen bestel„len kann. — Pfriemenkraut oder Ginster wird zu„weilen als ein Verbesserungsmittel für einen schlech„ten Boden gebaut, und am Ende des zweyten Jah„res wieder aufgezogen. Das Land wird alsdann ge„düngt, gepflügt, und mit spätern, im Frühjahre „auszusäenden Früchten bestellt."

Ueber das Vermischen leichter und schwerer Bodenarten sammelte ich folgende Erfahrungen, welche beweisen, daß diese Operation zwar gut, aber nicht so leicht sey, als man sich vorstellt. . . Der Vater von Hrn. Diercxsen hatte in Antwerpen einen Garten, dessen Boden von so schwerer, störriger Beschaffenheit war, daß er darauf keine Blumen gewinnen konnte. Er ließ daher eine Quantität leichten sandartigen Boden darauf bringen, und mit dem natürlichen Boden auf das sorgfältigste vereinigen. Nach wenigen Jahren

ren ergab sich, daß der Kley sich dicht unter der Oberfläche wieder in seine gewöhnliche Klumpen zusammengezogen hatte.

Eben so hatte Hr. van Geelhand einen Garten zu Merxem, der so tief lag, und dessen Grund so feucht und schwer war, daß es unmöglich wurde, ihn in regenartigen Jahren zu bearbeiten, und Gemüse darinn zu erzielen. Er ließ ihn daher mit leichter, magerer Erde, die er von dem Rande eines Busches genommen hatte, erhöhen, und alles sorgfältig unter einander graben und mengen. Er gewann wirklich von dem Augenblicke an weit besseres Gemüse; allein, obgleich der Garten alle Jahre ein- und mehrmal mit Sorgfalt gegraben wurde, so zog sich doch der Kley immer in Klumpen zusammen, und es liefen wohl zehn Jahre hin, ehe man diese zwey verschiedenen Erdarten recht unter einander brachte.

Ich schließe diesen langen Abschnitt mit einer Bemerkung des Professors Balsamo. „Die Belgen, sagt er, sind sehr große Anhänger des Düngers, und lassen sich keine Arbeit und Kosten dafür „gereuen. Sie verdienen in dieser Rücksicht sowohl, „als wegen ihrer Industrie und landwirthschaftlichen „Talente alles Lob, was man ihnen in diesem Bezuge „beylegt. Ihre reichen Aerndten lassen keinen Wunsch „in Hinsicht der Reinlichkeit übrig. Auch wage ich „es zu sagen, daß sie in diesem Stücke die englischen „Farmers übertreffen."

Vierter Abschnitt.

Pferde und Zugochsen.

Pferde.

Man hält sehr weislich in den Gegenden, wovon ich immer spreche, so wenig Pferde als möglich, und erzieht ihrer nicht mehr, als man zur Nothdurft haben muß. Am allerwenigsten legt man sich auf ihre Veredlung als Prachtpferde. Cameralisten und politische Oekonomen mögen dabey leicht in Versuchung gerathen, aus dieser Vernachlässigung einen Staatsfehler zu machen. Warum, heist es, sollen wir den Ausländern den Tribut für eine Waare entrichten, die wir bey uns selbst erzielen können? Daher denn so manche Ermunterung, so mancher Aufruf, ohne Rücksicht auf die Eigenheiten einer Gegend, und auf das Ganze ihrer Landwirthschaft. Man will von Allem etwas haben, und hat am Ende im Ganzen nichts. Oder sollen wir vielleicht, um kein Geld an die Ausländer für Zucker auszugeben, den vierten Theil unserer Ackerlande mit Runkelrüben bepflanzen?

„Es ist, sagt Herr N. C. Vernimmen, „Sekretair der Aemulations-Societät zu Antwerpen, „eine der größten Inconvenienzen, welche die Pri„vatermunterung einzelner Industriezweige mit Aus„schluß anderer nach sich ziehet, und einer der ge„wöhnlichsten und gefährlichsten Irrthümern der poli„ti-

„tischen Oekonomie, immer andern Völkern die ihnen „eigene Industrie beneiden wollen, statt diejenigen „Zweige zu benutzen, deren Bearbeitung die weise „Vorsehung uns übertragen hat. Eine Vertheilung, „wodurch sie absichtlich die gesellschaftliche Kette zu„sammensetzen wollte, um alle Völker mit einander „zu verbinden."

„Man kann, so wie es mir scheint, nicht be„zweifeln, daß der Ackerbau in dem Departement „der beyden Nethen zu einem sehr hohen Grade der „Vollkommenheit gebracht worden sey; und unter „diesem Gesichtspunkte hat die Vermehrung der Kühe „und Pferde auch gewiß denselben Gang genommen, „nämlich den der landwirthschaftlichen Bedürfnisse. „Wollte man sich aber vornehmen, jene Vermehrung „über diese Bedürfnisse hinauszutreiben, so könnte „dieses nicht anders als auf Kosten des Ackerbaues „selbst geschehen, dessen Flor für hiesiges Departe„ment seiner Lage wegen weit wichtiger und weit nütz„licher ist, als jede andere Gattung von Industrie."

„Unser Departement hat eine viel zu kleine Aus„dehnung, und kaum so viele Wiesen, als unum„gänglich zum Unterhalte unseres gegenwärtigen Vieh„standes nothwendig sind. Diese Wiesen sind dabey „allzukostbar, als daß sie den Pferden dürften zur „Weide überlassen werden, die, wie jeder Agronom „weiß, die besten Wiesen verderben. Und wie könnte „man selbst etwas von diesen an die Pferdezucht ab„geben, da sie schon jetzt für das Departement nicht

„zureichen würden, wenn man nicht daselbst die Metho-
„de, künstliche Wiesen anzulegen, zu einer Vollkommen-
„heit gebracht hätte, von der ich zweifle, daß man
„anderswo Beyspiele aufzeigen kann. Wenigstens
„darf ich glauben, daß es nicht diese ist, worauf
„man bey dem Plane einer zu vergrößernden Pferde-
„zucht rechnen wollte; noch daß wir in dumpfigen ver-
„schlossenen Ställen und auf dem Misthofe eine Stu-
„terey anlegen sollen; noch daß in einem Lande, wo die
„Bevölkerung mit jedem Tage wächst, und kein Fuß
„breit überflüssiges Land ist, die Pferde die Menschen
„aufzehren sollen."

„Freylich haben wir auch uncultivirte Distrikte;
„aber dürre Sandwüsten sind zur Pferdezucht wohl
„nicht geschickt; und wären sie's, so würde ich auch
„alsdann die Stutereyen noch als ein Uebel betrach-
„ten. Ein ganz neues Beyspiel in Flandern hat ge-
„zeigt, wie lästig solche Etablissements dem Staate
„fallen, und nur dazu dienen, eine Menge einträglicher
„Aemter und Aufsehereyen zu erschaffen, und durch
„eine Reihe von Vexationen dem Guten selbst, das
„man dabey beabsichtigte, entgegen zu wirken, und
„es verhaßt zu machen."

Uebrigens hat die Regierung einen viel sichrern und ganz unkostspieligen Weg, Absichten der Art zu befördern. „Sie braucht, wie Hr. Thaer sagt, nur
„die etwanigen Hindernisse zu heben; und es wird kei-
„ner Ermunterung mehr bedürfen, die auch schwer-
„lich zweckmäßig zu geben seyn würde. Handelsge-

„winn

„winn kann in den jetzigen allgemeinsten (zumal den „belgischen) Verhältnissen zur Viehzucht nicht so sehr „ermuntern, als die Ueberzeugung von der Rückwir„kung derselben auf den Ackerbau. . . Man kann „sich kühn darauf verlassen, daß die Menschen ihren „Vortheil verstehen; und die Regenten haben zur „Vermehrung der Betriebsamkeit ihrer Untergebenen „nichts weiter zu thun, als ihr keine Schranken zu „setzen, und sie nicht hinzuzwingen, wohin sie nicht „will."

Es giebt, nach Herrn Abbé Man zwey Racen von Pferden in Flandern: die eine ist die ursprüngliche Race des Landes, die andere ist ausländisch.

Das ursprüngliche flamändische Pferd ist ein großes Thier, von starkem Bau und mit breitem Vordertheile. Es hat einen großen dicken Kopf, einen kurzen dicken Hals, eine volle Brust, einen dicken Bauch, und ein rundes Kreuz. Es hat dabey kurze und dicke Beine, und einen ungeheuren Huf. So ist das ursprüngliche flamändische Pferd beschaffen. Ob nun gleich sein äußeres Ansehen nicht sonderlich gefallen kann, so ist es doch völlig ausgemacht, daß sein Körperbau für die flamändische Landwirthschaft am besten paßt.

Es ist schon bemerkt worden, daß der Boden in den Niederlanden sandig und leicht ist, und tief cultivirt werden muß. Ein elegantes Pferd mit langen und zarten Gliedmaßen, einem feinen Huf, und

von schlanker Bauart, würde folglich dort gar nicht brauchbar seyn. Die Erfahrung hat den Landwirth gelehrt, daß Pferde ohne einen solchen vierschrötigen Körperbau, ohne starke und dicke Beine, und ohne einen breiten starken Huf, bald unbrauchbar werden. Ein kleiner runder Huf würde in den Sand einsinken, und die bloße Anstrengung, die Füße aus dem Sande zu ziehen, würde das Thier schon nach wenigen Schritten in Schweiß bringen, da hingegen das flamändische Pferd mit seinem breiten Hufe eine größere Fläche einnimmt, nicht so leicht einsinkt, und alle seine Kräfte auf die Arbeit wenden kann.

Außer diesem ursprünglichen Pferde, welches für den belgischen Ackerbau am brauchbarsten ist, hat man noch mancherley gemischte Racen von verschiedener Bauart und Beschaffenheit, die einem andern Boden, wie der dasige ist, sehr angemessen seyn mögen. Die ausländische Pferderace ist ebenfalls von zweyerley Art. Diese fallen von friesischen, dänischen und neapolitanischen Beschälern, die entweder in die niederländischen Stutereyen eingeführt worden sind, oder einzelnen Privatpersonen zugehören.

Dadurch sind zweyerley Arten von Pferden entstanden: Kutschpferde, und gemeine Zugpferde. Beyde sind gut, und brauchbar in ihrer Art. Man sieht sie häufig vor den Wagen in den Städten. Die flamändischen Stuten werden vorzüglich geschätzt. Sie haben viel Athem, und sind dauerhaft.

Die

Die zweyte Art ist von schmalerer Bauart, so wie diejenige, welche hauptsächlich zu Dragonerpferden gesucht wird. Weil es hier an Weiden fehlt, so behält man die Füllen selten länger als das erste Jahr; dann werden sie von den Roßhändlern aus der Normandie aufgekauft, die sie zu Hause auf ihren großen Weiden zwey oder drey Jahre grasen lassen, und dann wieder zurückbringen. Von da werden sie nun in ganz Europa für normännische Pferde verkauft. Man rechnet, daß jährlich 9 bis 10,000 Stück dieser Pferde aus Flandern ausgeführt werden.

„Die besten Pferde in den Niederlanden, sagt „Balsamo, findet man in den Distrikten von „Newport und Luys. Ihre Struktur ist nicht die beste; „aber sie sind sehr stark. Man füttert sie mit Möh„ren, und dieser Gebrauch ist daselbst ziemlich ge„mein *): denn man ist überzeugt, daß sie eben so „nahrhaft als gesund sind. Es ist kein erheblicher „Unterschied zwischen der Quantität Korn, welche „die Belgen, und der, welche die englischen Farmers „ihren Pferden geben."

Ueber

*) Ich habe ebenfalls das Füttern mit Möhren bey den Pferden einige Male ohne Zusatz von Korn versucht, und mich stets wohl dabey befunden. Ich ließ sie in grobe Stücken hacken, und mit Häcksel oder Rapshülsen mischen. Möhren, die nach Art der Niederländer unter dem Roggen erzogen worden, bedürfen, da sie so dicke nicht werden, des Zerhackens nicht. Die Pferde blieben dabey gesund, und bekamen ein glänzendes Haar.

Ueber die Futterungsart der Pferde habe ich wenige Nachricht eingezogen. In der Campine ist es gewöhnlich, daß die Pferde einen Antheil an der allgemeinen Suppe erhalten. Ueberall aber werden sie im Sommer blos mit Klee, so lange dieser nur immer dauert, gefüttert. . . Auch in meiner Gegend wird es so gehalten, und den Pferden nur bey der Aerndte, wo man ihnen oft nicht Zeit zum Fressen läßt, Hafer gegeben. Wann die Saatzeit des Wintergetreides herannahet, wo ohnehin der Klee zu Ende geht, so werden sie wieder auf das trockene Futter gesetzt.

Gespannarbeit und Zugochsen.

Man rechnet in den Niederlanden zum Betriebe von 5 Bundern (26 Morgen) leichten Bodens ein Pferd. Obgleich dieser Boden mit einem Pferde gepflügt werden kann, so ist es doch selten, nur eins am Pfluge zu sehen, sowohl weil mit einem einzelnen ihre Ackerarbeit nicht so genau gefertigt werden kann, als weil die meisten Pflugarten tief eingreifen.

In der Gegend von Contigh arbeitet das Gespann im Sommer Morgens von 3 bis 6 Uhr, dann von 8 bis 11, Nachmittags von halb 3 bis halb 5, dann von halb 6 bis 8. . Bey großer Hitze ruhen die Pferde länger unter Mittage, und arbeiten bis in die Nacht, oft bis 10 Uhr. . . In der Aerndtezeit ist die erste Pause der Pferde von früh 4 bis 7, die zweyte von 8 bis 11, die dritte Nachmittags von 4 bis 8.

Zu

Zu Voorde arbeiten die Pferde 5 Stunden des Morgens, und eben so lange des Nachmittags. Ein Paar Pferde pflügen hier in einem Tage ein halbes Bunder in tiefen Furchen auf Beete; doch muß das Feld lang seyn, damit sie nicht zu oft umwenden müssen.

Zu Edeghem pflügt man ein Bunder Geestland in 12 Stunden um.

In der Gegend von Contigh, und mehr noch in der Campine, bedient man sich auch der Ochsen zur Ackerbestellung, daher die Behauptung des Herrn Man, daß die Niederländer keine Zugochsen bey ihrem Ackerbaue gebrauchen, ihre allgemeine Richtigkeit nicht hat. . . Die kleinen Bauern in der Campine, die nur 3 bis 4 Bunder zu bauen haben, halten dazu einen Ochsen; auf mehr Land wird ein Pferd genommen. Um Contigh macht man zwischen beyden in Hinsicht auf die Ausdehnung des Ackers wenig oder keinen Unterschied. Dieses mag wohl daher kommen, daß in dieser Gegend die Wege besser, und die Communicationen mit den Städten zum Absatze der Produkte leichter sind, als in der Campine, und vorzüglich, weil man sich um Contigh wenig oder gar nicht mit Haideplaggen-Fahren abzugeben braucht.

Die Weise, die Ochsen anzuschirren, so wie ich sie zu Contigh gesehen, verdient eine Erwähnung. Ich habe einen ziehenden Ochsen Tafel 12. Figur 1. zum Theile abgebildet. Er trägt quer über dem

Nacken

Nacken ein etwa zwey Fuß langes, und zwey Zoll dickes Holz, oder Nackenjoch, dessen Gestalt man, etwas vergrößert, auf Tafel 9. Figur 5. besser erkennen wird. Ueber den Bogen des Holzes läuft ein aufgenageltes starkes eisernes Band, dessen beyde Enden umgebogen sind, und zwey Haken halten, in welchen die Pflugstränge oder die Karrnketten eingehängt werden. Von unten ist das Holz in der Mitte seiner Länge etwas ausgerundet, damit es auf den Nacken passe. . . Der Ochse hat in der Gegend, wo der Hals an dem Leibe ansitzt, ohngefähr einen Fuß von den Hörnern ab, eine Erhöhung, oder einen Knochen, dessen Namen ich nicht weiß: gegen diesen stemmt sich das kleine Joch beym Zuge an. Man versicherte mich, daß diese Stelle niemals etwas von dem Drucke des Holzes leide. Damit das Joch aber nicht abrutsche, so gehen zwey dünne eiserne Stäbe schräg abwärts durch das Joch, welche die Länge und Krümmung haben, daß sie unter dem Halse mit einem Riemen können zusammengebunden werden, jedoch ohne fest gegen den Hals anzuliegen.

Der Zaum, mit welchem man den Ochsen regiert, wird ihm über das Nasenbein angelegt. Dieses Gebiß, wenn wir es so nennen dürfen, besteht aus zwey eisernen fingerlangen und daumenbreiten Plättchen, die vermittelst eines Gewerbes zusammenhangen. Sie sind der Länge nach etwas hohl gebogen, und die Kanten daran wie eine Säge gezähnelt oder gekerbt. Diese nicht allzuscharfen Zähne liegen

dem

dem Ochsen auf beyden Seiten gegen die Haut des Gesichtes an; das Gewerbe ruhet daher auf dem Nasenbeine. An beyden Enden ist ein Kettchen mit einem Häkchen angebracht, in welche die Leitseile eingehängt werden. Ziehet man diese nun an, so drückt das Gebiß auf die Haut an, und der Ochse läßt sich lenken *).

Diese eben so einfache als bequeme und natürliche Art, den Ochsen einzuspannen, macht das Abgeschmackte des Zusammenjochens zweyer Ochsen mit den Köpfen noch auffallender. Wenn der eine nicht ziehen will, oder zurückbleibt, so verrenkt sich sein Camerad den Hals; thut einer einen Fehltritt, so erhält der andere eine Erschütterung; liegt der eine, so muß sich der andere auch legen, oder seinen Hals in einer quälenden Richtung halten, u. s. w. Wer kann so was ohne Mitleid ansehen?. Wohl mit Recht hat man von diesem Joche die Benennung entlehnt, um jede tyrannische, unnatürliche Unterdrückung, die Mensch gegen Mensch ausübt, anzudeuten! Denn so wie hier der Druck einer überspannten Gewalt die Geisteskräfte des Unterdrückten niederbeugt, und seine Fortschritte zum Guten lähmt: eben so langsam, unthätig und trostlos schleppt sich mit gesenktem Haupte das arme Zugvieh unter dem unsinnig angebrachten gewöhnlichen hölzernen Joche.

*) Es findet sich auf der zwölften Tafel Fig. 2. abgebildet.

Fünfter Abschnitt.

Schaafe und Schweine.

Schaafe.

Wir können über diesen Gegenstand nicht viel bey den Belgen lernen. . Eine Gegend, wie die ihrige, wo keine Berge, keine Gemeinweiden, noch wüste Plätze sind; eine Cultur, die keine Hand breit unbenutzt läßt, und keine Braache duldet, ist nicht für die Zucht solcher Thiere geeignet, die durchaus ihr Futter selbst suchen wollen, und die, wie mir scheint, der freyen Luft zur Erzeugung und Vervollkommnung des Hauptproduktes, weßhalb sie gehalten werden, der Wolle, durchaus nöthig haben. . . Da man nun überdem in diesem Lande schon durch den Pflug dem Boden den höchstmöglichen Ertrag abzuzwingen weiß, so ist zu glauben, daß die Aufopferung eines Theiles der Aecker zu Gunsten der Schaafe nicht gleichen Vortheil gewähren würde, daher ihre Zucht im Großen bey den Belgen wenig Eingang finden wird. Ich zweifle selbst, ob eine veredelte Heerde in den best-cultivirten niederländischen Distrikten dem aus dem Ackerbaue hervorgehenden Gewinne die Waage halten würde.

Ich brauche hier nicht zu wiederholen, was ich schon bey Gelegenheit des Hornviehes und der Pferde von dem Nachtheile einer überspannten Viehzucht gesagt habe.

habe. Die wandernden Schaafheerden in Spanien sind ein unverkennbarer Beweis des Nachtheils der Vorliebe für manche Racen; und nicht ohne Grund kann man annehmen, daß die übertriebene Vermehrung dieser, wiewohl edlen Thiere, indem sie zwar von einer Seite einige Corporationen und große Besitzer bereicherte, von der andern aber dem Ackerbaue einen tödtlichen Stoß gab, daß, sage ich, diese privilegirte Spekulation mehr als manche andere Operationen, denen man gewöhnlich den Rückgang dieses schönen Reiches beyzumessen pflegt, dazu beygetragen habe. Denn, wie schon gesagt: auch des Guten kann man zu viel thun!

Die Schaafzucht wird dennoch in den Niederlanden weder verachtet noch vernachlässiget. In der trostlosen Campine legt man sich stark genug darauf; nur daß der letztere Krieg einen großen Theil derselben an den Gränzen gegen die vereinigten Niederlande aufgerieben hat. An der Dender, und selbst in dem so hoch benutzten Lande von Waes findet man Schaafe; und in der Gegend von Antwerpen fängt man an, auf ihre Veredelung durch spanische Böcke zu denken.

„Die Schaafe," sagt Hr. v. Ponderle, „sind „seit den letzten dreyßig Jahren sehr beträchtlich ver„mindert worden, so daß jetzt nicht über ein Zehntel „davon mehr übrig ist. Man giebt die zahlreichen „Verkoppelungen, die wenigen Braachfelder und die „starke Bevölkerung als Ursachen davon an. Der „Preis der Wolle selbst, wie auch der Schaafe, ist „auf das Doppelte gestiegen."

„Die beste Wolle liefern die Schaafheerden in der „Gegend von Brüssel, Tournay und Lille, in einem „Bezirke von etwa fünf Meilen auf diesem Wege. Man „schreibt dieß dem Clima und der Qualität der Weide „zu. Diese Wolle wird die feinste (oder die Blume) „aller belgischen Wolle genennt. Die Wolle aus der „Gegend von Mons, Nivelle, Löwen, Jodogne, Tir„lemont u. s. w. ist schlecht und kurz, und der Preis „um ein Drittel geringer. Wir haben auch Heerden „von allerley Mittelracen, die in den Provinzen zer„streut, und oft schon von einem Dorfe zum andern „verschieden sind."

„Die Wolle von den Ardenne-Schaafen ist fein „und kurz, bringt aber wenig ein, da die Wolle von „drey Stück dieser Schaafe nicht mehr wiegt, als die „von einem Stücke der oben erwähnten Race um Brüs„sel, Lille u. s. w. Das luxemburgische Schaaf ist „ebenfalls von der kleinsten Art. Es hat eine feine „Wolle, die in Frankreich stark gesucht wird. Es ver„dient bemerkt zu werden, daß die eigentliche Species, „von welcher dieses letztere herstammt, das flamändi„sche Schaaf ist, welches Flandrin genannt wird, an „den Ufern der Leye sehr groß ist, und eine außeror„dentlich feine Wolle hat. Es ist dieses die größte Art „in Europa, und wurde im 17ten Jahrhundert aus „Ostindien nach Holland gebracht."

„Der Haidestrich," sagt Hr. Man, welcher un„ter dem Namen der Campine bekannt ist, dient auch „einer Menge von Schaafen zur Weide. Diese sind von

„einer

„einer großen Art; aber ihre Wolle ist nicht sonderlich." Es thut mir leid, daß ich diesem geradezu widersprechen muß: denn ich fand in der ganzen Campine die Schaafe klein, und ihre Wolle feiner als bey denen um Tirlemont, wie solches auch die Strumpffabriken von Diest, Arendonk u. d. m. beweisen.

Die Schaafe erhalten in dieser letzten Gegend im Winter Suppe, eben so wie Kühe und Pferde (denn wo ist ein Geschöpf in der Campine, das ohne Suppe bestehen kann?), daneben Stroh und etwas Spörgelheu. Zugleich gehen sie den ganzen Winter aus, der Schnee mag auch noch so hoch liegen. Die Schaafe finden bey solchen Umständen auf etwas erhabenen Stellen an dem höhern Haidekraute noch immer etwas zu fressen. Die Schur giebt nicht mehr als anderthalb Pfund auf dem Schaafe selbst gewaschene Wolle. Der Durchschnittspreis dieser Wolle ist ein brab. Gulden für das Pfund.

Die Schaafe um Alost geben 12 Pfund ungewaschener Wolle (oder en suint). Hammel und Fett-Schaafe rechnet man zu 16 Pfund. Die Schur von einer ganzen Heerde wurde 1805 zu 6 brab. Gulden auf das Stück verkauft. Die Schaafe sind hier größer, und ihre Wolle ist feiner, als um Tirlemont, wo die Schaafe im Durchschnitte nur 10 Pfund Wolle geben. Die Schaafrace, welche ich bey Alost fand, ist ohne Zweifel diejenige, welche die Herren Man und von Ponderle race flandrine nennen. Obgleich ihre Wolle lang ist, so hat sie doch eine gewisse Kreppe

(Krausheit) nach der Art der spanischen, welche man an der Wolle von Tirlemont nicht bemerkt, daher ich auch jene für tauglicher zur Kreuzung mit spanischen Böcken halte.

Die auszumerzenden Schaafe werden zu Alost im Winter mit Heu, Leinsaatmehl, und hauptsächlich mit Bohnen gemästet. Diese werden ihnen im Strohe vorgeworfen. Man kauft die Hammel gleich nach der Wollschur für 14 — 15 brab. Gulden, und verkauft sie hernach fett zu 20 Gulden. . Dieselbe Mastungsart findet auch zu Voorde statt.

Da es an letzterem Orte ebenfalls weder Braache noch liegende Schaaftriften giebt, so muß die Heerde ihre Hauptnahrung auf den Wiesen finden. Da diese aber selten zureichen, so werden die Schaafe zum Nachtische auf die Kleefelder geführt, um sich vollends daselbst zu sättigen. Die Lämmer gehen mit der übrigen Heerde aus, und theilen mit ihr dieselbe Nahrung. Nie wird etwas für die Heerde besonders gesäet, und der wilde weiße Klee ist hier unbekannt. Den Lämmern wirft man auch wohl etwas Klee in die Raufen.

In dem Lande von Waes hat man ebenfalls eine große Race von Schaafen. Sie tragen zwey Stein (12 Pfund) ungewaschener Wolle, die im Jahre 1805 zu 47 brab. Sols der Stein verkauft wurde. Ihr ganzer Weidegang besteht in einer langen Promenade durch alle Wege und Straßen, wo sie das Grüne aus den Gräben und auf den Kanten der Wege abfressen.

Auch

Auch werden sie auf den späteren Klee und ein kleines Weideplätzchen, das an den Pachthof anstößt, gelassen. . So lange der Schnee nicht allzu hoch liegt, gehen sie den ganzen Winter aus; ein paar Zoll hoch Schnee hält sie indessen nicht davon ab. Sie wissen durch Scharren mit den Füßen sich einige Nahrung unter dem Schnee hervorzusuchen; und je nachdem sie in dieser Jahreszeit weniger oder mehr davon in freyer Luft finden, werden sie mehr oder weniger zu Hause genährt. Die Hauptfütterung im Stalle ist Stroh, Heu, und ungedroschener Roggen, Bohnen im Strohe, oder auch ausgedroschene in Trögen, und ersteres besonders in den Raufen. . Können die Schaafe des Schnees wegen gar nicht vor die Thüre, so wird auf jedes Paar ein Gelege von nicht-gedroschenem Roggen gegeben.

Im Winter kehrt der Schäfer erst gegen Abend heim, in der guten Jahreszeit aber gegen Mittag; er läßt die Heerde so lange unter Obdach, bis die größte Hitze vorüber ist. . . Es geschieht nicht selten, daß die Lämmer über dem Schnee zur Welt kommen, und der Schäfer gezwungen ist, sie in seinem Küttel nach Hause zu tragen. . . Da die Lämmer in den drey ersten Monaten ihres Lebens nicht ausgehen, so erhalten sie nebst der Muttermilch auch etwas Hafer. . . Ich bemerkte als eine Seltenheit, daß der Schäfer hier seiner Heerde folgt, statt daß er in meiner Gegend vor ihr hergeht. . . Das Hürden, oder Pferchen der Schaafe auf freyem Felde, ist mir in den Niederlanden nirgend vorgekommen, und wahrscheinlich daselbst eben so wenig bekannt, als in meiner Gegend.

„Im Winter," sagt Balsamo, „geben die „Belgen ihren Schaafen weder Rüben, noch Kohl, noch „dergleichen, sondern Stroh, Heu und Bohnen, auch „Wicken (oder sogenanntes Rauhzeug). Man kennt „beynahe keine andere Art, sie zu mästen, als mit Boh„nen. Die Belgen verwunderten sich immer, wenn „ich ihnen sagte, daß man in England die Schaafe mit „Rüben, Kohl und Kartoffeln fett mache... Eine „Unterredung zwischen einem englischen und flamändi„schen Pachter würde eine interessante Sache seyn, weil „der eine sich eben so wundern würde, daß Schaafe „ohne Bohnen fett werden können, als der andere, daß „zu der Mastung etwas anders als Turneps tauge.. „Ein Pachter versicherte mir, daß 4 Bushels Boh„nen zureichen, um ein Schaaf drey Monate über zu „füttern. Die Bohnen werden jedoch im Strohe, al„so unausgedroschen, verfüttert... Die Wolle der „flandrischen Schaafe ist lang, aber grob. Man ver„wendet sie hauptsächlich zur Strumpffabrizirung. Die „Fabriken davon befinden sich in Ath, Lense, Tournay „u. s. w.. Das Vließ wiegt 4 — 5 Pfund, und be„zahlt sich mit 6 — 7 englischen Schillingen."

Ich glaube der Erste gewesen zu seyn, der die Fütterung der Schaafe mit Möhren, Runkeln und Kartoffeln, ohne alles Korn, in dem Departement der Niedermaas ausgeübt hat.. Die daselbst gewöhnliche Fütterung besteht, außer dem Stroh, in halb ausgedroschenen Roggengarben, und zur Reife gekommenen,

nicht-

nichtgedroschenen Wicken. Der Verlust bey diesen letztern, indem durch das Hin- und Herwerfen, das Auseinanderreißen, und Vertheilen der Gebünde in die Raufen, eine Menge Körner ausfällt, und verloren geht; die unzähligen Betrügereyen der Schäfer bey dem Ueberschlagen (halb ausdreschen) der Garben, worüber jene sich so leicht mit den Dreschern verstehen; die Ungewißheit, die diese nicht ganz geleerten Garben in Rücksicht der Kenntniß des Körnerertrages der Aerndte geben, und eine richtige Bilanz erschweren; die vergrößerte Quantität von Futtergewächsen, die mir meine, von der landesüblichen Rotation abweichende Fruchtfolge verschaffte, bewogen mich, das Korn bey der Schaaffütterung ganz auszuschließen, und ihm das Wurzelwerk zu substituiren.. Hätte ich aber auch keinen weitern Beweggrund dazu gehabt, als dem Schäfer dadurch den Eingang zur Scheune zu verbieten, so würde ich diesen hinreichend gefunden haben, mich dazu zu entschließen, so wie der gute, aus der Fütterung mit Wurzelwerk entspringende Erfolg mich bewegen wird, auch in der Zukunft dabey zu beharren.

Unter allem Wurzelwerk ziehe ich zu diesem Entzwecke die Möhren vor; nach ihnen kommen die Kartoffeln, und zuletzt die Runkeln. Die seit ein paar Jahren in Frankreich so dienlich gefundenen Topinambours (Erdäpfel) habe ich nicht versucht.. Wann mein Wurzelvorrath nicht groß war, so sparte ich das meiste davon für die Zeit, daß die Schaafe anfingen zu lammen, wodurch ich ihre Milch ungemein vermehrte und

die schönsten Lämmer anzog. Diese erhielten ihrerseits, so bald sie nur beißen wollten, in kleine Stücke geschnittene Möhren. Ich mästete mehrmalen eine Partie Schaafe blos mit rohen Möhren und etwas Grummet oder schlechtem Heu. Das Fett der so gemästeten Schaafe war zwar etwas gelblich, doch von vollkommen gutem Geschmacke, so daß es nie an Käufern dazu fehlte. Ich mischte das zerhackte Wurzelwerk mit Strohhäcksel oder Rapshülsen, und ließ das Gemenge einige Stunden liegen, so daß dasjenige, was des Morgens gemengt worden war, am Nachmittage verfüttert wurde, das vom Nachmittage am Abende, und das vom Abende am Morgen.

Mein Freund, Hr. Clemens, der die kleine Schäferey nach mir betreibt, hat aber die, übrigens gesunde, Mischung aufgegeben, weil er gefunden, daß der unter den gehackten Wurzeln befindliche Häcksel sich allzu sehr in die Wolle des Halses ansetze. Er hat ebenfalls beobachtet, daß die Schaafe das mit der, jetzt sattsam bekannten Schneidemaschine zerschnittene Wurzelwerk lieber, als das mit einem Stoßeisen zerstampfte fraßen.

Hr. Goyens, den ich schon bey der Hornviehzucht angeführt habe, folgte zuerst meinem Beyspiele mit der Wurzelfütterung. Auch er findet die Runkelrüben den Schaafen nicht so zuträglich als die Möhren; sie fressen auch jene bey weitem nicht so gern als diese. Die Methode des Hrn. Goyens, die Lämmer zu behandeln, verdient einer Erwähnung.

Die

Die Lämmer werden mit 3 — 4 Wochen von den Müttern getrennt; doch läßt man sie dreymal des Tages daran saugen. Zugleich reicht man ihnen Wurzelwerk, Kleye, Hafer und trocknes Futter. Mit drey Monaten werden sie gänzlich entwöhnt, welches den Wachsthum der Wolle bey den Müttern ansehnlich befördert, ohne den Lämmern, wie es die Schönheit der seinigen unstreitig beweiset, nachtheilig zu seyn.. Er hält die Grasweide für Lämmer durchaus schädlich (!).. Die Heerde kömmt alle Tage am Mittag zu Hause, bleibt 2 — 3 Stunden auf dem Stalle, und erhält daselbst grünes oder trockenes Futter.. Den Lämmern wird der Klee nicht anders, als etwas abgewelkt, in die Raufen geworfen.. Alles Unkräut, was aus dem Garten, oder auf dem Felde aus den Möhren gejätet worden, wird an die Schaafe verfüttert, nachdem die Erde vorher davon abgeschüttelt worden.. Seine Raufen stehen nicht senkrecht, sondern neigen sich in einem Winkel von 20 — 25 Grad nach dem Stalle zu. Von vorne ist eine Krippe in Gestalt einer weiten Rinne angebracht, um das Wurzelwerk einschütten zu können.

Nach der Landessitte meiner ehemaligen Gegend werden den Schaafen im Winter, nebst dem Strohe, auch Ueberschläge von Roggen (nicht völlig ausgedroschene Roggengarben) gereicht. Ueberdem giebt man ihnen unausgedroschene Wicken und Pferdebohnen, die man beyde zur Reife kommen läßt, weil man behauptet, daß sie in diesem Zustande nahrhafter sind, als solche, die früher geschnitten und zu Heu gemacht wor-

den sind (?). Ueberhaupt geben meine Landesleute ihren Schaafen keine ausgedroschenen Körner, weil sie glauben, das Schaaf müsse seine Nahrung stets suchen, und stehe sich besser dabey, als bey einer vollen gedeckten Tafel. Zu dem Ende sind die Raufensprossen so weit von einander entfernt, daß die Schaafe mit den Köpfen durch, und in dem Strohe wühlen können. Hat man nun Grummet zu füttern, so wird es unter das Stroh gemischt.

Die Heerde kehrt selbst in der größten Sommerhitze Mittags nicht nach Hause. Im Winter schützt man sie mit gewissenhafter Aengstlichkeit, als wären es nackte Menschen-Kinder, gegen die Kälte. Der Geruch in solchen niedern, verschlossenen, mit Vieh überhäuften Ställen ist erstickend. Ich habe dennoch meinen Nachbaren gezeigt, daß die Schaafe sich wenigstens eben so wohl in großen luftigen und kalten Ställen befinden.

Man säet für die Lämmer etwas Spelz (Dinkel) zur Frühjahrweide, weil diese Fruchtart nach mehrmaligem Abhüten wieder nachwächst, und ihr Laub zarter ist, als das vom Roggen. Zur späteren Lämmerweide hat man die weißen Kleefelder. Sie saugen so lange an den Müttern, als diese es zulassen, werden jedoch besonders gehütet.

Die Heerde liegt einen Theil des Jahres auf der Braache: denn alle die Pächter, welche Schaafzucht treiben, lassen einen Theil ihrer Aecker diesen Thieren zu

Ge-

Gefallen braachen, um doch etwas für selbige zu haben. Freylich muß ihnen, vor dem nach Hause gehen, der Bauch noch auf einer Wiese oder einem Grasanger gefüllt werden. So bald die Aerndte das Feld räumt, verschafft die Stoppelweide mehr Nahrung.

Man behütet die Roggenfelder bey Froste und trockenem Wetter bis zum ersten Merze mit der Heerde; doch stört man den Roggen nicht in seinem zweyten Wachsthume. Die Lämmer aber liegen auf dem Waizen bis zum ersten April.. Die Schaafzüchter behaupten zwar durchgängig bey mir, und vielleicht auch anderswo, daß das Abweiden des Roggens und Waizens, wenn dabey zur gedachten Zeit eingehalten wird, diesen Fruchtarten nicht schade, und sind sogar dreist genug, zu behaupten, daß es denselben nütze. Aber es heißt hier: Cicero pro domo. Denn wenn ich sie fragte, warum dieser oder jener gute Wirth, ihr Nachbar, der keine Schaafe hatte, sie nicht des großen Nutzens wegen bäte, seine Kornfelder abzuhüten: so kratzten sich meine Schaafzüchter, in Verlegenheit wegen einer Antwort, hinter den Ohren.

Pächter, die ihren Hof zur halben Garbe haben, wie das in einigen Gegenden bey mir gebräuchlich ist, sind mehr als andere geneigt, die Fruchtfelder bis zum letzten Augenblicke abzuweiden, und mitunter auf Stükken, die hinter dem Berge liegen, wo des Eigenthümers oder seines Rentmeisters Auge nicht immer hindringt, jenen stipulirten Augenblick um ein paar Wochen zu überschreiten.. Thäten wir das, werden sie

sagen,

sagen, wenn wir wüßten, daß das Behüten der Saaten den Früchten, also auch uns für unsern Theil, nachtheilig sey? — Dagegen frage ich: Thätet ihr das, wenn die Benutzung der Früchte euch ganz, und der der Heerde euch nur halb angehörte? — Ich wette, nein! Der Ertrag der Früchte verliert also, und diesen Verlust tragt ihr nur zur Hälfte; der Ertrag der Heerde aber gewinnt dabey, und diesen Gewinn habt ihr ganz. Er entschädiget euch für den Verlust; aber was entschädiget den Verpächter?

Ich gestehe, daß es Fälle giebt, wo selbst ein übertriebenes Abhüten nicht schädlich ist. So hatte ich im Jahre 1802 auf einem fetten, moorigten, frisch urbar gemachten, gegen rauhe Winde geschützten Boden, nach einer davon genommenen Kartoffel-Aerndte, ein Gemenge von Waizen und Roggen zur Frühlingsweide für die Lämmer aussäen lassen. Dem zu Folge wurde sie ihnen auch Preis gegeben, und im Frühjahre gewiß sechsmal völlig abgeweidet. Dessen ungeachtet wuchs die Frucht mit solcher Stärke fort, daß ich ihr von da an das Leben schenkte. Stroh und Aehren übertrafen alle Erwartung; und hätten die Sperlinge die Waizenähren unter dem Roggen nicht völlig ausgeleert, so würde der Körnerertrag dieses Stückes den aller andern meiner Gegend übertroffen haben.

Noch giebt es Jahre, wo, meiner Erfahrung nach, bey allzu dünne stehender Saat auf reichem Boden ein geziemendes Abweiden Nutzen haben kann; dann nämlich, wann gutes warmes Frühlingswetter darauf folgt.

Da

Da aber dieses nicht vorher zu sehen, und jenes ein ziemlich seltner Fall ist, so halte ich in der Regel das Nichtabhüten der Saaten für besser und sicherer.

Man hat mir durch Beyspiele zu erweisen gesucht, daß den Schaafen nichts schädlicher sey, als der junge Hafer, der nach der Aerndte in manchen Jahren sehr häufig auf dem Felde ausschlägt, und daß ein starker Genuß dieses herbstlichen Grüns den Schaafen unfehlbar die Fäule bringe. Diese Aussage verdient durch genaue Versuche erprobet zu werden.

Den ungelöschten Kalk hat Hr. Clemens, eben so wie ich, bey dem Aufblähen der Schaafe jedesmal als ein unfehlbares und der Gesundheit der Thiere unschädliches Mittel gefunden. Sein Schäfer sowohl, als sein Lämmerhirte, ist zu dem Ende stets mit etwas pulverisirtem, doch nicht an der Luft verfallenem Kalke versehen. Die Flasche, die ihn enthält, ist wohl verstopft und mit einer Blase verbunden. Dabey trägt der Hirte etwas Wasser und einen Löffel, um den Nothleidenden auf der Stelle Hülfe leisten zu können.

Gegen die fallende Sucht, womit die Jährlinge manchmal behaftet werden, bedient sich Hr. Clemens Aufschläge vom kaltem Wasser auf den Kopf, und Zugpflaster hinter den Ohren. Im Paroxismus selbst sprützte er ihnen starken Weinessig in die Nase. Auf diese Art heilte er Thiere vollkommen, die vorher alle 3 — 5 Tage mit jener Krankheit befallen wurden.

Die

Die Veredlung der Schaafzucht durch Kreuzen mit spanischen Böcken fängt auch an in den Niederlanden rege zu werden; doch habe ich selbst keine solche Heerde daselbst getroffen. In dem Departement der Niedermaas ist diese löbliche Verbesserungssucht sehr lebhaft, und man hat den ersten Eindruck derselben dem Hrn. Sürlet Chockier zu danken, der jetzt selbst einer der stärksten Schaafzüchter dasiger Gegend ist.

Diese edle Verbesserung (welche ich, im Vorbeygehen gesagt, als die sicherste und einträglichste aller landwirthschaftlichen Speculationen ansehe) bedarf weder meiner Rechtfertigung, noch meiner Lobsprüche. Vorurtheile, Starrsinn und Widerspruchsgeist können den Fortgang des Guten wohl eine Zeit lang bekämpfen; doch bricht nur erst ein Lichtstral durch die Wolken, so verschwinden die schwarzen Träume, und selbst die Antipoden fangen an, sich des neuen Lichts zu freuen. So geht's denn auch heuer meinen ehemaligen Nachbaren. Ihre Bekehrung verdient hier eine kleine Erzählung.

Im Jahre 1804 lachten diese Herren noch über die Hörner meiner Böcke, und würden keinen zu ihren Schaafen zugelassen haben, wenn er selbst diese Ehre mit Geld hätte erzwingen wollen. Ein Pachter unter andern, der es mir nicht versagen durfte, seine Heerde von einem meiner Böcke bedienen zu lassen, unter der Bedingung, daß er die Hälfte der davon fallenden Lämmer für sich behalten, und mir die andern gegen einen gebührenden stipulirten Preis überlassen sollte, bot bald dar-

darauf seinen Antheil Andern zum Tausche gegen eben so viele Landes-Lämmer an. Da sich nun zum Glücke kein Mensch fand, der einen so üblen Tausch treffen wollte, so erfüllte ich seinen Wunsch.

Nun, siehe da! Im Jahre 1807 bezahlen eben jene Pächter ihrerseits jeden einzelnen Sprung mit 42 Kreuzer. . Woher dieser plötzliche Uebergang? — Ohne Zweifel, weil sie in diesem Jahre gerade 2 Gulden 14 Kreuzer im Durchschnitte für jedes Vließ einnahmen, und sehen mußten, daß das Pfund ungewaschener Wolle von den aus ihrer eigenen Race gewonnenen métis erster Generation zu 48 Kreuzer bezahlt wurde. Da nun diese Metis im Durchschnitte 10 Pfund dieser Wolle trugen, so that das ganze Vließ 8 Gulden rheinisch. . . Ein solcher Lichtfunken vermag auch wohl in der dicksten Finsterniß zu leuchten, und ist elektrischer als alle akademischen Preise.

Vier Widder und eine Zibbe, ächt spanischer Race, die zu obgedachter Heerde gehörten, gaben 50 Pfund ungewaschener Wolle, wovon das Pfund zu einem halben französischen Laubthaler verkauft wurde. Zugleich erbot sich der Käufer, die Wolle der Metis dritter Generation zu eben dem Preise zu übernehmen. Zwey der Widder wurden gleich nach der Schur für 220 fl. rheinisch verkauft. . So hoch auch immer dieser Preis scheint, und es auch wirklich für einen Schafs-Kopf ist, so zeigt der Verkauf der Wolle, daß sich das darauf verwendete Capital zu 12½ Prozent rentirt. . Der Calcul aber wird ungleich bedeutender,

wenn

wenn wir auf das Kreuzen Rücksicht nehmen, und steigt in zwey Jahren über 130 Prozent, welches dem Leser leicht seyn wird zu berechnen, wenn ich ihn versichere, daß ein gesunder, gehörig gefütterter spanischer Bock zur Bedienung von 60 — 80 starken Schaafen zureicht. Die beyden Böcke, die ich 1804 von Paris erhielt, mußten sogleich nach der Ankunft von einem so weiten Wege an die Begattungsarbeit. Sie deckten 140 Schaafe, und nahmen dabey an Fleische zu. Seitdem haben sie kein Jahr weniger Arbeit gehabt, leben noch, und befinden sich wohl. Man lasse sich daher durch die überspannten Cautelen mehr wissenschaftlicher als praktischer Agronomen nicht abschrecken, des Guten, wenn man kann, recht viel mit wenig Mitteln zu vollbringen.

Noch fragt sich's, ob die Wolle der ächt spanischen, aber in unserm Clima erzogenen Schaafe dieselbe Güte habe, als die, welche unmittelbar aus Spanien kömmt. . Hierauf kann ich nach der Erklärung eines mit der Tuchfabrikation im Großen ganz genau bekannten Mannes bestimmt antworten: daß die französisch-spanische Wolle (und eben so soll es sich auch mit der sächsischen verhalten) der spanischen an Feinheit nichts, wohl aber an Krimpekraft (Elasticität) nachgebe. — Daher, obgleich die aus erster Wolle fabrizirten Tücher für das Gefühl dieselbe Feinheit und den sanften Griff haben, wie die der Wolle, welche man unmittelbar aus Spanien gezogen hat; so haben sie, oder behalten sie doch nicht dieselbe Feinheit fürs Auge,

indem

indem diese Tücher, wenn sie eine Zeit lang in dem Magazine gelegen haben, etwas aufschwellen, und dadurch an Glanz und scheinbarer Feinheit verlieren. Dagegen hindert die stärkere Krimpekraft der spanischen National-Wolle durch ein festeres Zusammenziehen dieses Aufschwellen bey den davon fabrizirten Tüchern. Man schreibt jene stärkere Kraft dem Oele (suint) zu, womit die spanische Wolle reichlicher als die französisch-spanische durchdrungen ist, welches sie ohne Zweifel dem heißeren spanischen Clima zu verdanken hat.

Die spanische hier gewonnene, so wie auch die veredelte Wolle, wird von den Tuchfabrikanten lieber ungewaschen gekauft, weil sie durch das Waschen auf gewöhnliche Art verdorben wird.

Schweine.

Man legt sich in den mir bekannten Distrikten der Niederlande wenig auf die Schweinezucht. Fett zu machende Schweine werden in der Gegend von Voorde des Tages vier Mal mit einem Breye aus zermalmten Kartoffeln, Bohnen- und Hafer-Mehl gefüttert. Am Mittage erhalten sie Buttermilch. . Uebrigens sind „die Flamänder, wie Hr. Balsamo bemerkt, eben „so große Liebhaber von Speck, als die Engländer. „Sie gebrauchen zu dem Mästen der Schweine alle „Gattungen von Getreide, Möhren und Kartoffeln, „aber niemals Klee."

Das Mästen mit Kartoffeln, ohne allen Zusatz von Korn, habe ich versucht, und gefunden, daß es am Ende mehr kostet, als mit einer Beymischung von Getreide. . . Das Mästen brachte mir stets wenigen Vortheil, und ich konnte die fetten Schweine wohlfeiler auf den Märkten einkaufen, als sie mir zu Hause zu stehen kamen.

Eine sehr gute empfehlungswürdige Methode, die Schweine bey guter Freßlust zu erhalten, worauf, wie bekannt, beym Mästen alles ankömmt, ist, jedem Stücke alle Tage einmal beyde Hände voll gesalzenen Hafers zu geben. Zu dem Ende hat man einen Topf in Bereitschaft, welcher die Provision für einige Tage faßt. Man bestreut den Hafer schichtenweis mit Salz, und übergießt das Ganze mit etwas Wasser. Da der Hafer durch die Nässe aufschwillt, so darf der Topf nicht voll gemacht werden.

Es giebt Jahre, wo die Zuchtschweine einen erheblichen Gewinn abwerfen. So weiß ich Pächter in meiner Gegend, die vor einigen Jahren den Ertrag eines Mutterschweines auf 5 — 6 Karoline für das jährliche Ferkeln anschlugen.

Neun-

Neunte Abtheilung.

Innere und äußere Verfassung der Pachthöfe in den Niederlanden.

Erster Abschnitt.

Vor- und Nachtheile großer und kleiner Wirthschaften.

Beyde, sowohl große als kleine Wirthschaften, haben ihre Widersacher und ihre Vertheidiger: denn beyde haben ihr Wohl und ihr Wehe. Man hat in England, man hat in den Niederlanden, und vermuthlich auch in andern Gegenden viel darüber gestritten, und wird noch lange darüber streiten, ehe der Rechtshandel zum Schlusse kommen wird. Aller Wahrscheinlichkeit nach wird über eine Sache, worauf Localitäten und Nebenumstände mehr Einfluß haben, als feste Prinzipien, kein allgemeines, kein endliches Urtheil abgeschlossen werden können.. Es wird wohl damit seyn, wie mit der Braache, die an manchen Orten, unter manchen Um-

ständen nützlich, ja nöthig, unter andern aber widersinnig und schädlich ist.

Der ganze Gegenstand scheint mir in drey Hauptfragen zu zerfallen, nämlich: 1) ob die großen Pachthöfe vortheilhafter für den Pächter sind, als die kleinen; 2) ob sie es für den Ackerbau an sich selbst, also für die ganze Gesellschaft, 3) ob sie es für die Bevölkerung überhaupt sind.

Die erste Frage wird unter gewissen Restriktionen und Voraussetzungen eben so wenig verneint werden können, als die letztere bejahet werden kann; und vielleicht wird das Folgende etwas Licht über diesen letzten Punkt verbreiten. Die Lösung der zweyten Frage zeigt erhebliche Schwierigkeiten, und übersteigt meine Kräfte. Um dennoch etwas zu dem Aktenstücke dieses für den Staat und die menschliche Gesellschaft so wichtigen Rechtshandels beyzutragen, unternehme ich es, einige Betrachtungen darüber in diesem Abschnitte anzustellen, wovon manche (gerade darum, weil die Frage keiner allgemeinen Entscheidung fähig ist) nicht allenthalben, aber doch sicher auf die Niederlande und einige mir bekannte Gegenden anwendbar ist.

Ich werde dasjenige, was ich in einigen Schriftstellern hierüber in Bezug auf die Niederlande gefunden habe, wörtlich hieher setzen, und durch Citationszeichen von meinen eigenen Bemerkungen unterscheiden.

Bal-

Balsamo.

„Ich habe manchmal in England sagen hören, „daß der Boden nie gehörig gebauet werden könne, es „sey denn daß die Farms auf 50 oder 100 Acres re„duzirt würden. . Diese Meinung ist dennoch ziemlich „selten, statt daß eine andere dieser Art fast allgemein „ist, nämlich: daß die großen Pachthöfe dem Acker„baue nachtheilig seyen. Zum Beweise dieser Meinun„gen führt man den vortrefflichen Ackerbau der kleinen „Pachthöfe in Flandern an. Dieser Beweis aber hat „mehr Schein als Grund. . Es giebt, heißt es, in „den Niederlanden keinen ungebauten Boden, — kei„ne Braache, — man zieht meistens zwey Aerndten „in einem Jahre, — man bewirbt sich stark um Dün„ger, — die Feldbestellung ist vortrefflich ausgeführt, „— die Getreidefelder sind rein von Unkraut, — u. „s. w. . . Sehr wahr! Aber sind es die kleinen oder „die großen Pächter, die in England auf diese Weise „verfahren? — Es sind, entschieden, die großen."

Das Argument beweiset also eben so wenig für oder gegen die großen, als die kleinen Pachthöfe; sondern blos, daß die einen in einem Lande anwendbarer sind, und die andern in einem andern.

„Weiter! Ist diese flandrische Culturmethode den „dasigen Pächtern auch wohl so einträglich, als sie es „seyn sollte? — Sicher nicht. . Diese kleinen Päch„ter tragen vielleicht mehr zu Markte; aber sind sie da„bey reicher?.. Die Cultur kleiner Wirthschaften ist

„sehr kostspielig, der reine Ertrag also wenig bedeutend, „obgleich der rohe Ertrag daselbst höher gebracht wer„den kann, als in großen Wirthschaften. Das ganze „Niederland bietet hiervon Beweise genug dar. Wie „oft stieß ich bey solchen Wirthschaften auf einen Mann, „dessen ganze Beschäftigung darinn bestand, zwey Kühe „zu hüten, die den ganzen Viehstapel des Pachthofes „ausmachten, statt daß auf einem größeren Hofe der„selbe Mann ihrer 30 — 40 regieren würde. . Auf „solchen kleinen Höfen wird wegen Abgang des Gespan„nes alles mit dem Spaten gegraben."

Aber, wie mag man das einen Pachthof nennen, wo nur zwey Kühe gehalten werden, und alles mit dem Spaten gegraben wird? Bey Contigh hält jeder Handwerker, der nur ein Bunder Landes besitzt, zwey Kühe darauf, und zwar ohne Weide und Wiese dabey zu haben. Man kann, glaube ich, einen solchen Taglöhner nur im Spaße einen Pachter nennen, so wie ein Professor der seine agronomischen Versuche in einem Blumengärtchen treibt, auch wohl nur im Scherz ein Landwirth genannt werden kann. Bey allen Untersuchungen und Vergleichen sollte man billig die Extremitäten weglassen.

„Da es an Viehe fehlt, so fehlt es auch an Dün„ger. Um welchen zu haben, ist man gezwungen, ihn „zu kaufen und herbey zu fahren, welches keine ge„ringen Kosten verursacht."

Hier

Hier mag nun wohl geradezu das Gegentheil angenommen werden: denn ungezweifelt findet sich auf den kleinen Höfen verhältnißmäßig weit mehr Vieh, als auf den großen. Der Unterschied in Rücksicht des Düngers fällt noch mehr zu Gunsten der kleinen Wirthschaften aus, wenn wir bedenken, daß alle kleine Pächter in den Niederlanden im Stalle futtern, statt daß in keinem mir daselbst bekannten großen Pachthofe die Stallfütterung eingeführt ist.

„Um sich eine Vorstellung von den Culturkosten „eines solchen kleinen Pachthofes machen zu können, „darf man nur bedenken, daß die ganze Familie des „Pachters zu seinem Betriebe nothwendig ist; und sicher „reichte diese zu einem zweymal größeren zu."

Da sie aber auf dem größeren nicht mehr Arbeit vollbringen wird, als auf dem kleinen (denn der Fleißige kann ja doch nicht mehr als arbeiten), so bringt sie verhältnißmäßig weit weniger auf ersterm als auf letzterm hervor.

„Es ist also kein Wunder, wenn der rohe Ertrag „eines solchen kleinen Hofes den eines großen übersteigt. „Allein hier fragt sich: wie hoch belaufen sich die Ko„sten seiner Cultur? wie hoch der reine Ertrag?.. „Wenn die kleinen Pachthöfe dem Ackerbaue günstig, „und für die menschliche Gesellschaft überhaupt vortheil„haft sind: woher kömmt es denn, daß die kleinen „belgischen Pächter nicht so reich sind, als die großen „englischen Farmers?"

Das ist nun sicher die seltsamste Frage, die man von einem Professor erwarten kann. Sie heißt ohngefähr so viel, als: Warum ist der Kleine nicht so groß als der Große?.. Hr. Balsamo hätte hier erweisen müssen, daß fünf Pächter unter gleichen Umständen nicht mehr auf 500 Acres hervorbringen, und weniger dabey erübrigen, als ein einziger dabey hervorgebracht und erübriget hätte; alsdann, daß die Versorgung und das Glück von fünf Familien dem Staate nicht nützlicher und für die Menschheit nicht mehr werth sey, als die von einer einzigen.

„Ich behaupte, daß ein System nützlich ist, „wenn es den Wohlstand desjenigen befördert, der es „befolgt, nicht aber, wenn es der Gesellschaft eine große „Quantität Produkte abliefert, die nicht anders als mit „großen Kosten haben können erworben werden."

Nun gestehe ich gerne, daß die schweren Halfen (Pächter) des Jülichschen Landes (jetzt Departement der Roer), welche den schönsten Boden auf Gottes Erde ein Jahr um das andere braachen lassen, daß, sage ich, diese Herren die ersten Arendatoren, und ihr Feldsystem das vollkommenste unter der Sonne ist: denn sie sind meistens dabey wohlhabende, zum Theil reiche Leute geworden.

„Ich speiste mehrere Male in großen belgischen „Pachthöfen, und fand überall Wohlstand, und ihre „Arbeiter gut, ja besser genährt als in England; statt „daß in kleinen Wirthschaften alles die Armuth ver-

„rieth.

„rieth. . . Wenn ich vorhin sagte, daß der rohe Er„trag in kleinen Wirthschaften größer seyn könne als in „großen, so verstehe ich dieses nur unter gewissen Um„ständen, und nicht unbedingt. Selten können solche „kleine Pächter ihrem Lande die Cultur geben, die dazu „am besten geeignet, und für sie selbst die vortheilhaf„teste ist."

Gerade das können und thun die kleinen Pächter (worunter ich aber freylich keine Taglöhner verstehe) besser, als die großen, und zwar darum, weil sie verhältnißmäßig mehr Hände zu ihrem Dienste haben, und den Zeitpunkt der Bestellung besser in Acht nehmen können. Der Pachter eines sehr ausgedehnten Hofes hat zur Saat- und Aerndte-Zeit oft so viele Arbeit vor sich, daß er nicht weiß, wo er anfangen soll, noch wann er endigen wird. Seine Knechte pflügen nach allen Himmelsgegenden, und pflügen wie sie wollen, weil der Herr sie nicht alle zugleich übersehen kann. Bey kleinen Wirthschaften sitzt die aufmerksame Spinne im Mittelpunkte ihres Gewebes, übersieht alles und ist gleich bey der Hand.

„Ich könnte zum Beweise die Beobachtungen an„führen, die ich in dieser Rücksicht in Flandern gemacht „habe, und sagen, daß nichts gewöhnlicher daselbst ist, „als Kämpe von einigen Acres zu treffen, auf welchen „zu gleicher Zeit verschiedene Vegetabilien stehen. Ich „zählte einst fünf Gattungen derselben auf einem Stücke „von vier Acres. Ist das der Beweis einer guten „Cultur?"

Das findet sich wohl in der ganzen Welt so, wenn man, wie Hr. Balsamo, die Taglöhner unter die Pächter zählt.

„Bey Mons im Hennegau liegt eine große Strecke „unculiviirten Landes, welches durchaus einer Verbes„serung fähig wäre, wenn man die Kosten darauf ver„wenden wollte; und dennoch bleibt dieses, obgleich in „der Nachbarschaft einer großen Stadt und eines „schiffbaren Flusses gelegene Stück Land öde liegen. . „Warum? Weil es keine Pächter giebt, die reich ge„nug sind, seine Urbarmachung unternehmen zu kön„nen. Ist das nicht eine auffallende Thatsache? Die „Verfechter der kleinen Wirthschaften müssen wissen, „daß alle große Meliorationen in England nur von „Pächtern ausgeführt worden sind, die beträchtliche „Capitalien in Händen hatten."

Wo aber diese einmal in einem Lande allgemein den Pächtern fehlen, da frage ich, ob ein Mann mit einem mittelmäßigen Capitale nicht besser thue, einen geringeren Hof zu pachten, als sich mit einem großen zu befassen, für den seine Kräfte nicht zureichen? .. Wer einen kleinen Hof zu verpachten hat, der findet sogleich funfzig capable Leute dazu, statt daß er zu einem großen wohl eine Menge Liebhaber, aber unter funfzig kaum einen soliden Pächter treffen wird. . . Uebrigens sind Meliorationen von der Art, wie Urbarmachung ganzer Strecken Landes, nicht die Sache eines Pächters, sondern eines Eigenthümers. Dabey beweist die, nach Hrn. Balsamo, auffallende Thatsache ge-

rade

rade gegen seine Meinung. In dem Hennegau findet man überhaupt lauter ansehnliche Pachthöfe von 50 bis 150 Bunders; und eben da findet man auch wüste Strecken und große Braachfelder auf köstlichem Boden: statt das in andern, von Natur unfruchtbaren niederländischen Distrikten, wo nur kleinere Wirthschaften eingeführt sind, keine Hand breit Land unbenutzt bleibt. Diese Thatsache ist wohl etwas auffallender!

P. B. de Beunier.

„In den Provinzen von Brabant, Hennegau, „Namur u. s. w. ist der Boden überhaupt fruchtbarer, „als in der von Waes; und obgleich in jenen der Pacht„zins und andere Grundlasten um die Hälfte niedriger „sind, so sind doch die Landleute, einige große Pächter „ausgenommen, daselbst ärmer, als im Lande von „Waes. . . Die Ursache dieser Verschiedenheit rührt „daher, weil die Höfe in Brabant 100 bis 150, im „Hennegau und dem Namurischen 200, ja 600 eng„lische Acres haben. Wie viele Pächter giebt es wohl, „die zu einem solchen Unternehmen mit der nöthigen „Vorlage versehen sind, oder ein gebührendes Capital „in Gespann, Geräthschaft und einen zureichenden Vieh„stapel stecken können?

„In den Provinzen Hennegau und Namur giebt „es viele Dörfer, deren ganzer Boden in 3 — 4 freye „Lehen (francs fiefs) vertheilet ist, so daß allen übri„gen Einwohnern kein Daumbreit Land übrig bleibt,

„und

„und diese nichts anders als die gehorsamen Diener, „oder vielmehr die Sklaven jener Pächter sind. Der „Mangel an Händen ist die Ursache, daß der dritte „Theil, ja die Hälfte des Ackers ungebaut liegen bleibt: „denn die Dörfer sind wenig bevölkert, und entvölkern „sich noch alle Tage mehr, weil die jungen Leute in den „Städten Herren- oder Kriegsdienste suchen."

Warum thun sie das aber? Um zu Hause der Noth zu entfliehen, weil sich daselbst keine Arbeit findet: denn es geschieht oft, daß diejenigen, die am meisten könnten arbeiten lassen, es am wenigsten thun.. Man sehe gefälligst, was ich schon hierüber im zweyten Abschnitte der vierten Abtheilung des ersten Bandes gesagt habe.

„Im Waes-Lande trifft gerade das Gegentheil „ein. Es giebt hier tausend reinliche Hütten, deren je„de drey bis zwanzig Acres betreibt, wenige, die an „fünf und zwanzig kommen.. So bald ein junger Bur„sche im Stande ist, sich eine Kuh und einige Ackerin„strumente anzuschaffen, so nimmt er eine Frau, miethet „eine Hütte mit 2 — 3 Acres Land, und baut es, da „er mit keinem Gespanne versehen ist, mit dem Spa„ten. Nachdem er sein Feld bestellt hat, arbeitet er „bey seinen Nachbaren für Taglohn, oder trägt seinen „Flachs zu Markte. Die Frau arbeitet und spinnt, „der Mann webt oder schustert. Es giebt keine glück„lichern Leute auf der Erde, wenigstens ihrer Meinung „nach.. Nach einigen Jahren findet sich der Mann „im Stande, einen Hof von 10 — 12 Acres zu pach„ten,

„ten, und setzt seine Cultur fort. Er säet dabey im„mer mehr Flachs, und wird nach und nach ein rei„cher Mann. Es giebt Bauern, die auf diese Art an„fiengen, und ihren Kindern ein Vermögen von 30 „bis 40 tausend Gulden hinterließen.

„Die Leichtigkeit, sich auf eine solche Art zu eta„bliren, macht es begreiflich, wie die Bevölkerung des „Waes-Landes um ein Drittel oder Viertel stärker seyn „kann, als sie in den oben gedachten Provinzen ist. „Die Dörfer sind nicht weiter als eine Stunde von ein„ander entlegen, und zählen 6 — 7000 Seelen. „Der Bauer verläßt hier nie seine ländlichen Penaten, „um in dem städtischen Dienste Schutz gegen die Noth „zu suchen."

Abbé Man.

„Die Gesetze, um die zu große Ausdehnung der „Wirthschaftshöfe oder die Land-Monopolien einzuschrän„ken, sind in den Niederlanden nicht allgemein. Die „Provinz Hennegau hat darum nachgesucht, und sie „mit sehr gutem Erfolge angenommen, wie man aus „den Bemerkungen sehen kann, die mir von dem ver„storbenen Herzoge von Aremberg mitgetheilt worden „sind. Da ich diese Materie anderswo ausführlich „abgehandelt habe, so will ich hier nur noch hinzu„setzen, daß, da in Flandern und andern reichen Ge„genden in den Niederlanden die Höfe selten einen gro„ßen Umfang haben, sondern mehrentheils nur klein

„sind,

„sind, daß, sage ich, kein Land daselbst unangebaut „bleibt, und jeder Fleck auf das sorgfältigste benutzt „wird.

„Die Landwirthe befinden sich wohl; aber sie sind „nicht reich, können daher ihre Produkte nicht zu„rück halten: folglich sind die Märkte beständig nicht „nur mit Korn, sondern auch mit andern Gewächsen, „mit Milch, Butter, Eyern, Federvieh, Schweinen „u. s. w. hinlänglich versehen, welche letztern Gegen„stände bey ihnen weit mehr in Betrachtung kommen, „als es bey größeren Wirthschaften der Fall ist. . Da „diese Vertheilung der Ländereyen in kleine Höfe ein „großes Mittel ist, die Bevölkerung zu vermehren, in„dem sie die Ehen befördert, und die Industrie hebt: „so wird sie von der Regierung auch allezeit begünstiget. „Diese hat daher ausdrücklich verboten, die Gebäude „auf den Höfen verfallen zu lassen, ohne sie wieder „aufzubauen, wie manche Eigenthümer sehr zu thun „geneigt sind, um die Unkosten des Wideraufbauens „und der Reparaturen zu ersparen."

Herr von Ponderle.

„In Brabant (das wallonische Brabant ausge„nommen) kann man die Größe der Höfe im Ganzen „zu zehn bis funfzig Bunder annehmen. Durch die „Zunahme der Bevölkerung seit dem Frieden von 1749 „ist sowohl im Hennegau als anderswo die Größe der „Höfe sehr beträchtlich vermindert worden."

Ein

Ein sicherer Beweis, daß die großen Pachthöfe in einem wohlbevölkerten Lande, oder eine starke Bevölkerung mit jenen nicht bestehen kann.

„Die Eigenthümer haben durch die „Theilung ihrer Besitzungen den Werth „derselben beynahe verdoppelt."

Dieses wird fast in allen Gegenden der Fall seyn. Der Pachter eines ausgedehnten Farms wird den Pachtzins nicht zahlen können, den ein kleiner Pachter giebt. Man vertheile einen solchen Hof in zwey Theile, und er wird dem Eigenthümer ein Viertel, und, wenn er sehr ansehnlich ist, in drey Theile, und er wird ihm ein Drittel mehr einbringen. Wenn aber der Pachter eines größeren Hofes den Zins nicht aufbringen kann, den ein anderer verhältnißmäßig von einem kleinen entrichtet, so folgt wohl daraus, daß jener nicht so viel bey seiner Wirthschaft zu erübrigen weiß, als dieser.

„Die Theilung der Besitzungen geschah in Bra„bant, ohne eine landesherrliche Verordnung darüber „zu haben. Allein, ob gleich im Hennegau der Zu„wachs an Bevölkerung und an Wohngebäuden, und „damit zugleich die Einziehung der Höfe, von einer Ge„gend zur andern, nach der flandrischen und braban„tischen Gränze zu, immer mehr Fortgang gewann; „so baten doch die Stände dieser Provinz ihren Sou„verain, die Größe der Höfe zu siebenzig Bunder fest„zusetzen. Zu Folge dieser Festsetzung sind denn auch „alle Höfe von mehr als siebenzig Bunder getheilt wor„den.

„den. Dieß hat sich aber nicht auf das wallonische „Brabant erstreckt, wo es noch viele große Höfe giebt."

Herr Diercxsen. *)

„Man wird sich erinnern, daß vor mehreren Jahren die Frage bey uns rege wurde, welcher Gattung „von Pachthöfen, großen oder kleinen, der Vorzug gebühre? Unter großen verstehen wir solche, die 80 bis „200 Bunder enthalten. Die Frage scheint aller Untersuchung ungeachtet nicht entschieden worden zu seyn.

„Ich will nicht unternehmen, die Gründe der „Anhänger großer Pachthöfe hier anzugeben, wovon „folgender z. B. einer der wichtigsten war: nämlich, „daß ein großer Pachter weit mehr Mittel habe, seine „Cultur zu verbessern, Versuche anzustellen, Meliorationen zu unternehmen, als ein Kleiner, — daß er „nicht gezwungen sey, seine Produkte zur Unzeit zu verkaufen, u. s. w. Ich will sogar einräumen, daß „die Vertheilung in kleine Pachthöfe nicht überall nützlich noch anwendbar sey. Nur bitte ich, daß die „Vertheidiger großer Wirthschaften nicht zugleich von „uns fodern, zu glauben, daß der Ackerbau, für sich allein „betrachtet, nothwendig und allenthalben besser in großen, als kleinen Höfen geführt werde, oder werden „könne: sonst müßten wir nothwendig an die allgemeine Erfahrung unseres Departements (der beyden „Nethen) appelliren.

„Ich

*) In einem nicht gedruckten Memoire.

„Ich meines Theils bekenne, daß mir nie ein gro„ßer Pachthof auf meinen Reisen vorgekommen ist, „wo nicht ein guter Theil des Ackerlandes um den an„dern braachte. Fragte ich warum, so hieß es: weil „wir nicht Mist, nicht Hände genug haben, das Gan„ze alljährlich zu bestellen. . Das Gegentheil findet „sich in allen unsern kleinen Pachthöfen von 10 — 20 „Bunders, wo man sich nicht einmal mit einer einzi„gen Aerndte begnügt, sondern von den meisten Fel„dern gar noch eine zweyte fodert. Wir würden also „den rohen Ertrag kleiner Pachthöfe gegen den der gro„ßen gar leicht wie 3 zu 2 annehmen dürfen, wenn „nicht bekannt wäre, daß die Früchte nach Braache „besser scheffeln, als andere; aber gewiß können wir „das Verhältniß wie 4 zu 3 ansetzen.

„Der Vergleich in Rücksicht des Viehstapels fällt „noch entscheidender für unsere kleinen Höfe aus. In „der Regel wird daselbst auf jedes, unter dem Pflu„ge stehende, Bunder Land eine Kuh gehalten, und auf „seine Kosten, ohne Zufluß von anderwärtigem Gras„wuchse, genähret. Ich glaube aber nicht, daß sich „irgendwo in einem Lande der Welt eine Ackerwirth„schaft befinde, wo auf 200 Bunder Ackerland auch „200 Stück Hornvieh gehalten werden. Wir wer„den im Durchschnitte noch nicht die Hälfte darauf fin„den. Verzehren unsere kleinen Wirthschaften ver„hältnißmäßig gleich mehr Korn, als die großen, „so produziren sie dessen auch mehr; und kömmt da„von vielleicht weniger auf den Markt, so liefern

„sie sicher ungleich mehr Milch, Butter und Fleisch „dahin.

„Ich glaube zuletzt, daß die durch die Vertheilung in kleine Höfe erreichte Bevölkerung in einen ehrenvollen Betracht zu kommen verdient: und zwar „eine Bevölkerung, die sich nicht selbst, daher auch dem Staate nicht zur Last fällt. „Eine Sache, deren sich offenbar keine Gegend rühmen „darf, wo die großen Pachthöfe eingeführt sind. Man „durchlaufe die Gemeinden solcher Gegenden, und „was wird man antreffen? Das, was ich durchgehends „darinn angetroffen habe: ein paar reiche Despoten, „und eine Heerde von Sklaven, die jenen zu Gebote stehen."

Hr. Balsamo, obgleich ein Vertheidiger großer Wirthschaften, giebt dasselbe mit folgenden Worten zu erkennen: „Es giebt wenige Abteyen, die ihre Besitzungen selbst bauen, oder bauen lassen, welches den „Landleuten, die durch die großen Pächter dieser Klöster unterdrückt sind, äußerst mißfällt."

Unter allen Arten von Despotismus ist der Bauerndespotismus wohl der schlimmste. Die Entvölkerung ist die Folge des Elendes. Man entflieht, um der Noth oder dem Zwange zu entgehen. Wenn man doch einmal bestimmt ist, Knecht zu seyn, so zieht man die galonirte Knechtschaft vor, und steht lieber hinter der glänzenden Equipage eines Stadtbürgers, als unter der Forke eines feisten übermüthigen Pächters. .

Da-

Daher denn immer mehr und mehr Abgang an Händen für den Ackerbau, und folglich immer schlechtere und schlechtere Cultur. *) — Hr. Diercxsen fährt fort:

„Man durchwandere im Gegentheil eine Ge„gend, wo die kleinen Pachthöfe zu Hause sind, und „sehe, ob ihre Besitzer bey 10 — 20 Bundern sich nicht „in einem ihrer Lage angemessenen Wohlstande befinden, „nicht ihre Familie gebührend erziehen, ob sie jemandem „zur Last fallen, und, um dem Elende nicht Preis zu „werden, gezwungen sind, von einem Andern abzuhan„gen? — Alles arbeitet hier, und arbeitet mit dop„peltem Fleiße, mit Freude, weil es für sich arbeitet."

Der Ueberdruß, der Unwille, der Ekel, die tödtende Gleichgültigkeit, womit der Lohnknecht in großen Pachthöfen zum Pfluge greift, die Mißhandlung des Gespannes, die Vernachlässigung des Viehes, die Veruntreuungen des Gesindes sind hier verbannt, oder werden sogleich bemerkt, abgeändert, und sind daher ohne Folgen. Nichts wird verloren, nichts außer Acht gelassen. Der ganze Acker wird in den höchsten Meliorations-Zustand gesetzt, dessen er fähig ist, der höchste Ertrag errungen.

Man wirft dem Systeme kleiner Wirthschaften die Unmöglichkeit vor, große außerordentliche Meliorationen zu unternehmen. Allein, sind Meliorationen

*) Der Leser beliebe nachzusehen, was ich schon Seite 44 und folgende im ersten Bande darüber gesagt habe.

der Art wohl die Pflicht eines Pächters? Wo ist der Mann, der für den Genuß von 6 oder 12 Jahren ein Capital für einen andern anlegen möchte, das er nie zurück erhält? — Solche große Meliorationen werden aber in England von großen Pächtern unternommen! — Freylich; aber wohl nur da, wo die Termine auf 25 bis 50 Jahre sind; wo ein wackerer Pächter sicher ist, nach Ablaufe des Termins nicht entlassen zu werden, so daß er seinen Hof als erb- und eigenthümlich ansieht, wie solches auch bey den Pachthöfen der Abteyen und Klöster in den Niederlanden der Fall war, daher kein Wunder, wenn Hr. Balsamo hier manche bedeutende Melioration getroffen hat. . Ist aber die Rede von Urbarmachung ganzer Strecken, Austrocknung großer Sümpfe, Eindämmungen gegen Meer und Flüsse u. d. gl., und man sagt uns, daß nur die großen englischen Farmers solche Dinge allein vermögen und ausführen, so erinnere man sich, daß die Engländer jeden Landwirth a farmer nennen, wenn er auch erblicher Eigenthümer von großen Besitzungen ist, wovon er einen Theil selbst administrirt *).

Man wird einwenden, daß große Pächter, auch ohne Eigenthümer zu seyn, nothwendig größere Dinge auszuführen im Stande sind, als kleine.. Geben wir das auch für einen Augenblick zu, so fragt sich, ob sie dieses auch thun. Leider haben hundert Thatsachen mir das

*) S. Einleitung zur Kenntniß der englischen Landwirthschaft, I. B. Seite 21.

das Gegentheil erwiesen; und ohne eine abscheuliche Lüge darf man das et facere et pati fortia facta Romanorum nicht auf die großen Pächter der Hesbaye und des jülichschen Landes anwenden. Sie hätten in den vergangenen Zeiten Könige werden müssen, wenn sie das Gute gethan hätten, was sie zum Theil hätten thun können. Stärke und Reichthum machens hier nicht aus, sondern eine judiziöse Anwendung beyder.

Ich sagte zum Theil, und gab daher das Können nur für einen Augenblick zu: denn, wie man oft kann, was man nicht will, so will man auch zuweilen, was man nicht kann. In dem letztern Falle befinden sich die großen Pächter noch öfter, als die kleinen. Der Reiz der Größe lockt manchen, sich einer schwereren Last zu unterziehen, als seine Schultern zu tragen vermögen. Man verblendet sich leicht über die Beschwernisse, wenn man sich ein glänzendes Ziel vorgesteckt hat. Wenn solche Leute vorher Youngs Farmers-Anleiter lesen und beherzigen wollten, so würden sie sich überzeugen, daß man mit ein paar tausend Thalern bey der Pachtung eines mittelmäßigen Hofes ein reicher Mann werden kann, und bey der eines größern nur ein Schuft bleibt.

Doch gesetzt, der Vater sey dem großen Geschäfte so eben gewachsen: werden es auch seine Kinder seyn? Da in der Regel nur einer von ihnen den Hof nach des Vaters Tode betreiben kann, so müssen die übrigen befriediget werden; und womit, besonders wenn der Vater außer dem Mobiliarvermögen wenig oder nichts

hinterlassen hat, wie das meistens der Fall ist? — Die 4 — 5 Kinder theilen sich also in die Möbeln: theilen Kuh, Kalb, Geräthschaft und Gespann; theilen geärndtete und noch wachsende Feldfrüchte, ja den Genuß der düngenden Kraft, die noch von des Vaters Zeit in dem Boden steckt. Der letzte Blutstropfen wird ausgesogen. . Ueberläßt der junge Pächter seinen Geschwistern ihren Antheil in natura, so zerfällt sein Hof auf immer; kauft er ihnen denselben ab, so nimmt er, wo ihm nicht etwa Fortuna eine reiche Braut zuführt, Capitalien auf, und steckt sich in Schulden. . . Was für Meliorationen kann und wird ein so kränkelnder Mann nun machen? . . Freylich tritt ein gleicher Umstand auch wohl in kleinen Pachthöfen ein; allein hier schlägt er nur eine unbedeutende Wunde, die in ein paar Jahren durch Sparsamkeit und angestrengten Fleiß zugetheilt werden kann.

Eine Stelle in der Einleitung zur Kenntniß der englischen Landwirthschaft steht, wiewohl sie hauptsächlich nur gedachte Wirthschaft angeht, wegen der Ausdehnung, die man ihr zu geben scheint, in so enger Verwandtschaft mit dem Inhalte dieses Abschnittes, daß ich nicht umhin kann, sie wörtlich hier anzuführen, und mit einigen Worten zu begleiten.

„Man hat viel darüber gestritten, sagt

Herr A. Thaer nach A. Young,

„ob es für den Staat in Rücksicht der Bevölkerung „und möglichst höchsten Produktion nicht nachtheilig „sey,

„sey, wenn viele einzelne Höfe in einen großen zusam„mengezogen würden; ja man hat oft Gesetze dagegen „in Vorschlag gebracht. A. Young machte dieses zu „einem Hauptgegenstande seiner Nachforschungen, zog „aber aus einer großen Menge von Nachrichten, die „er über Bevölkerung, Cultur und Größe der Farms „im Durchschnitte gesammelt, das Resultat, daß „Farms von 500 und 1000 Acres der Produktion „und Bevölkerung am vortheilhaftesten seyen, und er„wies dieß auf eine unwiderlegliche Art."

Da wir seine Beweise nicht vor Augen haben, so müssen wir solche zwar als unwiderleglich für England annehmen; aber ich glaube, in Rücksicht auf die Niederlande, daß das Gegentheil in diesem Abschnitte eben so unwiderleglich dargethan worden ist.

„Große Pächter sind, wenigstens in England, „gewöhnlich reiche Pächter. Wer aber den meisten „Vorschuß hat, wird die vollkommenere Wirthschaft „treiben."

Es möchte wohl heißen kann: denn sicher geschieht es nicht überall, nicht immer. Auch soll es wohl heißen: Wer verhältnißmäßig den größten Vorschuß hat. „Eine vollkommnere Wirth„schaft und Verrichtung mehrerer Arbeit ist ge„wissermaßen einerley."

Ein sehr richtiger Grundsatz, den ich nicht ohne Absicht diesem zweyten Bande zum Motto gegeben habe. Nun aber ist triumphirend erwiesen, daß bey kei-

ner Wirthschaft auf der Welt verhältnißmäßig mehr Arbeit gethan wird, als in den kleinern belgischen Wirthschaften. So folgt denn offenbar, daß ihnen der Vorzug vor den größeren gebühre.

„Nun aber ist die Arbeit, worinn eine hochgetriebene Cultur besteht, von der Art, daß man nicht „Knechte und Mägde darauf hält; sondern sie geschieht „durch Taglöhner."

Ich bekenne, daß ich das nicht recht verstehe. Soll es heißen, daß man zum Bestreben nach Vervollkommnung nur ungewöhnliche Arbeit in Anschlag bringen darf, und die gewöhnliche von diesem Ehrentitel ausgeschlossen ist, so kann ich das nicht zugeben. Denn sicher vervollkommnet derjenige, der alles, was er zu machen hat, auf das allerbeste macht; und nicht selten verschlechtert derjenige, der, durch gehäufte außerordentliche Speculationen allzu viel beschäftiget, das alltägliche übersieht oder nachlässig behandelt, wie dieses letztere so ziemlich die Art mancher großen Pächter ist.

„Da die Taglöhner gewöhnlich verheyrathet sind, „und dazu durch die Aussicht, daß ihre Kinder sich „frühe ihren Unterhalt zu verdienen Gelegenheit haben, „aufgemuntert werden: so muß nothwendig die Population weit mehr dabey zunehmen. Wo es hingegen nur „kleinere und ärmere Pächter giebt, da werden fast „gar keine Taglöhner gebraucht."

Ja!

Ja! Aber was für eine Population zeigt uns ein Haufen Taglöhner? Aus einer Erfahrung von 20 Jahren, in denen ich gerade in dem Falle war, kann ich ihn einen Haufen armer Leute nennen, die in brodtheuren Jahren, oder in harten langen Wintertagen, wo ihnen außer dem Hause keine Arbeit von der Art, die man mit Knechten und Mägden nicht zu treiben pflegt, verschafft werden kann, ein Raub des Elendes werden, und ihren Nachbaren und dem Staate zur Last fallen.. Man vergleiche mit einer solchen kränkelnden, ephemeren Bevölkerung den blühenden Zustand derjenigen, wovon Hr. de Beunier uns die Quellen und den Fortgang bey den Bewohnern des Landes von Waes, und Hr. Diercxsen bey den Bewohnern des Departementes der beyden Nethen gezeigt hat... Es ist zu glauben, daß die Vorliebe des großen Arthurs für große Pachthöfe auch großen Einfluß auf das Resultat gehabt habe, das er aus den an ihn eingegangenen Notizen zog; oder wahrscheinlicher, daß diese nur von großen englischen Pächtern eingezogen wurden, ohne daß man die kleinern gewürdiget hatte, sie abzuhören. Ein Land voll Fabriken zählt auch ein Land voll Bettler, und mit jenen haben die großen Pachthöfe eine starke Aehnlichkeit. Die drückenden Armentaxen in England beweisen beydes zur Genüge.

Zweyter Abschnitt.

Größe, Zins und Betriebs-Capital der Pachthöfe in den Niederlanden.

Größe.

Die großen Pachthöfe in den Niederlanden haben, nach Hrn. Balsamo, 50 — 60 Bunder, die mittelmäßigen 30, und die kleinen, welche am häufigsten, besonders in der Nachbarschaft großer Städte getroffen werden, zwischen 5 und 10.

„Im Waeslande, sagt Hr. von Ponderle, welches einen ansehnlichen Theil von Flandern in sich begreift, bestehen die meisten Höfe nur aus 6 oder 7 Bunder, und manche haben deren nur drey bis vier. In dem übrigen Flandern hat der größte Hof wenig mehr als 40 Bunder Ackerland. In Brabant (das wallonische Brabant ausgenommen) kann man die Größe der Höfe im Ganzen zu zehn bis funfzig Bunder annehmen. Im Hennegau sind die Höfe von 70 Bunder und drüber."

Abbé Man giebt die Größe der Höfe für das mittlere Brabant im Durchschnitte zu vierzig Bunder an. „Es giebt, sagt er auch, in den an die Campine „angränzenden Gegenden von Brabant keine großen „Pachthöfe, und schwerlich irgend einige Pächter." Dieses letztere beweist, wie ich schon mehrmalen

malen gesagt habe, daß Hr. Man den nordwestlichen Theil der Niederlande nicht kannte.

„In der Gegend von Brügge" schreibt derselbe Verfasser, „giebt es mehrere große Höfe, die aber „durchgehends reichen Abteyen zugehören. Die Höfe „der Eigenthümer von ursprünglichen Kirchengütern „sind fast alle kleiner, und diejenigen, die ihren Be„sitzern eigenthümlich gehören, sind es noch mehr.

„Der Boden an den flachen Ufern der Leye und „Schelde gehört zu dem besten in Flandern. Er ist „größtentheils ein reicher, sandiger, feuchter, durch „lange und ununterbrochene Cultur beynahe schwarz ge„wordener Lehm. Es giebt hier kaum einige große „Pachthöfe; die von 30 — 37 Bunder gehören zu den „größten, und werden immer kleiner, so wie „das Land besser ist." Ein sicherer Beweis, daß die großen Pächter den Boden nicht so hoch benutzen können, als die kleinen.

In der Gegend von Contigh sind die Höfe von 5 zu 30 Bunder Ackerland; in der Campine von 4 zu 10, ohne jedoch den Gras- und Holzwuchs mit darinn zu begreifen. Um Tirlemont findet man Wirthschaften, die 2, und andere, die 20 ja 30 Pferde halten, also von 10, 100 und 150 Bunder Landes. In den Poldern, unterhalb Antwerpen, enthalten die Höfe 20, auch 50 Bunder.

In Flandern haben die Höfe um die Stadt Alost 10, 20 bis 40 Bunder. Zu Ninove, einer kleinen,

zwey

zwey Stunden oberhalb Alost, an der Dender gelegenen Stadt, findet man Pachthöfe von 12 Pferden, oder 60 Bundern. Ich bemerke im Vorbeygehen, daß die Aecker dieser großen Wirthschaften (zu Ninove) eben so sorgfältig cultivirt sind, als die der allerkleinsten; dabey sind die Pächter derselben sehr wohlhabende Leute. . Die Pachtung des Herrn van Lille bey Voorde, zwey Meilen oberhalb Alost, hat 8 Pferde oder 40 Bunder. Zu Melle, einem unterhalb Gent an der Schelde gelegenen Dorfe, enthalten die Pachthöfe im Durchschnitte 20 Bunder Ackerland. Zu St. Nikolas im Waeslande, haben die größten Pachthöfe nicht mehr als 50 Gemethe oder 16 — 17 Bunder. Man zeigte mir daselbst einen kleinen Hof von 17 Gemethe, wo gar kein Zugvieh gehalten, Mist und Aerndte mit dem Schubkarrn verfahren, und die übrige Arbeit großen Theils mit dem Spaten vollbracht wird. Die Pferdearbeit, die zum Pflügen und Eggen unentbehrlich ist, geschieht im Verdinge. Doch muß ich bemerken, daß die Ländereyen dieses Pachthofes beysammen, und rings um die Wohnung liegen.

Pachtzins.

Der Pachtzins eines Bunders beträgt im Durchschnitte auf schlechtem Boden, wie

in der Campine . .	16	Gulden brab.
auf Mittelboden, wie		
in der Gegend von Contigh .	45	—
zu Ehrembodeghem bey Alost	60	—

zu

zu Melle . . .	50	Gulden brab.
im Lande von Waes .	50	—
auf gutem Boden, wie um die Stadt Alost .	90	—
auf Marschboden, wie zu Oorderen . . .	100	—
zu Eckeren . . .	75	—
Ebendaselbst Wiesen .	120	—

„Gute und wohlgelegene Ackerlande," sagt Hr. Balsamo, „verpachten sich zu 50 fl. pro Bunder. „Dieses ist der gewöhnliche Preis derselben um Alost, „Brüssel, Cortryk, St. Amand u. s. w. Bey Lille „steigt der Pachtzins auf 75 fl. Die Lage hat Ein„fluß auf die Verschiedenheit der Preise der guten Lande „selbst; denn diejenigen, die in der Entfernung von ei„nigen Stunden von großen Städten, oder nicht in „der Nachbarschaft der Canäle und schiffbaren Flüsse „liegen, geben nur 40 fl. Pacht.. Nahe bey Brüssel „giebt es Ländereyen, wovon das Bunder jährlich 118 fl. „zahlt.. Zu Cortryk zeigte man mir ein Stück Land „von drittehalb Bunder, das zu 270 fl. verpachtet „war.. Obgedachte, wiewohl an sich fruchtbare „Felder, würden dennoch weit weniger Zins abwerfen, „wenn sie nicht eine vortheilhafte Nachbarschaft hät„ten.. Die Ländereyen mittelmäßiger Güte in den Ge„genden von Gent und Brügge stehen zu 20 — 30 fl., „und es giebt ihrer in den Niederlanden, die noch we„niger abwerfen."

„Wie-

„Wiesen und Weiden stehen in einem weit höhe„ren Preise in den Niederlanden, als die Aecker." (Dieses folgt denn doch selbst aus den Angaben des Herrn Balsamo nicht.) „Die unendlichen Wiesen zwischen „Mons und Conde thun 50 fl. pro Bunder; die um „Newport, Dixmüden und Damme gelten nicht weni„ger als 60 Gulden, und es ist keine Seltenheit, wenn „gute Wiesen zu 100, 120, ja 140 fl. verpachtet „werden. An mehreren Orten würde der Wiesenpacht „noch höher seyn, wenn nicht ganze Dorfschaften ein „gemein Hütungsrecht darauf hätten, das gewöhnlich „mit Ende Juny seinen Anfang nimmt, und mit Kühen, „Schweinen, Gänsen, und anderm Viehe ausgeübt „wird."

Von Melle,

einem unterhalb Gent an der Schelde gelegenem Dorfe, zog ich die Notiz über die Größe und den Zins folgender Pachtungen ein.

I.

Pacht-Termin von 9 Jahren.
Jährlicher Zins mit Inbegriff aller Lasten 1347 fl.

Ackerland

erster Classe	21 Bund.	146 R.	23 B. 146 R.
zweyter Classe	2 B.	0 R.	

Gebüsch

zweyter Classe	2 B.	371 R.	12 B. 8 R.
dritter Classe	9 B.	37 R.	

Total-Größe der Verpachtung 35 Bunder 154 Ruthen.

II.

II.

Pacht-Termin von 9 Jahren.
Jährlicher Pachtzins und Lasten 747 fl. 10 Sols.

Ackerland

zweyter Classe	12 B. 90 R.	

Total-Größe der Verpachtung 12 Bunder 90 Ruthen.

III.

Pacht-Termin von 6 Jahren.
Jährlicher Pachtzins und Lasten 554 fl.

Ackerland

erster Classe	1 B. 196 R.	9 B. 155 R.
zweyter Classe	7 B. 359 R.	

Gebüsch

zweyter Classe	1 B. 60 R.	2 B. 326 R.
dritter Classe	1 B. 266 R.	

Weide

zweyter Classe	1 B. 10 R.	1 B. 10 R.

Total-Größe der Verpachtung 13 Bunder 91 Ruthen.

IV.

Pacht-Termin nicht angegeben.
Jährlicher Pachtzins nebst Lasten 1022 fl.

Ackerland

erster Classe	0 B. 389 R.	22 B. 360 R.
zweyter Classe	19 B. 237 R.	
dritter Classe	2 B. 134 R.	

Ge-

Gebüsch

erster Classe	0 B.	100 R.	4 B. 2 R.
zweyter Classe	1 B.	281 R.	
dritter Classe	2 B.	21 R.	

Total-Größe der Verpachtung 26 Bunder 362 Ruthen.

Zur Erläuterung voriger Angaben finde ich nöthig, zu erinnern, daß die reine Benutzung eines Bunder Ackerlandes sich zu der der Gebüsche in jener Gegend ohngefähr verhält, wie 3 zu 2, und zu der der Wiesen zweyter Classe wie 4 zu 5.

Man wird im Vorbeygehen über obige Pachtgegenstände beobachtet haben, was ich schon anderswo gesagt habe: daß nämlich sehr viele Wirthschaften in den Niederlanden durchaus ohne Wiesen und Weiden geführt werden.

Betriebs-Capital.

„Um das zur Einrichtung eines Pachthofes in „den Niederlanden erforderliche Capital der Anlage ken„nen zu lernen," sagt Hr. Balsamo, „ist es noth„wendig, die Größe des dazu gehörigen Viehstapels „und Gespannes zu untersuchen. Diese Gegenstände „variiren von einer Gegend zur andern. Hier dasjeni„ge, was ich darüber gesammelt habe."

„Bey Brügge findet man auf einem Farm von „vier und dreyßig Bundern, und bey einem Pachtzinse „von vier und zwanzig brab. Gulden pro Bunder, zehn „Kühe,

„Kühe, hundert und achtzig Schaafe, zwölf Mast-
„schweine und fünf Arbeitspferde."

Das setzt voraus, daß $\frac{2}{3}$tel davon in Wiesen bestehen; sonst würden die Pferde nicht zureichen. Mehr als fünf Bunder Ackerland darf man selbst in leichtem Boden auf ein Pferd nicht kommen lassen.

„Bey Tournay hat ein Hof von funfzig Bun-
„dern, zu einem Zinse von 50 fl. brab. pro Bunder,
„dreyßig Kühe, hundert achtzig Schaafe, zehn Ar-
„beitspferde, einen Haufen Schweine und Federvieh.

„In der Gegend von Ath unterhält eine Wirth-
„schaft von sechzig Bundern, zu dreyßig fl. brab. Zins,
„zehn Kühe, hundert sechzig Schaafe, zwölf Pferde,
„nebst Schweinen und Federvieh."

Diese schwache Proportion des Dünger-erzeugenden Viehes zeigt sattsam, daß wir zu Ath schon aus der Gränze der guten belgischen Cultur heraustreten. Zwischen Antwerpen und Mecheln würde man auf einem Farm ähnlicher Größe gerade fünfmal so viel Vieh unterhalten. Ich überlasse es zu bedenken, ob man mit dem davon abfallenden vergrößerten Düngervorrathe nicht das Doppelte an Früchten aller Art gewinnen würde.

„Ich füge hier die Meinung eines vortrefflichen
„Pächters in Flandern bey: „Auf einem Hofe", sagte
er mir, „von dreyßig Bunder Ackerland, deren jedes
„40 — 50 fl. Pacht thut, können fünf und zwanzig
„Kühe gehalten werden; dann dürfen aber keine Schaafe

„dabey seyn. Sechs Pferde reichen zu seinem Be„triebe hin."

Ein anderer Pächter versicherte Hrn. Balsamo, daß er ein Capital von zehn tausend brab. Gulden in dem Betriebe seines Hofes von funfzig Bundern stecken habe.

In der Nachbarschaft von Gent, wo nach Hrn. Man die Höfe etwa zwanzig Bunder enthalten, hat man selten mehr als 3 — 4 Pferde und 10 oder 12 Kühe. Der Mist von diesem Viehe würde aber keinesweges zureichen, wenn man die holländische Asche und den Straßen-Koth aus Gent nicht zu Hülfe nähme.

Die Pachtung vom Hrn. van Lille zu Smereben bey Voorde in Flandern hat 40 Bunder, 8 Pferde, 17 Stück Rindvieh und 150 Schaafe.

Die Zusammensetzung eines Pachthofes zu Ostmael in der Campine, der unter die ansehnlichen dasiger Gegend gehört, besteht aus 10 Bunder Ackerland, 5 Bunder magern Wiesen, einem Bunder Gehölze, 8 — 10 Bunder abgelegener dürren Haide, 2 Pferden, 7 Kühen und 2 Schweinen. Zu seinem Betriebe gehören Mann, Frau, zwey Knechte, ein Junge und zwey Mägde. Er trägt 240 Gulden brab. Pacht.

In der Gegend von Contigh fand ich auf einem Pachthofe 3 Pferde, 14 Stück Rindvieh und 15 Bunder Ackerland.. Ein Bauer daselbst hatte $5\frac{1}{2}$ Bunder und ein Pferd; ein anderer einen Ochsen, 4 Kühe

und

und 5 Bunder Ackerland. Letzterer rechnete Landpacht und Lasten zu 60, ein anderer zu 50 Gulden das Bunder.

Zu dem Betriebe eines Pachthofes von 10 Bundern Ackerland rechnet man in ebengedachter Gegend im Durchschnitte für nöthig, außer Mann und Frau; zwey Knechte, einen Jungen, zwey Mägde, also in allem sieben Personen; dann 2 gute Pferde und 10 Kühe.. Nebst dem Ackerlande müssen dem Hofe noch anhängig seyn ein Bunder Wiese und fünf Journale ($\frac{5}{4}$ Bunder) Scharholz (Schlagholz, Erdholz) von halb Eichen, halb Erlen, wovon der Pächter alle Jahre ein Journal zu seinem Nutzen hat.. Er bestellt alle Jahre ein Journal mit Kartoffeln zum Genusse seiner Hausleute, schlachtet eine Kuh, ein Schwein, und verbraucht alle drey Wochen einen Sack Roggen (2 Viertel) zum Brodbacken. Da man aber auch den Pferden bey starker Arbeit etwas Brod zu geben pflegt, so rechnet man in dieser Zeit einen Sack Roggen auf vierzehn Tage. In allem 88 Viertel oder Rasières aufs Jahr. Die beyden Pferde erhalten in 12 Monaten 20 Säcke Hafer (40 Rasières, 3680 Pfund), doch auch weniger, wenn der Bauer vollauf Klee zu füttern hat.

Hier die Berechnung der zu obgedachtem Hofe erforderlichen Geräthschaft, des Viehstandes und Gespannes, nebst ihrem Ankaufspreise, so wie ich sie aus den Bemerkungen des Hrn. Diercxsen gezogen habe.

	brab. Guld.	Sols.
Zwey kleine Mist- oder Erd-Karren	72	0
Ein großer Karrn . . .	100	0
Ein Wagen für 2 Pferde *) .	170	0
Ein Pflug	30	0
Zwey Eggen . . .	9	16
Zwey Hamen (Halsgeschirre) .	7	0
Zwey Zäume . . .	6	0
Zwey Sättel . . .	14	0
Eine Schleife . . .	1	10
Eine steinerne Walze . .	7	0
Drey Spaten . . .	5	8
Drey Mistforken **) . .	2	8
Ein Misthaken . . .	0	16
Zwey Aerndtegabeln . .	0	16
Vier Dreschflegel . . .	1	8
Eine Feg- oder Staubmühle .	20	0
Eine Wanne . . .	1	15
Ein Fruchtmaaß von ½ Rasière .	1	10
Drey Feld-Rechen . .	1	1
Ein Kuh-Kessel von dem Inhalte von 150 Potten ***) . .	80	0

Eine

*) Ist bey der Cultur selbst nicht zu gebrauchen, sondern dient nur, nach den Städten zu fahren. Er ist zur Noth für die Wirthschaft entbehrlich.

**) Eine Forke, die zum Aufladen des kurzen Mistes oder Compostes dient, habe ich im I. Bande Tafel 7. Fig. 8. abgebildet.

***) Sechs und funfzig Potten machen ein Viertel oder eine Rasière.

	brab. Guld.	Sols.
Eine Butterstanne . . .	14	0
Ein Rahmbottich . . .	7	0
Ein Buttermilch-Bottich . .	3	0
Zehn Böttiche für die Kühe .	14	0
Zwey kupferne Milcheimer .	12	0
Ein kupferner Milchkessel . .	12	0
Zehn irdene Milchkumpen .	1	15
Ein Schiebe-Karrn . .	4	0
Ein Hastel oder Hand-Kappmesser	1	10
Ein Beil	1	7
Einige Säcke . . .	10	0
Einige Körbe . . .	10	0
Zehn Kühe, das Stück zu 80 fl.	800	0
Zwey Pferde . . .	400	0
Totalsumme der Anlage .	1823	00

Die Einrichtungs-Kosten belaufen sich also, mit Ausschluß des übrigen Hausgeräths, wie Leinwand, Bettung, Holzwerk u. d. gl., an dreyßig rheinische Gulden pro Morgen.

Wir wollen die Auseinandersetzung der übrigen Theile gedachten Pachthofes unmittelbar in dem jetzt folgenden Abschnitte fortsetzen.

Dritter Abschnitt.

Haushaltung, Feldeintheilung, Ausgabe und Ertrag eines Pachthofes von eilf Bundern zu Edeghem.

Es ist äußerst schwer, das ganze Detail einer Wirthschaft, wäre es auch unsere eigene, mit Genauigkeit und bestimmter Wahrheit anzugeben. Diese Angabe wird also beynahe unmöglich, wenn von einer fremden, und zwar im Auslande, die Rede ist. Die Noten von dem Hrn. Diercxsen, die ich hier allein zum Grunde legen kann, verbreiten zwar vieles Licht über diesen Gegenstand; doch hätte manche einer Erklärung und Berichtigung nöthig, die aber wegen Entfernung des Orts unterbleiben muß. Sollte also Folgendes gleich nicht zureichen, um eine untrügliche Durchschnitts-Bilanze über den reinen Ertrag eines Pachthofes zu Edeghem aufzustellen, so bleiben doch die Noten noch äußerst interessant, des ausführlichen Details wegen, das sie von einer belgischen Wirthschaft geben.

Wir haben angenommen, daß der Hof aus zwölf Bundern, worunter zehn Bunder Ackerland sind, bestehe. Der Boden derselben ist lehmigter Sand, der nur durch die Länge der Cultur zu einer mittleren Güte erhoben worden ist. Ein Bunder davon ist Wiese, und einer Schlag- oder Erdholz, wovon der Bauer sein Rei-

Reisig, Zünd- und Back-Holz bezieht. Das Anlege-Capital, das zu Ende des vorigen Abschnittes angegeben wurde, beträgt achtzehnhundert drey und zwanzig brab. Gulden.

Haushaltung.

Wir finden darinn, außer Mann und Frau, drey große und zwey kleine Dienstboten, deren Lohn und Beköstigung hier vorkömmt.

Lohn.

	brab. Guld.	Sols.
Des Hand-Knechtes . .	72	0
Des Fuhr-Knechtes . .	72	0
Eines Jungens von 14 Jahren .	36	0
Der Magd	36	0
daneben sechs Ellen Flächsen- und eben so viel Werg-Leinwand.		
Eines Mädchens . . .	18	0
nebst Leinwand, wie die Magd. *)		
	234	0

*) Zu Voorde in Flandern erhält der Haupt-Knecht 72 bis 90 Gulden Lohn; eine Magd 25 Gulden, und 20 Ellen gebleichter Leinwand, ein paar Schuhe, ein paar Strümpfe und eine graue linnene Schürze. . . Jeder Pachthof in dieser Gegend hat einige Arbeiter das Jahr über in Kost und Lohn. Hr. van Lille, ein Pächter von 40 Bunder, hält ihrer drey. Sie haben jeder 50 bis 60 Gulden Lohn.

Kost.

Im Sommer.

Morgens 8 Uhr ein Pott süßer Milch für die Person, mit eingebrocktem schwarzen Brode; darauf Brod und weicher Käse. Während der Aerndte wird Butter und harter Käse zum Brode gegeben.

Mittags Kartoffeln, mit Essig und Butter zubereitet, oder statt dieser letztern mit Fett und Fleischbrühe; darauf kömmt noch ein Zugemüse, wie Erbsen, Bohnen u. d. gl., wozu ein Stück gesalzenes kaltes Fleisch gereicht wird.

Nachmittags Brod und weicher Käse; in der Aerndte aber giebt man, statt des Käses, Butter oder kaltes Fleisch.

Abends Buttermilchsuppe, Gemüse und weicher Käse.

Im Winter.

Morgens um 5 Uhr: Brey von süßer Milch und feinem Buchwaizenmehl; daneben Brod und weicher Käse. Man rechnet auf jede Person täglich so viel platten oder weichen Käse, als aus einem Pott abgesahnter Milch gemacht wird.

Mittags und Abends, wie im Sommer.

Zum Tranke erhalten sie Klein-Weißbier. In der Aerndtezeit wird dieses schlechte Bier zur Hälfte mit gutem gemischt.

Haus-

Haushaltungs-Kosten,

	brab. Guld.	Sols.
Sechs Tonnen gutes Bier .	30	0
Neun Tonnen Klein-Bier .	13	10
Vier und zwanzig Potten Oel .	20	8
Zwölf Pfund Talglichte für den Stall	6	0
Salz und Essig . . .	3	0
Achtzig Säcke Bierdresche für das Vieh	120	0
Torf für den Kuh-Kessel . .	10	0
	207	18

Ausbesserungs-Kosten.

	brab. Guld.	Sols.
An Geräthschaft für die Molkerey und die Ställe . . .	25	0
An Körben	2	10
An Sattler-Arbeit . . .	4	0
An Wagner- und Schmiede-Arbeit	60	0
Dazu kommen noch Barriergelder, Hülfe in der Aerndte und andere kleine Artikel . . . p. p.	18	0
	109	10

Feldbestellungs-Kosten.

	brab. Guld.	Sols.
Pachtzins von 11 Bundern à 35 fl.	385	0
Contribution und Lasten à 7 fl. 10 ß.	82	10
Ein Wagen Asche auf die Wiese	21	0

An Saatguth.

29 Säcke Tisch-Kartoffeln à 2 fl.	58	0
28 Säcke Vieh-Kartoffeln à 1½ fl.	42	0
5 Viertel Waizen à 6 fl. . .	30	0
6 Viertel Hafer à 2½ fl. . .	15	0
4½ Viertel Roggen à 4 fl. . .	18	0
80 Pfund Kleesamen à 5 Sols .	20	0
	671	10

Wiederholung sämmtlicher Kosten.

	brab. Guld.	Sols.
Interessen des Anlege-Capitals von 1823 Gulden, wegen Risico und Abgang genommen zu 8 pro Cent,	146	0
Lohn der Dienstleute . . .	234	0
Haushaltungs-Kosten . .	207	18
Ausbesserungs-Kosten . .	109	10
Feldbestellungs-Kosten . .	671	10
Total-Summe aller Ausgaben .	1368	18

Was an Früchten in der Wirthschaft verzehrt wird, ist in den Haushaltungs-Kosten nicht mit begriffen worden, weil wir das Quantum bey dem Ertrage jedes

Ar-

Artikels angeben, und davon in natura abziehen werden.

Ehe wir zur Angabe des rohen Ertrages schreiten, müssen wir nothwendig die

Feldeintheilung

der zehn Bunder Ackerland vorangehen lassen. Wir wählen dazu die, in dasiger Gegend am meisten übliche, fünfjährige Fruchtfolge. 1) Kartoffeln, 2) Roggen, 3) Hafer, 4) Klee, 5) Waizen. Nach diesem sowohl, als dem Roggen, folgen in demselben Jahre Rüben und etwas Möhren. Die Feldbestellung erstreckt sich also in allem auf zwey Bunder Kartoffeln, zwey Bunder Roggen, zwey Bunder Waizen, zwey Bunder Hafer, zwey Bunder Klee, und vier Bunder Stoppelrüben.

Klee, Rüben, ein Bunder Kartoffeln, so wie Stroh und Spreu, kommen, da sie dem Viehe verfüttert werden, nicht in den Anschlag des Ertrages. Selbst von dem Bunder Speise-Kartoffeln ist ein Journal zur Beköstigung der Hausleute abzuziehen: es bleiben also nur drey Journale davon zum Verkauf. Von den kleinen Vortheilen, die der Bauer aus Federvieh, Eyern, Früchten oder Frachtfuhren zieht, wird hier nicht die Rede seyn, weil er damit noch einen Haufen anderer, nicht wohl zu specificirender Ausgaben zu decken hat.

Ertrag.

	brab. Guld.	Sols.
Drey Viertel Bunder (3 Journale) Speise-Kartoffeln tragen 225 Säcke, zu 2 fl.	450	0
Zwey Bunder Waizen tragen 88 Viertel, zu 6 fl. . . .	528	0
Zwey Bunder Roggen, 88 Viertel, hiervon 38 Viertel für die Haushaltung ab, bleiben 50 zum Verkaufe, à $4\frac{1}{2}$ fl.	225	0
Zwey Bunder Hafer, 110 Viertel, hiervon 40 für die Pferde ab, bleiben zum Verkaufe 70 Viertel, à 2 fl. 15 Sols. . . .	192	10
Zehn Kühe, wovon jedoch wegen jungen oder auszumerzenden Viehes nur acht in den Anschlag der Benutzung kommen, geben 22400 Potten Milch. Hiervon für den Gebrauch der Haushaltung 2555 Potten abgezogen, bleiben 19845 Potten. 13 Potten auf 1 Pfund Butter gerechnet, geben diese 1526 Pfund Butter, zu 7 Sols	534	0
Vier Kälber zum Verkauf à $2\frac{1}{2}$ fl.	10	0
Total des rohen Ertrages .	1939	10
Davon ab die Summe der Ausgaben	1368	18
Bleibt reiner Ertrag .	570	12

Doch,

Doch, da namentlich einige Hauptartikel in der Ausgabe vergessen worden sind, wie z. B. Verspeisung der Butter und des feinen Mehles zu Brey und Kuchen in der Haushaltung, und das Korn zum Ausmerzen einer Kuh und eines Schweines; da die Grundlasten für unsere Zeiten zu geringe angegeben sind, dagegen der Naturalzehend (weil er nicht mehr gehoben wird) zum Ertrage geschlagen worden, welches jedoch, wenn die Contribution gehörig angerechnet wird, ganz richtig geschehen ist: so können wir nicht weniger als noch hundert sieben und vierzig Gulden von dem reinen Ertrage abrechnen, und es blieben nur noch 423 Gulden. Dieses wäre (im Falle alles seine Richtigkeit hat) ein sehr erheblicher Gewinn.

Es giebt noch eine andere Art, die Bilanze zwischen Ausgabe und Einnahme über den Ackerbau aufzustellen, die nämlich, wo man voraussetzt, daß alle Arbeit im Verdinge geschehe, kein Knecht, noch Gespann, noch Vieh gehalten, der Dünger angekauft, und die Früchte auf dem Felde stehend verkauft werden. . Obgleich diese Weise keine Anwendung auf den gewöhnlichen Gang der Landwirthschaft leidet; so wird dennoch das Detail desselben, so wie es Hr. Diercxsen aufstellt, für manchen Leser ein hohes Interesse haben, weil darinn die ganze belgische Bestellungsart über jeden Artikel vorkömmt, und ihr Durchlesen dasjenige ergänzt, oder resummirt, was ich darüber bey der Cultur jener Früchte schon geschrieben habe.

Der-

Derselbe fünfjährige Fruchtwechsel, den wir so eben vor Augen gehabt haben, wird auch in dieser Bilanze zum Grunde gelegt. Die Berechnung ist auf ein Bunder gemacht.

Erstes Jahr.

Roggen.	brab. Guld.	Sols.
Eggen mit einem Pferde, eine Pause .	0	15
Mit dem Rechen abharken, vier Tagwerke zu 12 Sols	2	8
Pflügen, oder Anschießen in Beete mit 2 Pferden, in 4 Pausen, zu 24 Sols	4	16
Ankauf und Fracht von 60 einspännigen Fudern Düngers, zu 30 Sols .	90	0
Breiten dieses Düngers, oder vielmehr ihn in die Furchen einzulegen, 6 Tagwerke	3	12
Gedachten Dünger unterzupflügen mit zwey Pferden, in 4 Pausen, zu 24 Sols	4	16
Eggen mit einem Pferde, eine Pause	0	15
$2\frac{1}{4}$ Roggen zum Säen, zu $4\frac{1}{2}$ fl. . .	10	$2\frac{1}{2}$
Säer-Lohn	0	3
Eineggen mit einem Pferde, eine Pause	0	15
Walzen eben so . . .	0	15
Rigolen mit dem Spaten ausschießen	2	8
Das Unkraut ausjäten, 12 Frauen-Tagwerke zu 8 Sols . . .	4	16
Landpacht	40	0
Contribution	14	0
Summe aller Unkosten für den Roggen	180	$1\frac{1}{2}$

Auf

Auf diesen Roggen folgen im selben Jahre

Rüben.

	brab. Guld.	Sols.
Das Land umschuffeln oder flachpflügen, mit zwey Pferden in 4 Pausen, zu 24 Sols	4	16
Eggen	0	15
Abharken mit dem Rechen . .	2	8
Das Wegfahren der abgeharkten Stoppeln wird nicht berechnet, weil diese von jedermann zur Einstreuung gern weggetragen werden.		
Das Land umzupflügen, zwey Pferde, 4 Pausen	4	16
Eggen	0	15
Ankauf von 2 Potten Rübensaamen .	0	14
Säer-Lohn	0	3
Eineggen	0	15
Walzen	0	15
Summe aller Unkosten für die Rüben	15	17

Zweytes Jahr.

Hafer.

	brab. Guld.	Sols.
Zum ersten Male pflügen, flach; darauf bleibt das Land 14 Tage unberührt liegen	4	16
Zweyte Pflugart, auch flach . .	4	16
Eggen	0	15
Ankauf und Fracht von 160 Karren Mist	240	0
Latus	250	7

Brei-

	brab. Guld.	Sols.
Transport:	250	7
Breiten des Düngers, 16 Tagwerke .	9	12
Dritte Pflugart	4	16
Eggen	0	15
3 Viertel Hafer zu $2\frac{1}{2}$ fl., und 40 Pfund Kleesaamen zu 6 Sols, zum Säen .	19	10
Eineggen	0	15
Säer-Lohn	0	6
Mit Dornen zu überziehen . .	0	15
Ausjäten des Unkrauts, 24 Tagwerke	9	12
Landpacht	40	0
Contribution	14	0
Summe aller Unkosten für den Hafer	350	8

Drittes Jahr.

Klee.

	brab. Guld.	Sols.
Dreyßig Tonnen Ahljauche zu 7 Sols	10	10
Landpacht	40	0
Contribution	14	0
Summe aller Unkosten für den Klee	64	10

Vier-

Viertes Jahr.

Waizen.

	brab. Guld.	Sols.
Pflügen der Kleestoppel mit stehenbleibenden Rücken	4	16
Ankauf und Fracht von 80 Karren Mist	120	0
Den Mist in die Furchen der zu spaltenden Rücken einzulegen . . .	3	12
Rücken ausstechen mit zwey Pferden, eine Pause	1	4
Schleifen mit zwey Pferden, eine Pause	1	4
Drey Viertel Waizen zum Säen, zu 6 fl.	18	0
Säer-Lohn	0	3
Eineggen	0	15
Walzen	0	15
Die Rigolen mit dem Spaten ausschießen	2	8
Die gelaufene Frucht jäten, 24 Frauen-Tagwerke zu 8 Sols . . .	9	12
Landpacht	40	0
Contribution	14	0
Summa aller Unkosten für den Waizen	216	9

Auf diesen Waizen folgen im selben Jahre Rüben, deren Bestellungs-Kosten gleich denen nach dem Roggen.

Fünftes Jahr.

Kartoffeln.

	brab. Guld.	Sols.
Flach umpflügen.	4	16
Eggen	0	15
Mit dem Rechen abharken . .	2	8
Sehr tief umpflügen *) . . .	4	16
Im Frühjahre wieder pflügen . .	4	16
Vierte Pflugart	4	16
Eggen	0	15
Mit dem Rechen abharken . .	2	8
Ankauf und Fracht von 160 Karren Mist	240	0
Breiten des Düngers . . .	9	12
Fünfte Pflugart	4	16
Mit dem Spaten Löcher stechen, 8 Tagwerke	4	16
Kartoffeln einwerfen, 4 Tagwerke zu 8 Sols	1	12
Für 29 Säcke Kartoffeln zum Pflanzen	58	0
Die Löcher füllen	1	12
Schleifen	0	15
Eggen	0	15
Die Kartoffeln zweymal zu behacken, 15 Tagwerke zu 12 Sols . .	9	0
Landpacht	40	0
Contribution	14	0
Summe aller Unkosten für die Kartoffeln	410	8

Wie-

*) Warum Hr. Diercxsen die tiefen Pflugarten nicht höher berechnet, als die flachen, und umgekehrt, weiß ich nicht zu sagen; es sey denn, daß bey dem Verdinge eine Pflugart in die andere für die gänzliche Bestellung eines Bunders gerechnet werde.

Wiederholung aller Unkosten.

	brab. Guld.	Sols.
Für den Roggen	180	$1\frac{1}{2}$
Für den Hafer	350	8
Für den Klee	64	10
Für den Waizen	216	9
Für die Kartoffeln . . .	410	8
Für die Rüben nach Roggen . .	15	17
Für die Rüben nach Waizen . .	15	17
Total-Summe aller Ausgaben	1253	$10\frac{1}{2}$

Obige Früchte würden auf dem Felde jedesmal verkauft werden können zu folgenden Preisen:

Das Bunder Roggen zu	300	Gulden.
—— Hafer	180	—
—— Klee	300	—
—— Waizen	300	—
—— Kartoffeln	550	—
Die zwey Bunder Rüben	100	—
Summe des rohen Ertrags	1730	—
Davon die Unkosten abgezogen	1253	Guld. 10 Sols.
Bleibt reiner Ertrag	476	Guld. 10 Sols.

Aus dem Vorhergehenden ergäbe sich also von den angenommenen zehn Bundern Ackerland, wenn alles zu ihrem Betriebe im Verdinge gethan, und der Mist angekauft, dagegen die ganze Aerndte auf dem Felde stehend verkauft würde, folgendes Resultat:

Die Unkosten davon kämen an	2504	Guld. brab.
Der rohe Ertrag an . .	3460	——
Der reine Ertrag wäre also	956	——

Nach dieser Berechnung böte die Feldbestellung im Verdinge oder ohne Wirthschaft zu treiben, das Doppelte an reinem Ertrage dar.

Die große Quantität des Düngers, die zu einer belgischen Wirthschaft erfodert wird, muß billig befremden, und es scheint beynahe unglaublich, wie solche darinn hervorgebracht werden kann. Das beweist wohl triumphirend, was Stallfütterung, verbunden mit der belgischen Art, den Dünger im Stalle selbst zu sammeln, vermag.. Wir haben so eben in dem fünfjährigen Fruchtwechsel einen jährlichen Aufwand von 920 einspännigen Fudern Stallmist auf zehn Bunder Ackerland gesehen. Dieses kömmt auf dasjenige heraus, was ich schon anderswo glaube gesagt zu haben: nämlich, daß man in der Gegend von Contigh im Durchschnitte 100 solcher Fuder alljährlich auf das Bunder rechnet, das Kleejahr, im Fall Asche zu haben ist, ausgenommen.

Herr Diercxsen rechnet, daß eine reichlich eingestreute Kuh alle Woche anderthalb Fuder Mist macht. Wir finden also auf einem Pachthofe von zehn Bundern, also auch zehn Kühen, 780 Fuder: setzen wir nun den Mist von zwey Pferden, einem Schweine, und von den neun Hausleuten noch hinzu, so mögen

wir

wir 950 Fuder heraus bringen, wovon dann nach Ueberdüngung der Felder ihrer noch dreyßig für den Garten zurückbleiben.

Hr. Diercxsen beweist dieses durch ein anderes Beyspiel. „Mein Pächter, Delaet," sagt er, „hält neunzehn Kühe und fünf Pferde. Er findet, „daß bey gehöriger Einstreuung seine Stallpfütze in „3 — 4 Wochen voll ist. Diese Pfütze enthält hun„dert einspännige Karren, giebt folglich in Zeit von ei„nem Jahre 1515 Karren Mist, welche wir mit dem „von Menschen und anderm Viehe auf 1600 ansetzen „können. . Dieser Pächter hat zwanzig Bunder; da„von ist eins Wiese, drey tragen Klee, welcher mit „Asche überdüngt wird: obige 1600 Karren Mist sind „also auf 16 Bunder zu vertheilen. . Man bringt „jährlich im Februar zwey Wagen Holzasche (es sind „zweyspännige Fuder) auf ein Bunder Wiese. Die „Asche wird in den Städten aufgekauft, und kömmt „auf vierzig Gulden."

Auszug

eines Bonitirunggeschäftes der Gemeinde von Melle, einem ansehnlichen unterhalb Gent an der Schelde gelegenen Dorfe.

Vorher wird es nöthig seyn, einige örtliche Bestimmungen anzugeben.

Die Ackerlande daselbst sind überhaupt sandig. Einige bestehen aus bloßem Sande, andere aus Sand, Kies und ockerfarbnen Steinen, andere aus Sand mit beygemischter Schlammerde.

Es befinden sich nur wenige gute Heuwiesen in der Gemeindeflur. Sie liegen längst der Schelde. Die schlechten Wiesen werden nicht geheuet, sondern abgeweidet, und sind zugleich mit Waldbäumen bepflanzt. Eigentliche Weiden oder Obstbaumgärten giebt es nicht; woraus man schließen sollte, daß die Stallfütterung daselbst üblich sey, und daß die schlechten Wiesen entweder gemeine Hut seyen, oder manchem Pachthofe als ein Supplement zugelegt werden.

Der dritte Theil der Gemeindeflur ist mit Holz, sowohl hochstämmigem, als niedrigem Fällholze bepflanzt. Dieses wird alle Jahre gehauen; jenes besteht aus Eichen, Buchen, Erlen, Birken und Silberpappeln.

Man pflügt mit einem, auch mit zwey Pferden.

Der Stallmist reicht allein nicht zu, daher der Straßenkoth und der aus heimlichen Gemächern aus Gent, auch die holländische Torfasche und der Kalk zu Hülfe genommen werden. Die Fuder Dünger, wovon die Rede seyn wird, sind zweyspännig.

Die Gegenstände der Cultur sind Waizen, Roggen, Gerste, Hafer, Buchwaizen, Erbsen, Kartoffeln, Pferdebohnen, Klee, Flachs, Raps und Rüben,

ben, wovon beyde letztere blos nur zum häuslichen Bedarf gebauet werden. Der Flachs darf vor dem sechsten Jahre nicht auf demselben Stücke wiederkommen.

Die Fruchtfolgen (wiewohl keine vollständig in ihrem Zusammenhange angegeben wird), sind folgende:

I.	II.	III.	IV.	V.
Flachs.	Flachs.	Hafer.	Kartoffeln.	Buchwaizen.
Klee.	Waizen.	Klee.	Waizen.	Roggen.
Roggen.	Roggen.	Waizen.	Roggen.	Roggen.

Die Pachthöfe enthalten im Durchschnitte zwanzig Bunder Ackerland, einige Bunder Gehölze, und etwas Wiesen, wie wir im zweyten Abschnitte dieser Abtheilung gesehen haben.

Die Feldeintheilung eines solchen Hofes hat auf gutem und Mittelboden

$2\frac{1}{2}$	Bunder in Hafer .	$\frac{5}{40}$ des Ganzen.
$1\frac{1}{2}$	Bunder in Kartoffeln	$\frac{3}{40}$
$2\frac{1}{2}$	Bunder in Klee .	$\frac{5}{40}$
8	Bunder in Roggen	$\frac{16}{40}$
$\frac{1}{2}$	Bunder in Flachs	$\frac{1}{40}$
1	Bunder in Bohnen	$\frac{2}{40}$
3	Bunder in Waizen	$\frac{6}{40}$
1	Bunder in Gerste	$\frac{2}{40}$

Auf schlechtem Boden hat sie

1	Bunder in Hafer	$\frac{2}{40}$

$1\frac{1}{2}$	Bunder in Kartoffeln	$\frac{3}{40}$ des Ganzen.
1	Bunder in Klee .	$\frac{2}{40}$
12	Bunder in Roggen	$\frac{24}{40}$
2	Bunder in Erbsen .	$\frac{4}{40}$
$2\frac{1}{2}$	Bunder in Buchwaizen	$\frac{5}{40}$

Man sieht aus diesen Feldeintheilungen, daß nur ein sehr geringer Viehstapel davon erhalten werden kann. Da nun aber eine solche Wirthschaft, wie wir sehen werden 448 zwenspännige Fuder Dünger gebraucht, wovon sie etwa 45 Fuder ankauft, so scheint nothwendig zu folgen, daß keine Stallfütterung damit verbunden seyn könne.

Roher Ertrag.

Ackerland erster Classe.

Gegenstände der Cultur.	Ertrag pro Bunder. Säcke.	Geldwerth pro Bunder. Frcs.	Ctm.	40stel von 1 Bunder thun	Frcs.	Ctm.
Hafer	36 S.	491	04	$\frac{5}{40}$	61	38
Kartoffeln	160 S.	836	80	$\frac{3}{40}$	62	76
Flachs	256 Stein	928	80	$\frac{1}{40}$	27	66
	7 S. Saamen	177	78			
Bohnen	32 S.	213	76	$\frac{2}{40}$	10	68
Klee		217	69	$\frac{5}{40}$	27	20
Waizen	32 S.	661	76	$\frac{6}{40}$	99	26
Roggen	34 S.	397	12	$\frac{16}{40}$	158	84
Gerste	46 S.	557	76	$\frac{2}{40}$	28	89
Ertrag von einem Bunder				.	476	67

Ackerland zweyter Classe.

Hafer	32 S.	436	80	$\frac{5}{40}$	54	60
Kartoffeln	145 S.	761	25	$\frac{3}{40}$	57	09
Flachs	240 Stein	870	76	$\frac{1}{40}$	25	58
	6 S. Saamen	152	38			
Bohnen	28 S.	187	04	$\frac{2}{40}$	9	35
Klee		217	69	$\frac{5}{40}$	27	20
Waizen	28 S.	579	04	$\frac{6}{40}$	86	85
Roggen	30 S.	350	40	$\frac{16}{40}$	140	16
Gerste	40 S.	502	40	$\frac{2}{40}$	25	12
Ertrag von einem Bunder				.	425	95

Ackerland dritter Classe.

Gegenstände der Cultur.	Ertrag pro Bunder. Säcke.	Geldwerth pro Bunder. Frcs.	Ctm.	40stel von 1 Bunder thun	Frcs.	Ctm.
Hafer	29 S.	395	85	$\frac{2}{40}$	19	79
Kartoffeln	135 S.	728	75	$\frac{3}{40}$	53	15
Klee		181	41	$\frac{2}{40}$	9	07
Roggen	27 S.	315	36	$\frac{24}{40}$	189	21
Erbsen	24 S.	370	08	$\frac{4}{40}$	37	01
Buchwaizen	24 S.	305	04	$\frac{5}{40}$	38	14
Ertrag von einem Bunder				.	346	37

Die nachher folgende Tabelle der Auslagen ist zu unvollständig und unbestimmt, als daß sie die geringste Aussicht zu einer Bilanze darbiete; auch führe ich sie als ein bloßes Bruchstück an. Einsaat, Pachtgeld, Lasten fehlen darinn. Ob, und wie hoch der Stallmist darinn berechnet ist, weiß ich nicht. Jede Pflugart ist zu 15 Franken 24 Centimen angeschlagen.

Die Total-Unkosten der Cultur sind mit Ausschluß von Landpacht und Contribution folgender Maßen aufgestellt worden.

Ackerland erster Classe:

Ertrag . .	476 Franken	67	Centimen.	
Kosten . .	349 —	88	—	
Gewinn . .	126 —	79	—	

Acker-

Ackerland zweyter Classe:

Ertrag . .	425 Franken	95 Centimen.
Kosten . .	321 —	44 —
Gewinn . .	104 —	51 —

Ackerland dritter Classe:

Ertrag . .	346 Franken	37 Centimen.
Kosten . .	281 —	48 —
Gewinn . .	64 —	89 —

Arbeit,

Arbeit, Dünger und Unkosten.

Cultur-Gegenstände.	Zahl der Pflugarten.	Zahl d. Fud. Dünger.	Fremde Düngungsmittel.	Jäten, Hacken. Francs.	Jäten, Hacken. Centm.	Aerndte-Kosten. Francs.	Aerndte-Kosten. Centm.	Total-Kosten pro Bunder. Francs.	Total-Kosten pro Bunder. Centm.	40stel von 1 Bunder thun	Francs.	Centm.
Hafer	3	24	64 Tonnen Unrath à 75 Ct.	36	28	10	89	211	38	$\frac{5}{40}$	26	42
Kartoffeln	3	32	Unrath od. Kalk für 60 Francs	Pflanzen. 25	Behakken. 40	36	28	291	13	$\frac{3}{40}$	21	83
Flachs	3	24	——	25	40	453	52	633	95	$\frac{1}{40}$	15	83
Bohnen	3	24	——	Pflanzen. 32	Behakken. 65	10	88	176	74	$\frac{2}{40}$	8	84
Klee	—	—	120 Böttiche Asche für 98 Fr.	—	—	—	—	157	83	$\frac{5}{40}$	19	73
Waizen	2	12	——	27	21	12	70	166	99	$\frac{6}{40}$	25	05
Roggen	2	32	——	—	—	12	70	141	36	$\frac{16}{40}$	56	54
Gerste	2	12	——	27	21	10	89	155	09	$\frac{2}{40}$	15	51
Erbsen	2	12	——	—	—	7	26	105	58	$\frac{4}{40}$	10	56
Buchwaizen	3	—	——	—	—	7	26	71	56	$\frac{5}{40}$	8	97

Der Wiesen-Ertrag ist in ebengedachter Bonitirung auf folgende Weise angegeben.

Wiesen erster Classe.

			Frk.	Ctm.
Ertrag: 1520 Büschel Heu zu 8 Pfund, werth			266	30
Die Nachmahd dient zur Weide, geschätzt zu $\frac{1}{5}$ der Vormahd .			53	26
Ausgabe: Mähen und Heuen	23	58		
Laden, Verfahren .	12	70		
Unterhalt der Wiese .	32	65		
Einnahme			319	56
Ausgabe . . .	68	93		
Reiner Ertrag . .	250	36		

Der reine Ertrag der Wiesen zweyter Classe wird zur Hälfte des der ersten Classe, und der Ertrag der Wiesen dritter Classe zur Hälfte des der zweyten angesetzt.

Abschätzung der Gebüsche.

Erste Classe.

			Frk.	Ctm.
Achtjähriger Ertrag: 4000 Bündel Holz, das Hundert zu 19 Franken 27 Centimen . . .			770	80
Hochstämmiges Holz . .			77	08
Ausgabe: Hauen und Binden	72	56		
Dem Buschwächter . .	24	—		
Unterhalt des Gehölzes und der Gräben	24	—		
Einnahme			847	88
Ausgabe . .	120	56		
Reiner Ertrag von 8 Jahren	727	32		
Thut jährlich . .	90	91		

Zwey-

Zweyte Classe.

			Frk.	Ctm.
Ertrag: 2700 Holzbüschel . .			520	29
Hochstämmiges Fällholz . .			52	03
Ausgabe: Hauen, Binden	48	98		
Buschwächter, Unterhaltung des Gehölzes und der Gräben . . .	48	—		
Einnahme			572	32
Ausgabe . . .	96	98		
Reiner Ertrag von 8 Jahren	475	34		
Thut jährlich . .	59	42		

Dritte Classe.

			Frk.	Ctm.
Ertrag: 2200 Holzbüschel . .			423	94
Hochstämmiges Fällholz . .			42	39
Ausgabe: Hauen, Binden	39	91		
Buschwächter, Unterhaltung des Gehölzes und der Gräben . . .	48	—		
Einnahme			466	33
Ausgabe . . .	87	91		
Reiner Ertrag von 8 Jahren	378	42		
Thut jährlich . .	47	42		

Zur

Zur Completirung dessen, was wir über die Zusammensetzung und Feldeintheilung der niederländischen Pachthöfe gesagt haben, fügen wir noch Folgendes aus den Antworten des Hrn. von Ponderle an den Board of Agriculture bey.

„Folgendes ist die in mehreren Gegenden von „Brabant jetzt allgemein übliche Wirthschaftsart. Ich „nehme z. B. einen Hof von zwey und vierzig Bunder „an; dieser hat sechs Bunder natürliche, und vier Bun„der künstliche Wiesen, und zwey und dreyßig Bunder „Ackerland *). Diese zwey und dreyßig Bunder wer„den alle Jahre (denn Braache wird gar nicht gehalten) „mit sechzehn, oder zuweilen auch nur mit zwölf Fuder „Mist auf das Bunder gedüngt, die Kleefelder ausge„nommen, die im März mit Torfasche bestreuet wer„den, welche auf den Kanälen aus Holland kömmt. „Man braucht davon oft achtzig bis hundert Fässer **) „auf ein Bunder, wovon die Hälfte oder ein Drittel „zurück behalten, und nach dem ersten Schnitte dar„über ausgestreuet wird.

„Die Eintheilung der Felder für einen solchen „Hof ist folgende. Sechs bis sieben Bunder werden „mit Rapssaat bestellt; sechs bis sieben mit Waizen; „vier

*) Da unter den künstlichen Wiesen hier nichts anders als Kleefelder zu verstehen sind, so hätte richtiger 36 Bunder Ackerland gesagt werden können. Der Klee kömmt in dieser Eintheilung alle 9 Jahre wieder.

**) Vermuthlich Rasiers oder Viertel.

„vier bis fünf mit Roggen, und drey bis vier mit „Meng-Korn oder vierzeiliger Gerste. Was die „Sommerfrüchte betrifft, so braucht man vier Bunder „zu Hafer *), zwey zu Pferdebohnen, Erbsen und „Wicken, und vier zu Rüben. Die zu Rapssaat oder „zu Waizen bestimmten Bunder müssen gedüngt wer„den; dann kömmt darauf im ersten Jahre Rapssaat, „im zweyten Waizen **), im dritten — ohne Dün„ger — Roggen.

„Die Einrichtung eines Hofes von siebenzig „Bunder im Hennegau hat folgende Feldeintheilung. „Zehn Bunder sind natürliche Wiesen; zehn tragen „Waizen; zwölfe Roggen; dreye vierzeilige, und „einer zweyzeilige Gerste; achte Hafer; viere Bohnen, „Erbsen, Wicken und Kartoffeln; achte Klee, und „vierzehn liegen in der Braache.. Der Besitzer ei„nes solchen Hofes düngt zwölf bis dreyzehn Bunder „alle Jahre, und das so gedüngte Land wird auch im „zweyten Jahre wieder mit Korn bestellt. Solcherge„stalt, daß er jedes Jahr sechs- bis sieben und zwanzig „Bunder mit Getreide oder — in der Sprache unse„rer Landwirthe — mit Hartkorn ***) bestellt, und „wenn

*) Dieses äußerst schwache Verhältniß des Sommer- zum Winter-Korne habe ich in den Niederlanden nirgend als auf ganz schlechtem Boden angetoffen.

**) Dieser Waizen auch ganz gewiß ohne Dünger, wenn er nicht Lager werden soll.

***) Unter Hartkorn versteht man gewöhnlich nur das Wintergetreide. Hat der Verfasser es so genommen, so

„wenn vier Bunder mit Rapssaat bepflanzt werden sol„len, so thut man dieß am liebsten in die Haferstop„pel *).“

so muß die angegebene Gerste lauter Wintergerste seyn, um die 26 Bunder heraus zu bringen; versteht er aber Sommergerste darunter und nennt alles Getreide Hartkorn, so haben wir 34 Bunder.

*) Nicht sowohl, weil der Raps die Haferstoppel liebt, sondern weil in dem Dreyfeldersysteme, wie das im Hennegau eingeführt ist, die Braachfrucht erst nach zwey hinter einander gewonnenen Kornärndten folgen darf.

Die ganze Angabe jener Feldeintheilung ist nicht ganz deutlich, und ich weiß mir die Fruchtfolge davon nicht zu abstrahiren.. Man hat vierzehn Bunder in der Braache, und düngt ihrer nur zwölfe?? Der Klee wird doch wohl auch überdüngt, u. s. w.

Vierter Abschnitt.

Landwirthschaftliche Gebäulichkeiten.

Da diese mit dem Ackerbaue so innig verbunden sind, daß, wenn gleich ihre Geräumigkeit und Zweckmäßigkeit nicht zu den Hauptsachen einer guten Wirthschaft gehören, ihre unüberlegte Anlegung oder ihre Unzulänglichkeit doch als Haupthindernisse derselben zu betrachten sind: so glaube ich, daß es hier nicht am unrechten Orte ist, mir einige Worte darüber zu erlauben.

Ich habe schon irgendwo gesagt, daß in den bestcultivirten Distrikten Brabants und Flanderns die Kaufleute, Handwerker, Künstler und Taglöhner das eigentliche Dorf bilden, die Pächter dagegen zerstreut in der Gegend umher wohnen. Diese weise Vertheilung muß man ohne Zweifel als eine der Mitursachen ansehen, die den Ackerbau in jenen Gegenden so sehr befördert haben.

Ein Pächter, der mitten in seinen Besitzungen wie eine achtsame Spinne in dem Mittelpunkte ihres Gewebes sitzt, jede Verrückung fühlt, das Ganze mit einem Blicke übersieht, und mit einem Sprunge überall zugegen ist, hat gegen den, der mit andern in dem immer etwas entlegenen Dorfe zusammen wohnt, Vortheile, die leicht zu begreifen sind.

Wenn

Wenn dieser sein Gespann und Geschirre in den elenden Dorfstraßen zu Grunde richtet; wenn er in nassen Wintern und Frühjahren mit seinem Miste nicht vom Hofe kann; wenn er zu jeder Zeit eine Achtel- oder Viertel-Meile weit Aerndte, Klee und Mist ein- oder auszufahren hat; wenn seine Knechte und Arbeiter in dem Bezirke einer halben Meile nach verschiedenen Seiten zerstreut sind, und also das Auge des Herrn nicht leicht zu fürchten haben; wenn bey unsicherm Wetter die Kornärndte oder das gedörrte Klee- und Wicken-Futter eiligst nach Hause soll: dann muß der Mann wohl fühlen, wie ungemächlich es ist, den Heerd so weit von der Küche zu haben.

So kenne ich zum Beyspiel in dem Jülichschen einen Pächter, der achtzehn Pferde bedarf, um einen Wagen voll Mist auf einen großen Theil seiner Felder zu bringen. Sechs Pferde führen den Wagen bis zu dem Fuße des Berges, sechse bis zu seiner Höhe, und sechse von da bis zum Acker. Wo kann bey solchem Wesen eine hohe, ja nur eine mittelmäßige Cultur Statt haben?

Die landwirthschaftlichen Gebäulichkeiten im Lande von Waes schienen mir unter allen, die ich in den Niederlanden gesehen, die niedlichsten und gemächlichsten zu seyn. Dabey sind sie wenig kostspielig. Scheunen, Ställe, Wagenschoppen sind durchgehends von Holz, und mit Brettern zugeschlagen. Die Wohnung allein ist von Backsteinen, reinlich und gemächlich, mit großen, regelmäßig vertheilten Fenstern versehen. Sie

steht mehrentheils im Hinter,runde eines grasigten geräumigen Hofes. Die zwey oder drey andern Wirthschafts-Gebäude liegen unregelmäßig, doch in gehöriger Entfernung umher; keins ist dem andern anhängig, sondern durch Zwischenräume getrennt, die durch eine geschorne Hecke von Weisdorn und Stechpalmen geschlossen sind. Ein leichtes Gatterthor zeigt den Eingang. Der Anblick eines solchen Pachthofes ist eben so angenehm ländlich, als der Aufenthalt darinn für seine Bewohner heiter und gesund ist.

Wie oft dachte ich bey jenem Anblicke an unsere stinkenden dumpfigen Bauerhöfe, wo zwischen zusammengepreßten Scheunen und Stallungen sich der Tag mit Mühe durch ein Fuß langes Loch, dem man Ehrenhalber den Namen eines Fensters giebt, schleicht, um eine verrauchte Kammer zu erhellen, in welcher ein halb Dutzend Menschen vergeblich nach frischer Luft schnappen! — Freylich macht Gewohnheit den Fehler schön; aber wer fühlt nicht, daß unter einem heitern schönen Himmel ihm das Herz freudiger in der Brust schlägt, als in der Hülle eines stinkenden Nebels? Man wird dieses vielleicht nur als Nebensache ansehen; allein ich denke immer: ein frischer fröhlicher Mensch geht muthiger an seine Arbeit, als ein trübsinniger verschmutzter. Uebrigens könnte dieses vielleicht einen Eigenthümer bewegen, an seinen Pächter zu denken, und ihm aus Menschlichkeit ein paar größere Glasfenster einsetzen zu lassen, demjenigen aber, der einen neuen Pachthof zu errichten hat, Gelegenheit geben, einen hellen offenen Plan dafür zu wählen.

Die

Die Geräumigkeit des Hofes ist eine der Hauptbedingungen, die zu einer guten Wirthschaft gehören: denn außer der Beförderung der Gesundheit für Menschen und Vieh, ist es eine überaus große Bequemlichkeit, wenn man mit Karren und Wagen beliebig nach allen Seiten wenden, durch-, zu- und anfahren kann. Es ist ein bedeutender Nutzen für den, der den Mist nicht bis zum Wegbringen aufs Feld in dem Stalle kann liegen lassen, wenn er im Hofe hinreichenden Raum hat, ihn in Haufen zu schlagen, und diese nach dem Alter oder der Bestimmung darinn zu ordnen, ohne daß sie dabey dem Wasserstrome zusammengedrängter Dächer ausgesetzt sind. Die Geräumigkeit des Hofes ist beynah eine Nothwendigkeit für den Stallfütterungswirth, damit er sein Vieh zur Tränke, oder doch aus dem Stalle lassen kann, wenn dieser gereiniget wird.

Aber, leider! Architekten, Herren und Räthe werden nicht leicht einen Plan zu einem guten Bauerhofe entwerfen, bey dem es nicht auf Glanz und Regelmäßigkeit, sondern auf Güte und Zweckmäßigkeit ankömmt.

In den niederländischen Gegenden, wo den Kühen im Winter warm gefüttert wird, hängen die Ställe mit dem Hause zusammen, Scheune aber und andere Wirthschafts-Gebäude sind davon getrennt. Ueber die Ställe habe ich schon alles mir Bewußte gesagt. Die Wohnhäuser der Pächter sind nur einstöckigt, das heißt: alle Zimmer sind auf der Erde; darüber ist der Speicher

cher (Söller). Das Aufthürmen landwirthschaftlicher Gebäude, da wo es nicht an Platz fehlt, ist eine Unbesonnenheit. Freylich erfodern die einstöckigten, der größeren Ausdehnung wegen, die man ihnen zu geben gezwungen ist, mehr Dachung; dafür aber haben sie auch mehr Speicher, woran es auf Pachthöfen gewöhnlich fehlt; sie brauchen weniger Stärke; sind gemächlicher, weil man keine Treppe zu steigen hat, wärmer und geschützter gegen Wind und Stürme, als die mehrstöckigten Häuser. Ich sah bey Antwerpen Gebäude von einer Leichtigkeit, die mir unglaublich schien.

Die Scheunen sind ebenfalls nicht hoch, aber lang, wodurch beym Tassen der Früchte viele Arbeit erspart wird. Die Tenne läuft nicht in die Breite, sondern in die Länge der Scheune, längst der Mauer an der Hofseite. Sie hat zwey entgegengesetzte Thore, welches das Einfahren erleichtert, indem der volle Wagen zu einem Thore hinein, und zum andern wieder leer hinaus geht: eine Bequemlichkeit, die sich selten da findet, wo die Tenne über die Breite der Scheune gezogen ist. Wenn hier der Wagen bey dem Eingange angelangt ist, müssen die beyden vordern Pferde abgespannt, und der beladene Wagen, nicht ohne starke Anstrengung, von den hintersten allein eingezogen werden. Ist abgeladen, so wird der Wagen wieder rücklings hinausgeschoben. Kömmt nun während des Abladens ein Regenschauer, und der zweyte Wagen kömmt über Hals und Kopf in den Hof gesprengt, so weiß man ihn nirgends unterzubringen, und die Ladung wird naß. Gegen

gen diese Unannehmlichkeit bietet eine lange Tenne einen ruhigen Zufluchtsort an, welcher auch nicht selten bey dem Heu-Einfahren von großem Nutzen ist.

Den bedeutendsten Vortheil finde ich jedoch darinne, daß man die einzuscheurenden Früchte auf dem Lager gehörig classifiziren, und dadurch beym Ausdreschen ohne Anstand zu jeder Getreideart gelangen kann, welches bey einer andern Richtung der Tenne nicht Statt findet, wodurch nicht selten Aufenthalt und Unannehmlichkeiten entstehen.. Uebrigens kann man auf einer solchen langen Tenne mit zwey Parteyen dreschen, oder einen Theil derselben zum Strohablegen gebrauchen, oder diesen für einige große Wagen zum Schoppen dienen lassen: daher kein verlorner Raum (wie man wohl vorwirft) dabey entsteht.

Im Ganzen sind die Scheunen in den gut cultivirten belgischen Distrikten nicht groß, und selten zureichend: daher es gewöhnlich ist, Getreide-Schober (Fiemen, Hausten) anzusetzen. Diese Schober werden nicht höher errichtet, als man mit der Aerndte-Gabel von dem Wagen die Garben zureichen kann. Sie höher anzulegen, ist widersinnig: theils weil bey dem Aufziehen mit der Rolle viel Zeit verloren wird; theils weil die hohen Fiemen, wenn sie nicht sehr wohl angelegt sind, sich nach einer Seite sacken, und den Einsturz drohen; theils weil bey dem Abbrechen und Einscheuren derselben durch das Abwerfen mehr Getreide verloren wird.. Die Form der niederländischen Fiemen ist dieselbe, wie der Herr Geh. Rath Thaer sie uns im

zweyten Bande seiner Einleitung von England dargestellt, ihre Anlage zureichend beschrieben, und ihren Nutzen sattsam gerechtfertiget hat.

Mäuse und Ratten thun bekanntlich an dem gebansten Getreide in manchen Jahren vielen Schaden; dieses trifft dann auch das Korn, das in Fiemen aufgesetzt ist. Zur Abwendung dieses Uebels treffen die Engländer bey den ihrigen eine Vorrichtung, die an den niederländischen Fiemen fehlt: die nämlich, daß jene ihnen einen ausgemauerten Stand mit einem stark hervortretendem Rande geben, wodurch dem Feinde der Eingang verwehret wird; eine Vorrichtung, die gewiß überall zu empfehlen ist. Hierüber hat mich ein Engländer belehrt, daß man sich sehr hüten müsse, keine Stange oder sonst was gegen die Fiemen anzulehnen, welches dem Ungeziefer zur Leiter oder Brücke dienen könne. Er habe, sagte er mir, schon solcher Fiemen gesehen, die nach ein paar Jahren gegen ihre Mitte zu gänzlich zusammengesunken waren, indem die Mäuse alles Stroh und Getreide darinn aufgezehrt hatten.

Die Errichtung großer Scheunen ist ungleich kostbarer, als die aller andern landwirthschaftlichen Gebäude: daher ich jedem Eigenthümer den Rath gebe, sie so klein und leicht, aber auch so bequem als möglich zu machen. Unter die Bequemlichkeiten rechne ich außer einer schönen großen Tenne und doppeltem Zugange, daß sie so gesetzt sey, daß die Fiemen von zwey Seiten möglichst nahe angebracht, und die Garben derselben durch be-

besonders dazu bestimmte, mit Läden geschlossene Löcher eingeworfen werden können.

Ich habe eine kleine brabantische Scheune neuer Bauart auf Tafel IX. Fig. 6. im Durchschnitte ihrer Breite nach abgebildet. Sie ist sehr solide. a zeigt die Dreschtenne. Die Fig. 7. zeigt eine andere von alter Bauart. Es ist schwer zu begreifen, wie sie stehen kann; auch empfehle ich sie nicht als Modell. Sie ist mit Stroh gedeckt, jene mit gebackenen Ziegeln.

Obgleich keine Bedachung leichter, wärmer im Winter, und kühler im Sommer ist, als die von Stroh, so verursachet sie doch bey großen Gebäulichkeiten für Anlage und Reparatur einen starken Aufwand von Stroh zum Nachtheile der Aecker. Ich kenne Pächter in meiner ehemaligen Gegend, die sich gegen den Eigenthümer erboten haben, daß, im Fall er das Dachwerk mit Ziegelsteinen decken wolle, sie gerne die jährlichen Reparaturen davon übernehmen, und die Summe, die es gekostet, verzinsen wollten.

Die Dächer, die mit gebackenen Ziegeln gedeckt sind, fodern eine solide Struktur der Wände sowohl, als des Dachstuhles, haben überdem die Unannehmlichkeit, daß bey einem Sturme die Ziegeln wie Spielkarten davon wegblättern. Das Uebel kömmt von innen, und stets an der dem Winde entgegengesetzten Seite des Daches. Denn hat der Wind nur einmal durch ein offenes Fenster, eine Thüre oder ein Loch Eingang gefunden, so stößt er von unten gegen die Zie-

geln an; und dann geht's ans Reißaus. Man kömmt dieser großen Unannehmlichkeit auf folgende Weise in den Niederlanden zuvor. Noch ehe die Ziegeln aufgelegt werden, nagelt man unten gegen die Sparren gespaltene Stecken (Reifenholz) an, gerade so als wenn man ein Strohdach zu machen hätte, nur mit dem Unterschiede, daß bey diesem, wie bekannt, die Stecken von oben auf die Sparren genagelt werden. . Nun werden alle Zwischenräume von Sparre zu Sparre mit Stroh (Wamen) gefüllt, und solches auf die Stecken angebunden. Man bemerke dabey, daß das Stroh nicht dicker aufgetragen werde, als es die Sparren selbst sind. Das Dach sieht nun beynahe einem gewöhnlichen leichten Strohdache gleich. Darauf werden die Latten, zum Aufhängen der Ziegel, über das Stroh her gelegt, und auf die Sparren festgenagelt. Das Dach bildet auf solche Art ein doppeltes Dach, wovon das untere von Stroh, das obere von Ziegeln ist. Ein solches hat auch von dem größten Sturme nichts zu fürchten, und in einem Menschenalter keine Reparatur nöthig.

In dem Namurischen, und dem wallonischen Brabant findet man bey den dasigen großen Pachthöfen auch ungeheure Scheunen; und man kann sagen, daß ihre Errichtung eine ganze Erbschaft kostet. Ich habe mich überzeugt, daß die meisten dieser Höfe ihren Eigenthümern, wenn man den Kaufschilling der Ländereyen nebst den Kosten der Errichtung der Gebäulichkeiten rechnet, nicht ein Prozent abwerfen. Da zu

dem

dem Dachstuhle dieser Scheunen ganz ungewöhnliche Balken und anderes kostbares Gehölze erfodert werden, so sucht man solches durch Mauerwerk zu ersetzen. Zu dem Ende werden die Giebel alle 20 — 24 Fuß wiederholt, doch so, daß diese innern Wiederholungen durchbrochen sind, und gothische Bögen bilden. Man könnte solche Scheunen mit Recht Kirch-Scheunen nennen. Die Fig. 3. auf Tafel XII. stellt eine im Durchschnitte vor. Manchmal befindet sich auf einer, manchmal auf beyden Seiten die Dreschtenne a, b, oder der Raum b dient zum Schaafstalle, oder man läßt ihn ganz weg. Will man die Tenne über die Breite der Scheune anlegen, so fallen beyde Nebenbögen weg, und man braucht nur die Haupt-Arkade. Alle diese Giebel haben die Dicke von zwey Backsteinen (p. p. 20 Zoll); die langen Außen- oder Seiten-Wände der Scheune haben die Dicke von anderthalb Backsteinen oder 15 Zoll. Die Wiederholung der Giebel macht, daß man weder Balken noch Ständer zu ihrem Unterfangen, noch Dachstuhl gebraucht. Die Wermen werden von Giebel zu Giebel in das Mauerwerk selbst eingelegt, wie man bey 1, 2, 3, 4, 5, 6 sehen kann.

Auf gleiche Art ließ sich in holzarmen Gegenden auch ein Schaafstall errichten, wie ich auf Fig. 4. derselben Tafel entworfen habe. Jede Wiederholung des Giebels dient, einen besondern Stall zu formiren, deren jeder 90 bis 100 Schaafe fassen würde.

Ehe ich diesen Abschnitt schließe, glaube ich etwas über das

Fuhr-

sagen zu müssen.

Man weiß, daß die Wagnerarbeit in den Niederlanden besser, leichter und stärker ist, als in allen benachbarten Ländern, daher jährlich mehr als hundert Chaisen und Kutschen allein aus Brüssel nach dem Auslande, namentlich nach Paris gehen. Die Vervollkommnung dieses Handwerkes erstreckt sich denn auch auf das Ackergeräthe, vorzüglich auf Karren und Wagen.

In der Campine bedient man sich blos der Karren. Diejenigen, die zum Transporte des Düngers bestimmt sind, sind kleine Sturz-Karren. Der Kasten dieser überaus leichten Kärrchen ist so fest zusammengefügt, daß das Regenwasser sich darinn wie in einem Topfe sammelt. Der Kasten ist auf die Axe befestiget, und ruhet vorne auf der Scheere, in welcher er vermittelst einer durchgeschobenen eisernen Stange beweglich ist. Die Scheere selbst ist möglichst kurz.

Die Räder haben 4 Fuß 7 Zoll rheinl. im Durchmesser. Der Kasten hat 4 Fuß 4 Zoll in der Länge, 1 Fuß 6½ Zoll in der Höhe, 1 Fuß 11 Zoll in der vordern, und 2 Fuß 1 Zoll in der hintern Weite. Er ist oben um 12 Zoll weiter, als unten am Boden. Von hinten ist er offen; es kann jedoch ein Brett zwerg eingeschoben werden. Nach dem Pferde zu ist der Kasten geschlossen. Er kostet 44 deutsche Gulden. Wer

mit

mit einer besondern Geschwindigkeit ein Land düngen, dasselbe bey feuchtem Boden nicht dabey verderben, seiner Pferde schonen, und auf viere eins ersparen will, der bediene sich dieser, oder ähnlicher kleiner Sturz-Karren zum Mistfahren.

Zum Versuche wurde bey mir zu gleicher Zeit, von demselben Misthofe und auf denselben Acker Mist ausgefahren. Man nahm hierzu einer Seits zwey gewöhnliche Karren und fünf Pferde. Das hinterste Pferd blieb jedesmal in jedem Karrn fest, die drey vordersten aber wurden immer von dem leer ankommenden Karrn ab, und an den vollen abgehenden vorgespannt; und so brachten die 5 Pferde in einem Tage eilf Fuder zu Felde. . Von der andern Seite hatte man 4 Sturz-Karren, 4 Pferde und 2 Führer genommen. Jeder Führer fuhr also zwey Karren zugleich aus. Die Sturz-Karren brachten an demselben Tage 60 Fuder auf. Nehmen wir nun, daß 4 dieser Fuder einem der obgedachten Fuder gleich sind, welches alles mögliche ist, was sich zum Vortheile der vierspännigen Fuder annehmen läßt, so folgt, daß jedes der 5 Pferde 8, 8 Fuder, und jedes der 4 Pferde 15 Fuder weggefahren, also drey Pferde mit einspännigem Karrn so viel Arbeit verrichtet haben, als fünfe mit einem mehrspännigen Fuhrwerke.

Die größeren Karren der Campine sind mit äußerster Pünktlichkeit gearbeitet, und so, wie alle andern Werkzeuge, sauber mit Oelfarbe angestrichen; eine

Zier-

Zierlichkeit, die sich durch die längere Dauer solcher Instrumente recht wohl bezahlt macht, und Jedem zu empfehlen ist. Der Boden davon ist so breit, daß er möglichst nahe gegen die Räder anrückt, daher die Seitenwände auch senkrecht stehen. Diese sowohl, als der Boden, sind mit Brett von Tannenholz zugeschlagen. Die Seitenwände lassen sich abnehmen, passen aber und schließen so genau auf den Boden, daß sich nicht ein Körnchen Rübsaamen hindurch verlaufen kann. Von vorne sind diese Karren-Kasten offen, von hinten aber mit einer beweglichen Rückwand geschlossen. Die Seitenwände sind mit eisernen Krampen versehen, in die im Erfoderungsfalle vier Plattreifen oder breite Spriegel von Eschenholz gesteckt, und mit einem weißen Tuche überzogen werden können. In diesem Zustande dient der Karrn der Familie des Pächters zugleich als Kutsche und als Provisionswagen. Zur Aerndtezeit wird die Rückwand herausgenommen, und Einige erhöhen die Seiten-Wände durch einen Aufsatz, der sie zugleich in der Höhe von vorne und hinten etwas verlängert. Man ladet 150 Gelege Roggen und 200 Gelege Gerste darauf. Der Karrn ruht etwas stark auf des Pferdes Rücken; dafür hat der Boden eine gewisse Schweifung oder Concavität, wodurch sich die Last nach der Axe zu concentrirt. Nie wird mehr als ein Pferd angespannt. Der Fuhrmann geht entweder neben dem Pferde her, und führt es an einer Leine, oder er sitzt (auf Reisen, oder wenn er keine Fracht hat) vorn auf dem Karrn oder zwischen dem Pferde und Kasten; seine Beine hängen auf der linken Seite des Karrns

herab.

herab. Ein solcher Karrn kostet 77 deutsche Gulden.

Zwischen Antwerpen und Mecheln hat man keine Sturz-Karren zum Mistfahren, sondern leichte kurze Karren, die von vorne und hinten offen sind. Sie haben einen ganzen Boden, und geschlossene Seitenwände. Sie dienen auch zum Heu- und Getreide-Einfahren. Es scheint unglaublich, welche Last ein einziges Pferd, (denn auch hier wird nicht mehr eingespannt) bey ebenem festen Wege auf einem solchen kleinen Karrn fortschleppen, und noch unglaublicher, daß man 3000 Pfund Heu darauf laden kann, wie ich selbst gesehen habe.

Zu Antwerpen fand ich Fracht-Karren, deren Räder 175 Centimeter in der Höhe hatten. Man lud 4000 Pfund Waare auf, und das war die Fracht für ein Pferd, jedoch auf gepflastertem Wege.

In den Poldern kostet ein zweyspänniger Wagen 180 brab. Gulden.

Zu Voorde bedient man sich sowohl der Karren als der Wagen. Diese kosten 200 brabant. Gulden. Zwey Pferde fahren damit 600 Gelege Roggen.

Die schönsten und wahrhaft eleganten Wagen sah ich in dem Lande von Waes. Ueberhaupt zeichnet

Stär-

Stärke und Leichtigkeit das ganze brabantische Fuhrwesen aus. Schwere plumpe Karren, wie die meiner Herren Collegen in der Hesbaye, wo ein Pferd erfodert wird, um die leere Maschine vom Platze zu bewegen, sind überall abgeschmackt, und würden in Brabant noch abgeschmackter scheinen.. Alles, was man auch zur Rechtfertigung dieses plumpen Fuhrwesens sagen kann, fällt weg, wenn man, so wie ich in derselben Gegend, ein leichteres aufgestellt, und es anwendbarer und besser als das andere gefunden hat.

An-

Anhang.

Der doppelte Streichbretts = Pflug.

Dieses Instrument, von dessen Gebrauche ich an mehreren Stellen dieses Werkes gesprochen, findet sich auf Tafel VIII. Fig. 1. abgebildet. Der Bau des Ganzen ist von dem brabantischen Pfluge entlehnt. Ich habe also hier blos die Veränderungen anzugeben, die ich dabey angebracht habe.

a, der Kamm, steht hier senkrecht, damit der Pflug, durch höheres oder tieferes Einhängen des Gespannes, zu jeder Tiefe gesetzt werden kann. Eine waagrechte Lage des Kammes wäre hier überflüssig, weil die Pferde dabey nie zur Seite gespannt werden dürfen.

b, das Schaar, ist gewölbt. Man denke sich einen spitzigen hohlen Kegel, den man seiner Länge nach spalten würde, um aus jeder Hälfte ein Schaar zu machen. Die Spitze des Schaars besteht in einem soliden, etwas gesenkten Schnabel. Der hintere Theil desselben ist von beyden Seiten eingeschnitten, und das Eingeschnittene umgekrümmt, wodurch ein Höft x oder offene Scheide entsteht, worein die etwas gerundete und gedünnte Sohle eingeschoben wird. Es bedarf keines Nagels, um das Schaar darinn fest zu halten.

c, die Sohle, die aus einem geraden viereckig-langen Stücke Holz besteht.

d, eine eiserne Nase, die gegen die scharfe Säule oder Schiene befestiget ist, und zum Anhalten der Streichbretter dient.

e, eines der beyden flachen Streichbretter. An dem Vordertheile befindet sich ein Haken, womit es um die Nase eingehangen wird. Gegen den hinteren Theil bemerkt man den Punkt y, welches den Kopf der an dem Streichbrette festsitzenden platten Stange anzeigt, welche durch die Stürze des Pfluges geht.

Fig. 2. zeigt gedachte Stange, die wir den Spanner nennen können, weil durch sie das Streichbrett in einen stumpferen oder spitzigern Winkel gespannt werden kann. Zu dem Ende sind, wie f zeigt, in eine der Kanten Zähne eingehauen, in welche ein Splint eingestoßen werden kann. g zeigt, daß der Spanner ein wenig gekrümmt ist, damit das Loch durch die Stürze, durch welches der Spanner sich hin und her schieben lassen muß, nicht allzu weit gemacht werden darf.

Fig. 3. ist einer der eisernen Splinte, der, damit er nicht verloren gehe, vermittelst seines Kettchens an die Stürze fest gemacht wird.

Fig. 4. zeigt den Pflug von hinten.

Die erste Figur ist zehnmal verjüngt vorgestellt, die übrigen sind auf geradewohl gezeichnet. Ich habe mir

mir nach der Hand noch einen mehr vervollkommnetern Pflug mit gehöhltem Schaare und gewölbten, oder vielmehr gehöhlten Streichbrettern anfertigen lassen; aber ich kann ihn nicht so anschaulich als jenen darstellen.

Ist der Boden fest, so reißt man ihn erst mit dem Schaare ohne Streichbrett auf, darauf hängt man die Streichbretter an, und durchfährt die Zwischenräume noch einmal. Es scheint zwar, daß solches doppelte Arbeit ist; allein man erhält dadurch eine erleichterte, und ungleich bessere Arbeit in einem solchen Boden.

Maulwurfs-Falle.

Ich weiß nicht, ob die Tafel 9. Fig. 2. abgebildete Falle überall bekannt ist. Ich habe sie mit so gutem Erfolge anwenden sehen, sie kostet so wenig, und ist so leicht zu verfertigen, daß ihre Bekanntmachung manchem Flachsbauer und Gärtner willkommen seyn wird. Die Beschreibung wird zeigen, daß kein Bauer ist, der sie sich nicht selbst machen könne.

a ist ein plattes, schmales, etwa einen Fuß langes Holz, in welchem einige Löcher eingebrannt sind. Es wird an seinem untern Theile in ein kleines Klötzchen eingelassen. Bey dem Gebrauche wird um dieses Klötzchen ein kleiner Ballen von Erde angedrückt.

b ist ein viereckigter, nach unten zugespitzter Stock, auf dessen einen Seite ein plattes leichtes Zwergholz, des-

sen Gestalt sich sattsam erklärt, mit einem Nagel befestiget ist; doch so, daß es sich ohne Widerstand um den Nagel drehen läßt.

c ist ein dünner Drath (ein messingner ist, da er nicht rostet, am dauerhaftesten). Dieser Drath, der etwa einen Fuß lang ist, wird an beyden Enden mit einem starken Bindfaden zusammen gebunden.

d ist ein kleiner Stecken, der beynahe seiner ganzen Länge nach gespalten ist.

e ist ein Stecken von elastischem Holze, wie Eichen, Haselnuß u. s. w. An dem Ende dieses Stockes ist vermittelst eines Bindfadens ein Kläppchen befestiget.

Wenn man die Fallen aufstellen will (denn es gehören deren zwey dazu), so sucht man den Hauptgang des Maulwurfs auf, und öffnet ihn mit der Hand. Man sticht den gespaltenen Stecken d mit dem offenen Ende in einer schiefen Richtung in den Boden, und heftet das andere vermittelst eines hölzernen Hakens an die Erde fest. Dieser Stecken, oder vielmehr diese Gabel muß nicht in die Länge, sondern über die Breite des Ganges eingestochen werden. Man läßt den Drath durch die Spalte der Gabel bis zum Boden des Ganges herab. Die ganze Stellung läßt sich aus der Fig. 2. leicht erklären. Nun nimmt man das Holz a und setzt es hinter den Ring, so daß der daran befestigte Erdballen die Oeffnung des Ganzen schließt; doch muß er dem Drathe nicht zu nahe kommen. Darauf wird das Holz b in den Grund gestochen, in einer Entfernung, wel-

welche so eben das Eingreifen der Spitze des daran befindlichen und beweglichen Zwergholzes in eines der Löcher des Holzes a zuläßt. Man sticht den Stock e in den Boden, und beugt ihn über die Falle her, bis das Kläppchen die Einschnitte des Holzes b erreicht, und auf eine leichte Weise darinn aufgestellt wird. Dann ergreift man die Schnur des Drathes, und heftet sie behutsam und ohne Anstrengung um den Stock e. Sind die zwey Fallen aufgestellt, so wird der Gang in dem Zwischenraume derselben zugetreten.

Kömmt nun der Maulwurf und findet seinen Gang durch den Erdballen verstopft, so sucht er ihn wegzuräumen, giebt dadurch dem Holze a eine Erschütterung: die Spitze des Zwergholzes b springt aus dem Loche, wodurch das Kläppchen frey wird, der elastische Stock e auffährt, und den Drath mit sich nach der Höhe reißt; da aber der Maulwurf bey seiner Arbeit in dem Ringe lag, so zieht dieser ihn mit sich gegen die Gabel auf, wo er zwischen ihr und dem Drathe stecken bleibt und erstickt. Ich ziehe diese Fallen den eisernen Zangen weit vor: sie kosten ungleich weniger, werden auf dem Felde nicht nicht gestohlen, und man sieht sogleich, wann sich ein Maulwurf gefangen hat; statt daß man bey den Zangen die Erde beym Nachsehen aufdecken muß, welches oft fruchtlos geschieht.

Mittel gegen die Feld-Mäuse. *)

Seit der Herausgabe des ersten Bandes dieses Werkes traf ich irgendwo eine Vorrichtung zur Tilgung der Feld-Mäuse durch Räucherwerk, welche durchaus eine Bekanntmachung verdient, und gewiß unter allen bisher bekannten Mitteln das wirksamste ist.

Wenn ein neues Werkzeug, dessen Anfertigung mit einiger Ausgabe verbunden ist, sogleich allgemeinen Eingang bey den Bauern einer Gegend findet, so kann man sicher schließen, daß die Nutzbarkeit seiner Anwendung auffallend, und außer allem Widerspruche sey. . In diesem Falle ist das Instrument, das ich zu Weisweiler in dem Jülichschen auf dem Wege von Düren nach Achen fand, und dessen Anwendung ich auf dem Felde beywohnte. Da diese Gegend öfters von den Mäusen heimgesucht wird, so sind jetzt wenige Pächter daselbst, die nicht damit versehen sind.

Das Instrument besteht nebst einem Handblasbalge aus einem eisernen Cylinder, der etwa anderthalb Fuß in der Länge, und sechs Zoll im Durchmesser hält. Sein unterstes Ende ist mit einer festen Platte geschlossen, in deren Mitte sich eine Oeffnung befindet; über dieser ist von außen eine 8 — 10 Zoll lange, etwas krumm gebogene Röhre angebracht. Einen Zoll hoch über dieser Platte oder diesem Boden befindet sich in dem Cylinder ein Rost (Gitter), damit das hineinzuwer-

*) Kann als Supplement zu Seite 304 des ersten Bandes dienen.

werfende Räucherwerk nicht die Oeffnung der Röhre, als den einzigen Ausgang des Rauches, verstopfe. Der obere Theil des Cylinders schließt sich mit einem gut passenden Deckel, in welchem ebenfalls ein Loch ist, in welches die Pfeife des Blasbalges eingestochen werden kann. Von aussen ist an dem Cylinder eine eiserne zweybeinige bewegliche Stütze angebracht. Die Figur 5. auf Tafel XI. wird die Sache noch deutlicher machen. Uebrigens kömmt es nicht so genau dabey auf die Proportion an. Mit Inbegriff des Blasbalges wird das Instrument 8 — 9 Gulden kosten.

Nun seine Anwendung.

Den Tag zuvor, als man das Räuchern unternehmen will, tritt man auf dem Felde so viel möglich alle Löcher der Mäuse zu. Da diese nun des Nachts diejenigen wieder öffnen, welche zu ihrer Wohnung führen, so weiß man bestimmt, wo man zu räuchern hat, statt daß man sonst fruchtlos an manchem nicht mehr bewohnten Loche ansetzen würde. Der Cylinder wird mit Lumpen gefüllt, zwischen welche etwas Schwefelblume oder gestoßener Schwefel eingestreut worden. Man bringt Feuer an die Lumpen, schließt den Cylinder mit seinem Deckel, und schiebt die Röhre davon in ein Mauseloch. Die Stütze dient, um den Cylinder in einer festen und schiefen Richtung zu erhalten. Nun wird der Blasbalg vermittelst seiner Pfeife in das Loch des Deckels eingelassen, und eine kleine Zeit darauf los gefachet; dann setzt man in einiger Entfernung wieder bey einem andern Loche an. Es ist nicht nöthig, solches

bey

bey jedem Loche, wenn ihrer viele sind, zu thun: denn der Rauch circulirt durch die unterirdischen Gänge in der Nähe herum und erstickt unfehlbar alle Mäuse.

Man hat aus Neugierde mehrmalen nachgegraben, und sie schockweise über einander liegend ohne die geringste Spur des Lebens gefunden. Will man durchaus keine auf dem Felde zurücklassen, so tritt man gleich nach dem Räuchern die Löcher wieder zu, und beräuchert am folgenden Tage von neuem alle Löcher, die sich in der Nacht wieder geöffnet haben. . . Als Augenzeuge darf ich diese Rauchoperation Jedem kühn empfehlen, der in dem Falle ist, eines Mittels zur Abtreibung der Feld-Mäuse benöthiget zu seyn.

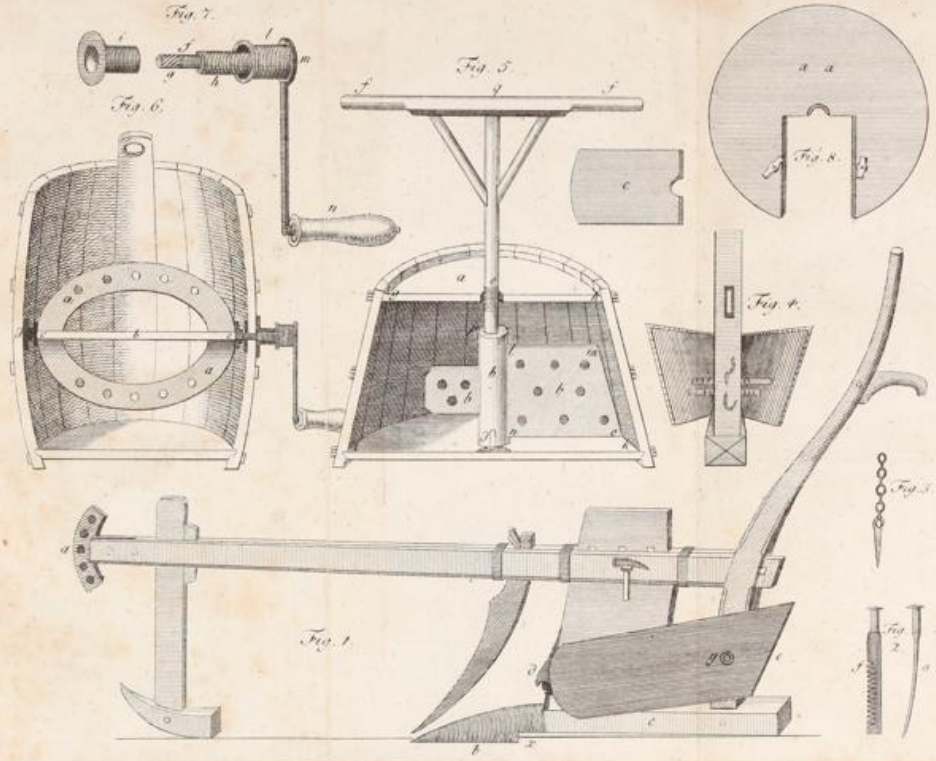


Fig. 7.
Fig. 6.
Fig. 5.
Fig. 8.
Fig. 4.
Fig. 3.
Fig. 2.
Fig. 1.

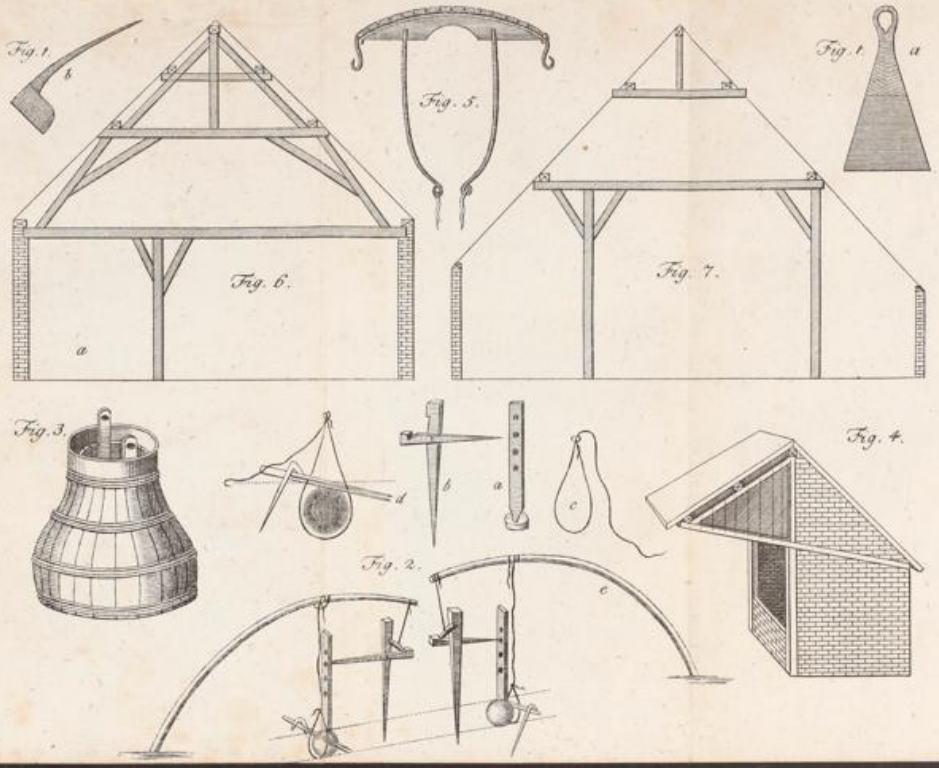


Fig. 1.
b
Fig. 5.
Fig. 1.
a
Fig. 6.
a
Fig. 7.
Fig. 3.
d
b
a
c
Fig. 4.
Fig. 2.
c

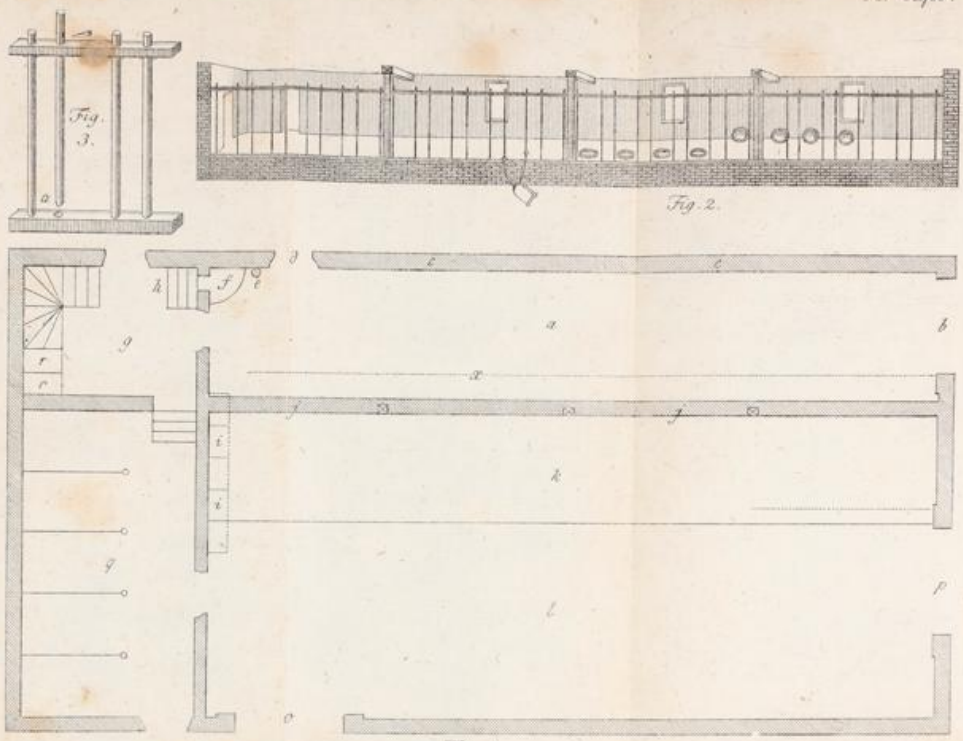


Fig. 3.
Fig. 2.
Fig. 1.

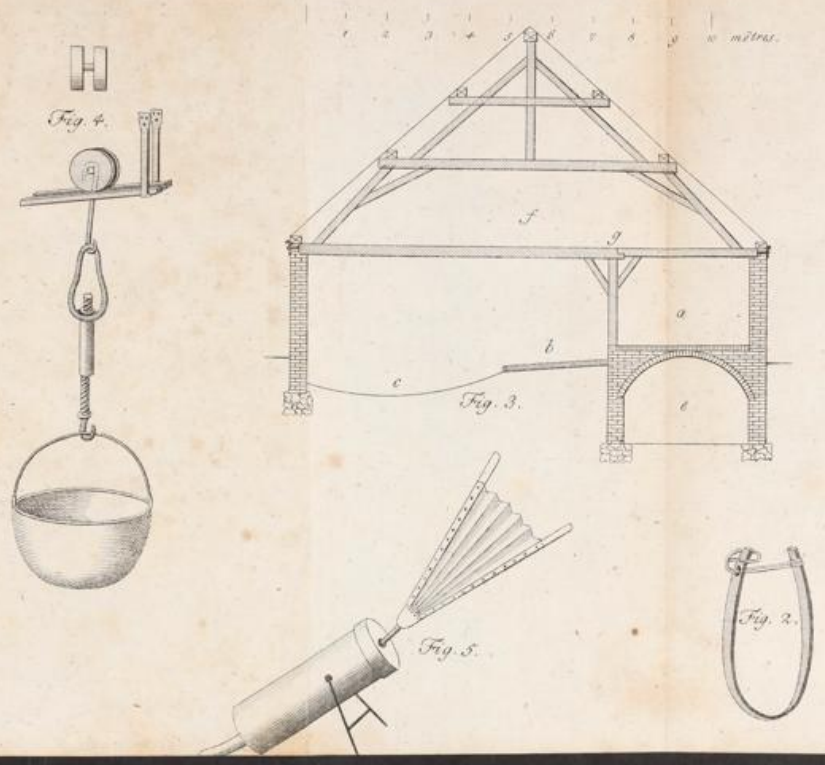


Fig. 3.

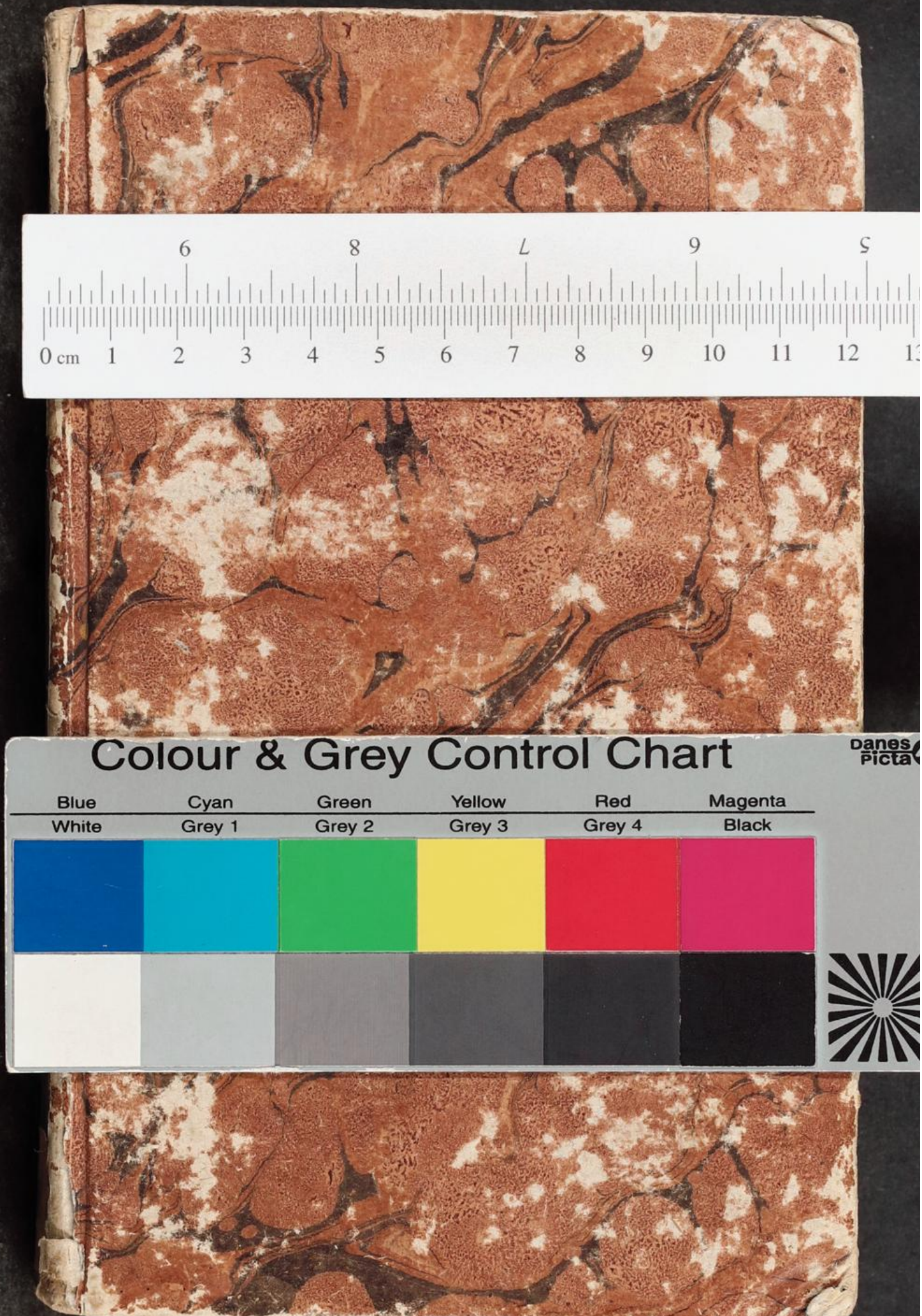
Fig. 4.

Fig. 1.

Fig. 5.

Fig. 2.

Schwäbische
Landwirthschaft
1628.


Colour & Grey Control Chart
Danes Picta
Blue
Cyan
Green
Yellow
Red
Magenta
White
Grey 1
Grey 2
Grey 3
Grey 4
Black